



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

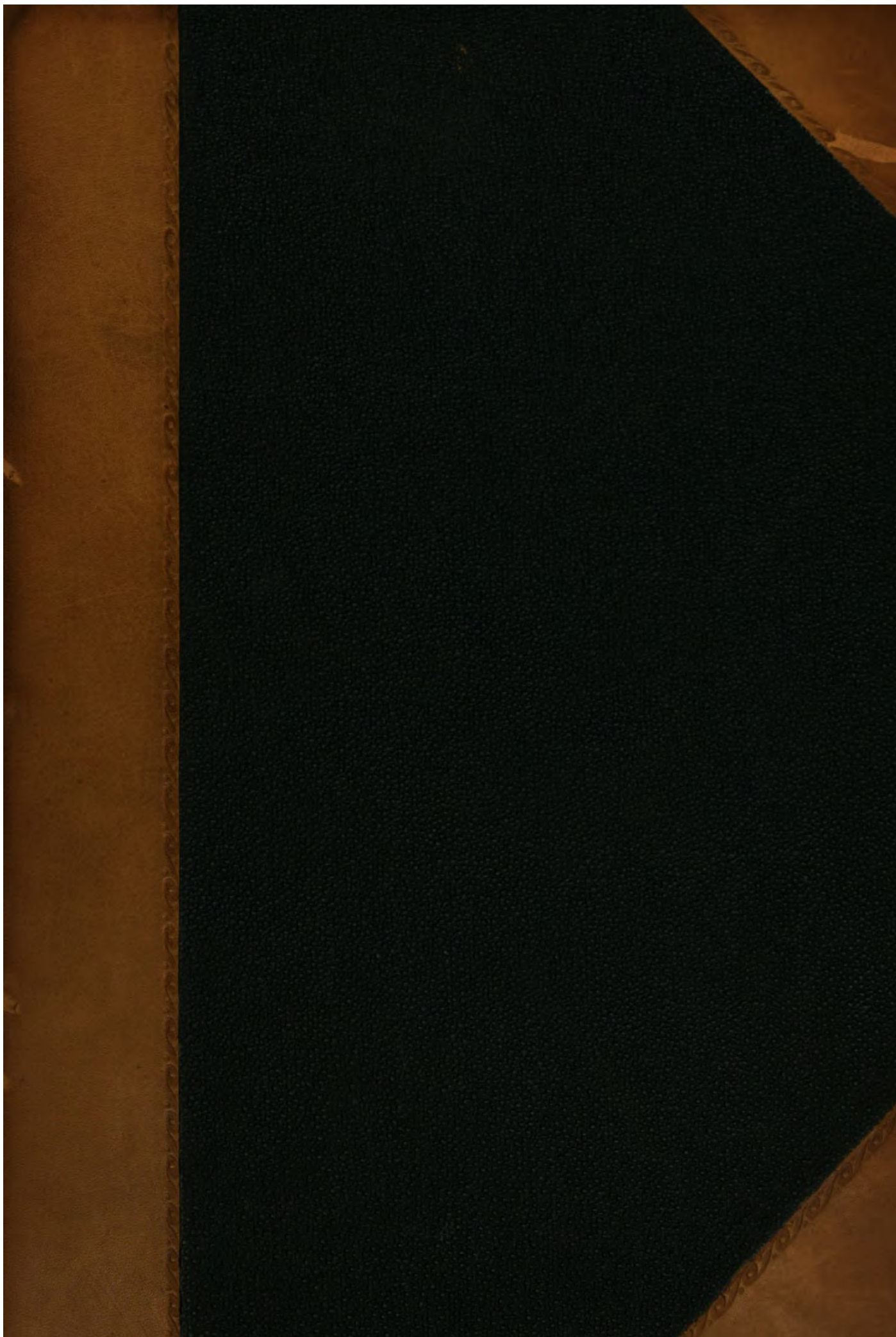
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

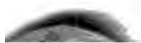
For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.





Charakterbilder

aus der

neueren Geschichte Italiens.

Von

Alfred von Reumont.

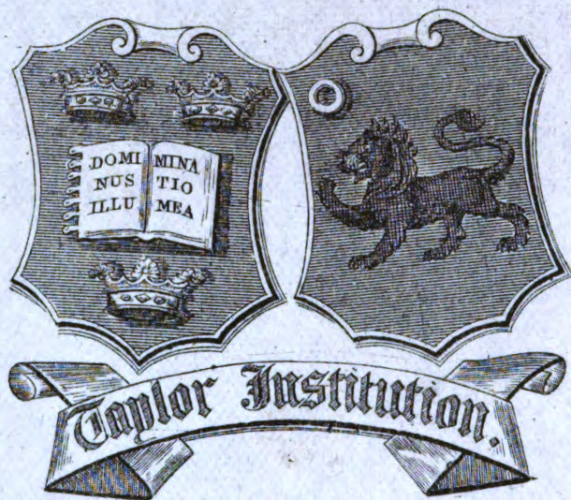


Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1886.

✓
159. a 276





Charakterbilder
aus der
neueren Geschichte Italiens.



Charakterbilder

aus der

neueren Geschichte Italiens.

Von

Alfred von Reumont.



Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

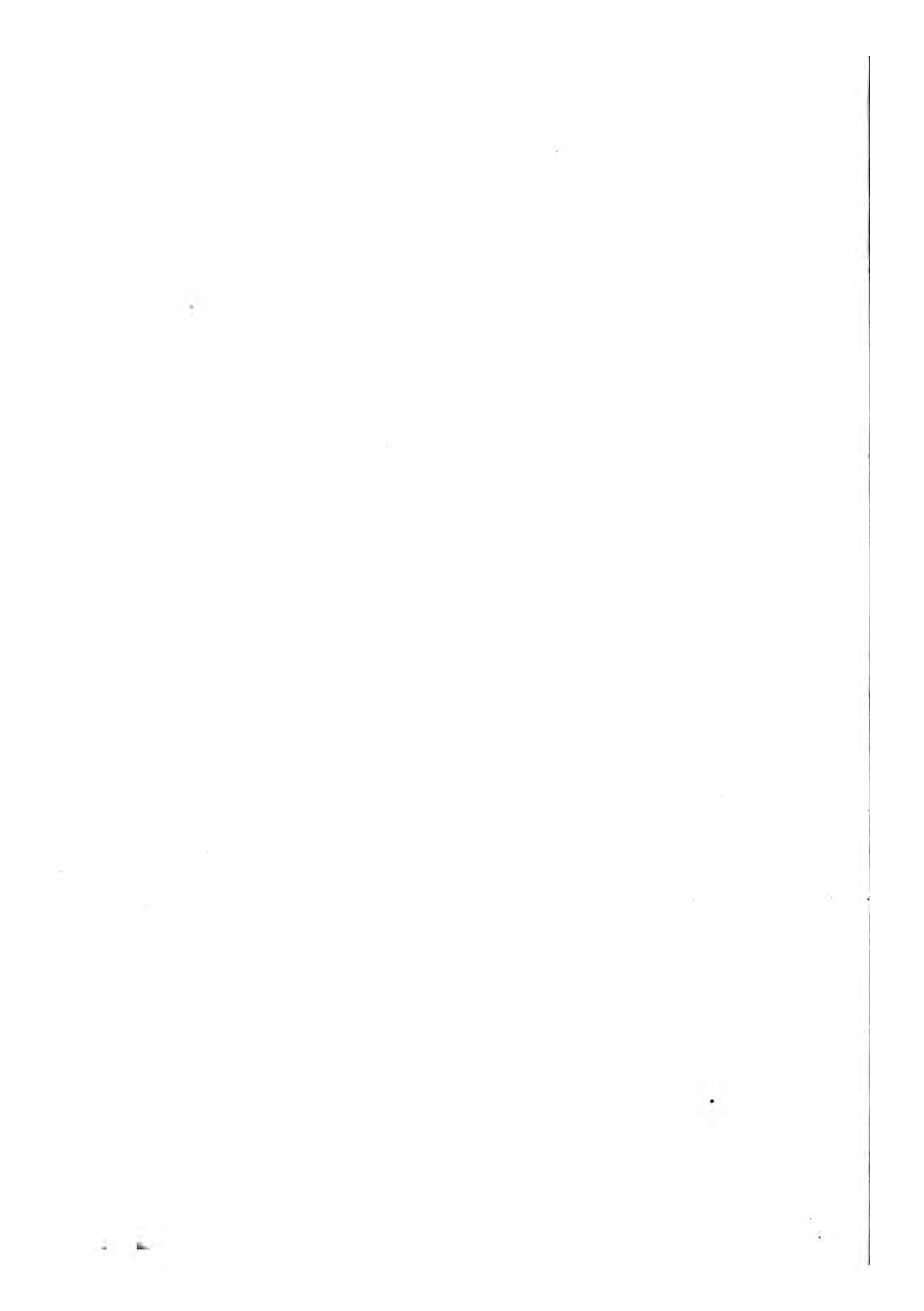
1886.



Das Recht der Uebersetzung wird vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
Carl Ludwig von Bourbon, Herzog von Lucca und Parma	1
Azeglio und Cavour	45
Bettino Ricasoli	77
Ein Philosoph als Staatsmann. Terenzio Mamiani della Rovere	117
Don Michelangelo Caetani, Herzog von Sermoneta . . .	133
Rawdon Brown	169
Der Bildhauer Giovanni Dupré	193
Pietro Ercole Visconti. Der letzte Commissar der römischen Alterthümer	227
Drei Gelehrte. Vetti. Bannucci. Nicotti	241
Carl Hillebrand	267



Meminisse juvabit.

Die gegenwärtigen Lebensskizzen schließen sich den „Zeitgenossen“ von 1862 und den „Biographischen Denksblättern“ von 1878 an und beruhen gleich diesen wesentlich auf persönlichen Erinnerungen. Die Zeit schreitet rasch. Von den Männern, welche in den italienischen Umwälzungen des Jahres 1859 eine bedeutende oder gar eine bestimmende Rolle gespielt, oder das Italien, wie der Wiener Congreß es zu Wohl und Wehe gestaltet hatte, in Wissenschaft, Literatur und Kunst vertreten haben, sind nur noch sehr wenige da. Bald wird nur die Tradition vergangener Zustände bleiben, Mitlebende und Strebende werden jenes Italien nur aus Büchern, seltener aus Mittheilungen der Väter kennen. Ob diese Kenntniß immer eine richtige sein, ob dem Guten immer rechte Anerkennung zutheil werden wird, wer kann es sagen? Die meisten der heute Thätigen waren zu Anfang jenes Jahres recht junge Leute, und ihre erste Zeit ist inmitten der Aufregung der gewaltigen Umwandlung verfloßen, welche für Sammlung und ruhiges

VIII

Urteil keine Muße gelassen hat. Auch auf die Studien hat dieser Umstand mächtig eingewirkt, und das seitdem verflossene Vierteljahrhundert hat größere Veränderung gebracht als die doppelte Zahl an Jahren anderer Epochen. Italien ist ein anderes geworden.

Die meisten von denen die ich gekannt, sind in der jüngsten Zeit abberufen worden. Wenn ich ihrem Andenken Worte widme, so geschieht es mit dem Streben nach Wahrheit und Billigkeit, auch wo eigene Neigungen und Ansichten nicht mit den ihrigen harmoniren. Zwei Nichtitaliener sind den Uebrigen angereicht. Der eine derselben hat Italien sein Leben und seine Thätigkeit geweiht, der andere hat andert- halb Decennien seiner Reise auf der Südseite der Alpen und Apenninen verlebt, und italienischer Einfluß hat sich bei ihm nicht verleugnet. So mögen die Bildnisse des Britten und des Deutschen sich jenen der Söhne Italiens anreihen, denen sie im Leben nahe gestanden sind.

Sonntag Septuagesimä 1886.

Carl Ludwig von Bourbon, Herzog von Lucca und Parma.

I.

Stille und kaum bemerkt, trat in Nizza, welches er zu Anfang wie am Ende seiner Tage unter französischer, folglich fremder Herrschaft sah, in hohem Greisenalter ein Mann von der Lebensbühne ab, der die Weltbühne längst verlassen hatte, gemahnt, wenn nicht genöthigt, durch das Rollen eines Gewitters, dessen vollen Ausbruch er nicht abzuwarten wagte. Es ist ein halbes Jahrhundert her, als man diesen Mann sagen hörte: Si je n'étais pas Duc de Lucques, je serais toujours gentilhomme d'assez bonne maison. Und in der That entstammte er dem Hause, welches, wenn nicht die Majestät der Königswürde, doch in einem seiner Söhne la pompe du néant am höchsten getragen und späteren Geschlechtern schwerstes Loos dadurch bereitet hat. Der im 83. Lebensjahre Abberufene war ein Porphyrogenitus in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes — noch nicht dritthalbjährig, trug er eine

Königskrone. „Domine spes mea a juventute mea“ war die Devise seiner Münzen.

Welche Krone war es, die diesem Kinde aufs Haupt gesetzt wurde, von dem mit mehr Recht als von einem seiner Vettern Bérangers Wort gelten konnte: „Pauvre enfant, tu seras roi!“ Der Lunéviller Friede nahm dem auf allen Punkten unterlegenen Hause Habsburg Toscana, welches seine treue Anhänglichkeit an das ihm endlich liebgewordene fremde Herrschergeschlecht nicht lange zuvor glänzend bewährt hatte, und gab es der Bourbonischen Tertiogenitur von Parma, weil Napoleon Bonaparte daran lag, mit dem spanischen Königshause, dessen Umgarnung bereits begann, einstweilen in gutem Vernehmen zu bleiben. Marie Luise von Bourbon, König Carls IV. von Spanien jüngere Tochter, hatte ihren Vetter Ludwig, Erbprinzen von Parma, im Jahre 1795 geheiratet, und dieser war es, welchem der fünfte Artikel des gedachten Friedens am 9. Februar 1801 das Großherzogthum der Medici mit dem Titel eines Königs von Etrurien zuwies. Es war die erste Verleihung einer Krone durch den Mann, der später in diesem Geschäft große Praxis gewann. Der junge schwache König starb nach kaum zweijähriger Regierung im Mai 1803, mit Hinterlassung eines einzigen am 23. December 1799 gebornen Sohnes. Es war Carl Ludwig von Bourbon, Prinz von Parma, dann Erbprinz von Etrurien. Am 27. Mai 1803 war das Kind König, unter Vormundschaft seiner einundzwanzigjährigen Mutter. An Beide erinnern

die Doppelthaler, welche das toscanische Landvolk heute noch als Schaumünzen verwendet, es heißt, weil es den Brustbildern von Mutter und Kind andere Bedeutung beilegt, mit der Umschrift: Carolus Lud. D. G. Rex Etr. et M. Aloysia R. Rectrix II. HH. (Infantes Hispaniarum). Sonst erinnern die Toscaner sich nicht gerne an die „Zeit der Königin“.

Sie währte nicht lange. Wer die Krone gegeben, nahm sie auch bald wieder. Am 23. November 1807 verkündigte der französische Gesandte D'Aubusson de La Feuillade auf der Villa von Castello der Regentin, ihr Sohn werde einen Fegen von Portugal als König von Lusitanien statt Etruriens erhalten; am 10. December verließ sie Florenz, um sich mit ihren beiden Kindern (sie hatte im Jahre 1802 einer Prinzessin, Marie Luise Charlotte, das Leben gegeben) nach Madrid zu ihren Eltern zu verfügen, die mit Napoleon den Vertrag von Fontainebleau abgeschlossen hatten, der den saubern Ländertausch stipulirte. Mit ihnen zog sie in das schmachvolle französische Exil, wie man weiß längere Zeit das Schloß von Compiègne. Eine ganze Reihe Entschädigungsprojecte schien nur aufs Tapet zu kommen, um die unglückliche Frau mürbe zu machen. Im Jahre 1809 theilte ihr endlich der Großmarschall des kaiserlichen Palastes, Duroc Herzog von Friaul, mit, der Kaiser habe ihr den Palast von Colorno bei Parma zur Residenz und eine Pension von 600 000 Franken bestimmt, und bald darauf hieß oder ließ

man sie abreißen, mit guten Wünschen auf den Weg. Aber statt den Genis zu übersteigen, schlug man von Lyon die Straße nach Avignon ein, unter fortwährender Begleitung von Gendarmen, und von dort ging's nach Nizza, wo ihr eine bescheidene Wohnung angewiesen und erklärt wurde, sie habe daselbst zu verweilen. Scheinbar frei und eine Königin, blieb sie in der That unter polizeilicher Aufsicht. Im Jahre 1811 plante sie hier Flucht nach Sicilien (ihre ältere Schwester Marie Isabelle war mit dem Thronerben Herzog von Calabrien vermählt), oder zu den Engländern. Ein kopfloser Versuch, der zwei ihrer vormaligen Unterthanen das Leben kostete, sie mit ihrer Tochter in die Gefangenschaft eines römischen Klosters führte, während ihr Sohn zu seinem Großvater, dem vormaligen Könige von Spanien, gebracht wurde, der sich mit Napoleons Erlaubniß von Compiègne erst nach Marseille begeben hatte und dann in Rom niederließ, indem er meist die schöne Villa Corsini in Albano bewohnte, welche er käuflich erworben hatte.

Gegen Ende Januar 1814 machte Joachim Murat, damals Oesterreichs Verbündeter, der harten Klosterhaft der Königin von Etrurien (diesen Titel fuhr sie zu führen fort) ein Ende. Ihr Sohn wurde ihr wiedergegeben. Ihr Wohnort blieb einstweilen Rom, wo sie den Palazzo Gottifredi, gegenüber dem Palazzo di Venezia, erwarb, der lange noch Palazzo di Lucca hieß, auch nachdem er in den Besitz des Barons Grazioli übergegangen war, dessen Sohn

ihn völlig umgebaut und um das doppelte vergrößert hat. Der Name der Wohnung deutet an, welches Loos bei der vom Wiener Congreß beliebten politischen Umgestaltung Italiens dieser Linie der Bourbonen zufiel. Hätte Spanien nicht unverständigerweise auf Restitution Toscana's bestanden, wozu nicht die allergeringste Aussicht vorhanden war, so wäre die Rückgabe Parma's an seine Tertio-genitur wol nicht schwer gewesen. So aber mußte es sich, und nur nach mancherlei Schwierigkeiten, mit der künftigen Rückgabe nach dem Tode der Kaiserin Marie Luise und der einstweiligen Ueberweisung des kleinen Lucca abfinden lassen, welches Napoleons Schwester Elise Baciocchi gehört hatte. Erst im Jahre 1817 wurde diese Angelegenheit mit Spanien geregelt und kurz vor dessen Schlusse nahm Marie Luise von ihrem neuen Staate Besitz. Am 13. März 1824 starb sie in Rom, wo sie gewöhnlich den Winter verbrachte, zweiundvierzigjährig, und im Alter von 24 Jahren folgte ihr Sohn Carl Ludwig nach: seit dem 15. August 1820 vermält mit der Prinzessin Marie Therese von Savoyen, der damals siebzehnjährigen Tochter König Victor Emanuels I. von Sardinien und der Erzherzogin Marie Therese von Habsburg-Este, Zwillingschwester der nachmaligen Kaiserin Ferdinand von Oesterreich. Eine jung verstorbene Tochter und der am 14. Januar 1823 geborene Erbprinz Ferdinand Carl waren dieser Ehe entsprossen.

Die Natur hatte Carl Ludwig von Bourbon wahrlich nicht karg ausgestattet. Er vereinigte lebendigen Geist,

rasche Auffassung, Schönheitsfönn und Geschmac an Literatur und Kunst, vielseitige Kenntnisse, treffenden Witz mit vornehmer Erscheinung, einnehmendem Wesen, Courtoisie und Gewandtheit. Er besaß in hohem Grade Herzensgüte, Großmuth, milden Sinn. Aber seine Erziehung, mit dem Contrast des Zwanges durch eine beschränkte, äußerst unwissende, von Kammerfrauen dominirte Mutter, die auch in ihrer Haltung von der Königin nur den Titel gehabt zu haben scheint und den Sohn nöthigte jeden Abend vor ihr auf dem Boden knieend den Rosenkranz zu beten, und der einem ungeduldigen hochgestellten Jüngling so oder so verschafften Freiheit hatte verabsäumt, ihm den sittlichen Halt zu geben, durch welchen allein seine geistigen Vorzüge und seine große Güte und Freundlichkeit zu rechter Geltung gelangen und wahren Nutzen, ihm selbst Befriedigung, dem Volke Glück bringen konnten. Es fehlte dem jungen Fürsten an Eigenschaften, ohne welche alle übrigen eine Regierung nicht vor ärgsten Mißgriffen zu sichern vermögen, es fehlte ihm an Ernst des Charakters und Festigkeit des Entschlusses — es fehlte ihm an moralischem und physischem Muth. Das Wort mag hart erscheinen, aber es beruht auf einem traurigen Selbstbekenntniß. *Que voulez-vous, j'ai peur!* Es half ihm wenig, daß er mit seinem raschen Erkennen den Charakter der Leute bald durchschaute und ihre Schwächen und Fehler herausfand: er wußte im Leben keinen Nutzen daraus zu ziehen. Sein Witz war treffend. Zu Anfang der dreißiger Jahre war Fürst

Alexander Gortschakoff, der nachmalige Reichskanzler, russischer Geschäftsträger in Florenz und Lucca. Der Herzog war es, der sich über Geschäftigkeit und Wichtigthuerei des jungen Diplomaten lustig machte und ihn Monsieur le Surchargé d'affaires nannte. Si vous le saignez, sagte er, vous aurez de l'encre — si vous l'écorchiez, vous trouveriez des dépêches.

Das Land, welches ihm anheimfiel, war von eigenthümlicher Natur. Der Charakter der alten aristokratischen Republik war noch in allem sichtbar. Gut fundirte Anstalten, viel Heimatsliebe und Anhänglichkeit an die Jahrhunderte lang mit Ehren bewahrte Selbständigkeit. Kirchlicher Sinn und gutes Verhältniß zum Klerus, wenn er sich nicht in Regierungsangelegenheiten mischte, wogegen republikanische Traditionen sich sträubten, die sich im Philosophen-Zeitalter nicht vom Frondiren und von Freigeisterei frei gehalten hatten. Napoleons fluge Schwester war mit den Lucchesen vortrefflich ausgekommen. Sie hatte ihnen entschiedene Vorliebe bewiesen, sie geschützt und gefördert, ihnen manche Wohlthaten erzeigt. Die bourbonische Regierung hatte letzteres zwar gleichfalls gethan. Stadt und Land verdanken ihr manches, und es genügt zwei Werke zu nennen, die unter ihrer Herrschaft entstanden. Das eine war das Lyceum, welches drei Facultäten, die juristische, medicinisch-chirurgische und physisch-mathematische, umfaßte und im Jahre 1819 in dem vormaligen, vom Staat angekauften Familienpalaste der

Lucchesini eröffnet wurde. Das andere war der großartige Aquädukt, welcher, nachdem er eine Millie lang, von den Höhen von Borno kommend, in unterirdischem Canal reichliches und auch in der größten Hitze perennirendes Wasser geführt, bei seinem Eintritt in die Ebne dieselbe auf 459 Bogen fast zwei Millien weit durchschneidet, ein Werk einer großen Stadt würdig, welches Zweckmäßigkeit mit künstlerischem Verdienst in Plan und Ausführung vereint. Die Lucchesen waren nicht undankbar gegen die Königin, aber Marie Luise hatte es sich selber zuzuschreiben, wenn der Dank nicht der freudige war, auf den sie wol Anspruch gehabt hätte. Sie hatte zu sehr merken lassen, daß Lucca ein pis-aller war, das sie nothgedrungen annahm. Ihre geistigen Eigenschaften waren nicht von der Art, den Fortschritt wahren zu lassen, welcher unter den Baciocchi, ungeachtet aller Abhängigkeit von fremden Interessen, unverkennbar war. Die verlängerte Anwesenheit fremder Truppen (bis zur Besitzergreifung war Lucca von den Oesterreichern besetzt geblieben und verwaltet worden) hatte überdies manche Uebelstände mit sich geführt. Dennoch war Vieles vorhanden, was eine glückliche Zukunft verhieß, wenn man mit Ernst und gutem Willen an die Arbeit ging.

Es war ein kleines aber gottgesegnetes Land. Vielleicht giebt es in ganz Italien keine schönere, reichere, fruchtbarere Provinz als die von anmuthigen Hügeln unterbrochene, vom Serchio durchströmte Ebene, welche man das

Thal der sechs Millien zu nennen pflegt, an deren südlichem Ende die Hauptstadt Lucca liegt. Freilich ist ein Theil dieser Ebene der Gefahr der Ueberschwemmungen durch die äußerst reißenden, plötzlichen und heftigen Anschwellungen unterworfenen Gewässer des Flusses ausgesetzt, der zu allen Zeiten so große hydraulische Arbeiten nöthig gemacht hat, daß von ihm das Sprichwort sagt: „Kostspielig wie der Fluß für die Lucchesen.“ Aber der Fluß ist auch wieder eine Quelle des Reichthums in der Sommerzeit. Große Canäle leiten sein Wasser in die Niederung und sichern ihr eine doppelte Ernte, während zu gleicher Zeit die vielen Bergströme, die in den benachbarten Schneegebirgen der Apenninen ihren Ursprung haben, auch die höher gelegenen Striche vor Wasserarmuth bewahren. Von den Höhen gesehen gleicht diese Ebene einem großen Park, so reich und gut geordnet ist die Vegetation, so fruchtbar sind die sie einschließenden Hügel, bis hoch hinauf terrassenförmig angebaut und mit herrschaftlichen Villen und Wohnungen der Landleute bedeckt. Wein und Del, Getreide und Hanf werden gewonnen, der Gartenkultur nicht zu erwähnen. Das Del ist das vorzüglichste der ganzen Halbinsel und das einzige, welches mit dem der Provence sich messen kann. Die Geschichte des Grundeigenthums in diesem Lande haben im Lauf der Jahrhunderte sehr gewechselt. Im Jahre 1764 wurde für nöthig erachtet, der fernern Vermehrung des Besitzes der todten Hand durch eine gesetzliche Verordnung ein Ziel zu stecken.

Es wurde damals allgemein bekannt, daß von dem auf ungefähr 150 Millionen lucchesischer Lire (1 Lira betrug $\frac{3}{4}$ der heutigen oder des französischen Franc) Werth sich belaufenden Grundeigenthum im Staate beinah die Hälfte der Kirche gehörte. Dieser Besiß blieb ihr mit Ausschluß eines nicht bedeutenden Theils, der zur Bestreitung der Kosten des öffentlichen Unterrichts bestimmt wurde, bis zu Anfang dieses Jahrhunderts. Von dem übrigen Grundbesiß waren etwa 25 Millionen Fideicommissse des Adels, der in einer aristokratischen Republik große Bedeutung bewahrte. Ungeachtet dieser Beschränkung der Freiheit des Bodens war der Zustand des Ackerbaues im ganzen genommen ein günstiger. Daß es so war, muß namentlich der Erbpacht beigemessen werden, die seit undenklichen Zeiten namentlich auf kirchlichem Eigenthum üblich war, woher es kam, daß das dominium utile sich meist in den Händen der Landleute befand, welche alle Hilfsmittel der Industrie anzuwenden vom eigenen Vortheil angetrieben wurden. Nur die Delbaumpflanzungen gegen die Küste zu wurden im Ganzen nicht in Erbpacht gegeben, sondern meist durch Factoren bewirthschaftet.

Die großen Umänderungen begannen zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Im Jahre 1799 wurden die Fideicommissse aufgehoben. Zwei Jahre später wurde den Besitzern des dominium utile der Kirchengüter die Ermächtigung ertheilt, mittels Erlegung gewisser Abgaben auch das dominium rectum zu erlangen. In den Jahren 1806—1808

erfolgte die Aufhebung der Klöster, während in Gemäßheit des im Jahre 1806 eingeführten Code Napoléon den Frauen gleiche Erbbefähigung mit den männlichen Verwandten zugestanden wurde. Die Aufhebung der Majorate verlieh ungefähr 25 Millionen Lire die Eigenschaft freien Eigenthums, während eine große Menge von Erbpächtern freie Besitzer wurden. Die große Zunahme der Bevölkerung ging hiermit Hand in Hand. Von 1807 bis 1840 stieg die Einwohnerzahl um beinahe 47 500, nämlich auf 170 000, oder 515 auf die Quadratmillie, ein sonst nicht vorgekommenes Verhältniß. Die große Vertheilung des Grundbesizes brachte es mit sich, daß kleine Capitalien zur Aufrechthaltung einer guten Cultur hinreichten und diese fehlten neben den Erbpächtern auch den Zeitpächtern und sogar den Halbwinern nicht. Wesentliche Verbesserungen, in der Ebene wo sie sumpfig ist durch Anschwemmung, im Gebirge durch terrassenförmigen Anbau kamen allwärts vor, da so viele Landleute Eigenthümer geworden und darauf bedacht waren, größtmöglichen Vortheil vom Boden zu ziehen. Die moralischen Eigenschaften des Landvolks hatten unter solchen Umständen durchgängig gewonnen. Von der Classe der Tagelöhner zu jener der Eigenthümer gestiegen, hatten Viele zugleich mit dem Aufhören einer unsichern und abhängigen Existenz auch die Tugenden sich zu eigen gemacht, die zu den alten Vorzügen des lucchesischen Volkes gehört hatten, Ordnungsliebe, Unterwürfigkeit unter die Gesetze, Sittlichkeit und Frömmigkeit.

Es gab in dem Lande eigentlich nur eine Stadt von Bedeutung, nämlich die Hauptstadt. Hier hatte einst Alles sich concentrirt, und wenn das aristokratische Element eine gewisse Engherzigkeit gefördert hatte, so war es andererseits an nicht geringen Vorzügen reich gewesen. Die Stadt, welche mit ihren mächtigen baumbepflanzten Wällen, die Wiens Bastionen ähnelten und gleich diesen einen prächtigen Spaziergang boten, von außen gesehen beinahe verschwand, imponirte nicht durch Größe und Volkszahl, denn sie hatte keine größere Bevölkerung als die beiden toscanischen Städte, die einst an Bedeutung mit ihr wetteiferten, Pisa und Siena. Aber der Umstand, daß sie so viele Jahrhunderte hindurch Sitz der Staatsregierung gewesen und noch drei Jahrhunderte nach dem Untergange der Unabhängigkeit der letzteren es geblieben war, hatte ihr auch im Außern merkliche Spuren zurückgelassen. Sie hatte einen durchaus aristokratischen Charakter, große und schöne Familienpaläste neben einer bedeutenden Zahl öffentlicher Bauten, abgesehen von den zahlreichen Kirchen, die zum Theil in die langobardische Zeit hinaufragten. Die vorsorgliche Regierung der napoleonischen Zeit war ihr förderlich gewesen, und wie immer die Herrschaft der Königin gewirkt haben mag, so hat die Stadt unter derselben an Wohnlichkeit und Schmuck bedeutend gewonnen. Der Adel, der hier einst geherrscht hatte, war zahlreich und auf seine Stellung eifersüchtig, überwiegend von tüchtiger Bildung, auch abgesehen von den in ihrer Art glänzenden

Erscheinungen Girolamo's und Cesare's Lucchesini, von denen der ältere unter der Herzogin Elisa hier und in Florenz gelebt, der Jüngere die Heimat nicht verlassen hatte. Der Bürgerstand war thätig und betriebsam, und wenn man sich des Eindrucks beschränkter Verhältnisse nicht ganz zu erwehren vermochte, so hatte man doch das Gefühl der Tüchtigkeit, welche, wenn nicht durch großen Reichtum, doch durch allgemeine Wohlthätigkeit gemehrt wurde.

Die zweite Stadt des Herzogthums, Viareggio, ist unter den Bourbonen zu ihrer gegenwärtigen Blüte herangewachsen. Ein armes kleines ungesundes Fischerdorf, als gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts der venetianische Hydrauliker Bernardino Zandrini durch einfache Vorkehrungen der Vermischung des Seewassers mit jenem der Abflüsse der nahen sumpfigen Niederungen steuerte, gewann Viareggio allmählich bessere Luft und mit der bessern Luft Bewohner, während die Anmuth der Lage am Fuße der Höhen immer mehr Fremde zum Gebrauch der Seebäder hinzog. Im Jahre 1823 wurde Viareggio mit städtischen Rechten begabt, nach zwei Decennien hatte es 6500 Einwohner und war ein gerne besuchter Badeort mit schönen Straßen, Kirchen, Casino's, öffentlichen Bauten. In den letzten Zeiten der herzoglichen Regierung machte hier eine Frage viel Geräusch, wobei Gewinnjucht mit der öffentlichen Gesundheitspflege in argen Conflict gerieth. Es war die Reiscultur, welche in diesen Gegenden versucht wurde, die einen mehr oder minder breiten Saum zwischen

dem Meere und dem nach der eigentlichen Lunigiana ansteigenden Gebirge bilden. Man weiß, daß der Reisbau, wo Klima und örtliche Bedingungen ihn begünstigen, eine Quelle des Reichthums ist und die angewandte Mühe und Sorge mit Wucher lohnt — man weiß aber auch, mit welchen Opfern für die Bevölkerung er verbunden ist und welche Cautelen in Bezug auf die Entfernung der Reiskfelder von den Ortschaften nöthig sind. Es ist hier zu heftigster Opposition gekommen, und das Ende vom Liede war, daß von der Reiscultur ganz Abstand genommen wurde.

II.

So waren Land und Leute, deren Regierung Carl Ludwig vierundzwanzigjährig antrat. War er fähig diese Regierung zu führen? Seine Mutter hatte ihn zu nichts angeleitet und er hatte zu wenig ernsten Sinn, um an consequente Arbeit zu denken. Es war, als sage er sich immer, daß seine Regierung in Lucca nur ein Provisorium sei, und dies hat auf ihn wie auf die Lage der Dinge selbstverständlich gleich unvortheilhaft eingewirkt. Wenn jahrelang der Uebelstand in den inneren Verhältnissen des Landes minder sichtbar wurde, so kam dies lediglich daher, daß unter den höheren Ständen immer noch die Tradition des politischen Sinnes der alten Aristokratie, sowie der verständigen Verwaltung der Napoleonischen Aera fortlebte, an hervorragendster Stelle repräsentirt durch

den Marchese Ascanio Mansi, der auch einen größeren Staat zu lenken fähig gewesen wäre. Einer angesehenen einheimischen Familie angehörend und im Jahre 1773 geboren, war er in der Baciocchi'schen Zeit Staatssecretär gewesen und vereinigte mit tüchtiger Bildung die Formen des Weltmannes. Die verhältnißmäßige Ruhe, die bis über das Ende des vierten Decenniums hinaus in diesen Regionen währte, da die zu Anfang der Regierung Papst Gregors XVI. im nördlichen Theil des Kirchenstaats und in Parma und Modena ausgebrochene revolutionäre Bewegung auf der Südseite der Apenninen keine ernstliche Störung veranlaßte, und der gute Einfluß Toscana's unter der thätigen und damals nicht von Besorgnissen gequälten Verwaltung Großherzog Leopolds wirkten gleichmäßig vortheilhaft auf den kleinen Nachbarstaat. Es ist manches Gute geschaffen, manches nützliche Werk ausgeführt worden, und die Hauptstadt gewann in jeder Beziehung. Als im Jahre 1843 der fünfte italienische Gelehrtencongruß in Lucca stattfand, machten Stadt und Land auf die vielen fremden Gäste den günstigsten Eindruck, wozu der Herzog, mit der nicht großen aber trefflichen Gallerie in seinem Palaste und seinen literarischen Schätzen nicht wenig beitrug. Die Gallerie, größtentheils von der Königin geschaffen, und bei welcher man, wenn man sie in ihren schönen Räumen sah, wohl jener des Palastes Pitti denken mochte, enthielt Meisterwerke wie Raffael's Candelaber-Madonna, welche die Königin in Rom erstanden hatte, und

die später nach London in Privatbesitz gekommen ist, und die beiden Francia, von denen die rührende Pietà eine Zierde der britischen Nationalgalerie ist. Mansi war damals todt (er starb am 5. März 1840) und ist nie wahrhaft ersetzt worden, aber es fehlte nicht an tüchtigen Männern, und manche allmählich gewachsene Schäden waren nicht so offenbar wie sie es bald wurden. Von politischer Selbständigkeit konnte natürlich in einem so kleinen Staate nicht die Rede sein; man verlangte auch wol von der lucchesischen Regierung weiter nichts, als daß sie von den beiden Nachbarn Toscana vielmehr zum Muster nahm als Modena. Ein französischer Diplomat setzte sich einmal in den Kopf, er müsse den Herzog, weil er ein Bourbon war, französisch bearbeiten. Es war im Jahre 1833. Der Gesandte Louis Philippe's, der in Florenz residirte und den Sommer in den Bädern von Lucca zubrachte — es war der Baron Talleyrand, Vater des nachmaligen Gesandten und Botschafters Charles de Talleyrand — schien nicht zu bemerken, daß der Herzog den Heiligegeistorden trug und nicht die Ehrenlegion, und machte sich in seinem confusen Eifer so viel Bewegung, daß er seiner eigenen Regierung unbequem wurde, und sie ihn nach Hamburg versetzte, wo er gestorben ist.

Die schlimmsten Uebelstände kamen anfangs und längere Zeit hindurch nicht von administrativer oder politischer Seite. Jahre lang haben für Carl Ludwig religiöse Schwankungen gewährt. Ursprünglich sind sie wol

aus einer inneren Auflehnung gegen eine quälerische Erziehung hervorgegangen, gegen ein Uebermaß des Außerlichen in den Andachtsübungen, wozu er durch eine Mutter, die zur Leitung eines lebendigen und geistvollen Knaben und Jünglings am allerungeeignetsten war, mit pedantischer Härte angehalten wurde. Ein anderer ungünstiger Umstand trat dazu. Temperament und Ansichten seiner Gemalin paßten nicht zu den seinigen. Schön, anmuthig, würdevoll, hatte Marie Therese von Savoyen nichts von jener Regsamkeit des Geistes, welche ihren Gemal hätte fesseln können. Sorgfältig erzogen, aber nach den strengen Principien des etwas altväterlichen, an nahezu spanische Förmlichkeit gewöhnten, in ihrer Jugend noch dazu durch schweres Unglück bedrückten und beengten, nach Cagliari verbannten sardinischen Hofes, paßte sie wenig zu einem gutgearteten, aber ungeduldigen und nach Sinnengenuss dürstenden Prinzen. So trat bald Entfremdung ein, keine Zwietracht, denn bis zu späten Jahren sind die beiden Gatten in gutem Verhältnisse geblieben, aber doch ein Mangel innerer Harmonie, der auch auf das äußere Leben zurückwirkte.

Der Herzog, nicht durch Regierungsforgen, nicht durch Häuslichkeit zurückgehalten, brachte einen großen Theil seiner Zeit im Auslande zu. Seine Schwester Luise hatte im Jahre 1825 den Prinzen Maximilian von Sachsen geheiratet, welcher die Kleinigkeit von 43 Jahren älter als die Braut und seit 1804 Wittwer einer ihrer Vaterschwwestern war. Der Bruder wurde dadurch zu wieder-

holtem Aufenthalt in Norddeutschland veranlaßt und war auch mehrmals in Berlin, wo er zu der königlichen Familie, namentlich zu den jüngeren Prinzen, in befreundete Beziehungen trat und als Generalmajor in das Heer aufgenommen wurde. Seine einnehmende Erscheinung, seine Courtoisie und geistige Lebendigkeit gewannen ihm alle Herzen und ließen über seinen Mangel an Ernst hinwegblicken, mochten auch manche über den vergnügungsfüchtigen Souverän den Kopf schütteln. In einem der königlichen Schlösser befindet sich ein Portrait des Herzogs in der Tracht des spanischen Ritterordens von San Jago.

Die religiösen Schwankungen Carl Ludwigs wurden durch sein längeres Verweilen in protestantischen Landen gemehrt. In oder bei Dresden (er hatte Grundbesitz zu Weißtropp erworben, wo er gern verweilte) soll er zur evangelischen Kirche übergetreten sein. Mit ihm, hieß es, sein Reisebegleiter, der Marchese Cesare Boccella, ein junger Mann von Geist und Kenntnissen, zu Pisa erzogen, wo Professor Rosini, Verfasser der „Nonne von Monza“, sich seiner besonders annahm, mit nicht gewöhnlichem dichterischen Talent begabt, ein Cavalier von Welt und allgemeiner Bildung. Im Jahre 1833 sprach man in Italien so öffentlich von dem Confessionswechsel des Herzogs, daß Papst Gregor sich veranlaßt, um nicht zu sagen genöthigt fand, ihn zu einer Erklärung aufzufordern. Cardinal Carlo Odescalchi, Oheim des kürzlich verstorbenen Fürsten, Herzogs von Syrmien, ein feiner und dabei innerlich frommer Mann,

der nachmals den Purpur abgelegt hat und als Mitglied der Gesellschaft Jesu gestorben ist, übernahm die heikle Mission. Im Herbst gedachten Jahres war er in Lucca. Er erlangte nicht, was er wünschte. Die Erklärungen Carl Ludwigs waren nichts weniger als explicit. Er versicherte dem Papst, er sei nicht von der Kirche abgefallen, welche Christus auf Erden gegründet habe — er bedauerte, ihm ohne seine Schuld Anlaß zu Beunruhigung gegeben zu haben, ihm, „a cui Dio sa non mancano le tribolazioni“. So klang das felttsame Bedauern. Die Behauptung erhielt sich: der Reflex derselben findet sich in Giuseppe Giusti's berühmter Dichtung „L'Incoronazione“ von 1838. Unter den italienischen Fürsten bei der lombardischen Königskrönung erscheint „di Lucca il protestante Don Giovanni“.

Man kann denken, daß es unter einem streng katholischen, mit dem Klerus enge verwachsenen Volke Anlaß ernstest Unbehagens war — ein Unbehagen, welches weit größer geworden wäre, hätte man auf die Person des Herrschers überhaupt größeres Gewicht gelegt. Wann und wie dieser zu einer Sinnesänderung bewogen worden ist, weiß ich nicht zu sagen. Ich habe ihn aber selbst einmal in größter, mit dieser Angelegenheit zusammenhängender Aufregung gesehen. Es war, irre ich nicht, zu Rom im Frühling 1840. Er hatte seiner Schwester einen Besuch gemacht, welche, zu Anfang 1838 Wittwe, sich einige Monate später mit seinem Kammerherrn, dem Cav. Francesco

de' Rossi, einem Römer, vermählt hatte und auf dem Quirinal wohnte. Die Heirat war ihm, obgleich de' Rossi ein tüchtiger Mann war, höchst unangenehm gewesen, aber gutmüthig wie er war, hatte er sich mit ihr versöhnt. Eines Tages, die Capitolinische Rampe herabsteigend, begegnete ich ihm, der mich frug, ob Herr v. Buch, der preußische Ministerresident, zu Hause sei. Ich begleitete ihn, der sehr erregt schien, zurück bis zum Pal. Caffarelli, wo ich ihn ließ. Er war bei seiner Schwester gewesen, die ihm, den Volksausdruck zu gebrauchen, die Hölle heiß gemacht hatte, so daß er in seiner Erregung zum Vertreter einer protestantischen Macht lief, bei diesem, den er persönlich nur wenig kannte, sein Herz zu erleichtern. Jedenfalls hat das ruhige und besonnene Urtheil des guten Buch seine Aufregung nicht gesteigert. Später ist dann eine nochmalige Sinnesänderung eingetreten, wie er denn eine Zeit lang auch Hinneigung zur orientalischen Kirche, wenigstens zum griechischen Cultus, gehabt hat. Nicht das einzige Beispiel solchen Schwankens, das mir vorgekommen ist, Merkmal eines Mangels an innerer Befriedigung bei mehr Phantasie als Kenntniß. In Marlia, der schönen herzoglichen Villa in der Nähe von Lucca, hatte er eine griechische Capelle eingerichtet, in welcher einmal ein unirt-griechischer Geistlicher Messe las. Auf des Herzogs Wunsch waren der Pfarrer von Marlia und ein anderer katholischer Priester zugegen. Letzterer äußerte sich später über die Verschiedenheiten in Ritus und Sprache: Nur das Kyrie

eleison, bemerkte er, habe der Orientale (in Livorno nennt das Volk die Unirten „i Greci buoni“) von der lateinischen Messe beibehalten. Gleich dem Herzog kehrte auch Cesare Boccella in den Schoß der römischen Kirche zurück und ging nun zu den entschiedensten Klerikalen über. Von Großherzog Leopold nach der Restauration des Jahres 1849 zum Unterrichtsminister ernannt, machte er sich mißliebig durch die ihm zugeschriebene Tendenz, gegen die Leopoldinische, d. h. von dem ersten Großherzoge, nachmaligen Kaiser des Namens, herrührende Gesetzgebung in kirchlichen Dingen zu operiren, was seinen zu Ende 1852 erfolgten Rücktritt herbeiführte.

Die Quasi-Entfremdung des herzoglichen Paares hing mit einem andern ernsten Uebelstande zusammen, der auf die Consideration beim Volke und endlich auch auf die Finanzen verderblich eingewirkt hat. Die Hofhaltung war die allerunordentlichste. Des Herzogs allzu große Zugänglichkeit brachte ihn in Beziehungen, die für seine Stellung und Würde nicht paßten; seine in Sorglosigkeit ausartende Freigebigkeit wurde auf schmachvolle Art. mißbraucht. Leute aus aller Herren Ländern wußten sich am Hofe festzusetzen, Titel, Aemter, Geld zu erlangen, auf öffentliche Kosten zu leben. Der Herzog hatte einen wohlbesetzten Marstall, und es begegnete ihm, daß keine Pferde da waren, wenn er ausfahren wollte. Neben Männern aus der alten Aristokratie des Landes sah man allerlei Ausländer, unter denen ein auch in Deutschland wohlbekannter

Offizier von französischer Herkunft durch Person und Namen Lärm genug machte, der *Maréchal-de-Camp*, Generaladjutant und Generalstabchef Graf Achille de la Roche Bouchin Rochefort St. Louis, einst in Florenz einfach Bouchin geheißen, dann mit all dem klingenden Spiel von Namen und Titeln, wo es nur eine Handvoll Militär gab. In den Bädern von Lucca, wo der Herzog meist im Sommer verweilte, wenn er überhaupt im Lande war, ging es lustig zu. Der Ort ist höchst anmuthig, das enge Thal der Lima reich an den malerischsten Felspartien, die Luft erquickend, wenn die Ebene glüht, an hübschen Villen und Wohnungen kein Mangel. Seit dem vorigen Jahrhundert und von früher her schon pflegte sich hier, abgesehen von den Landeskindern, in den Sommermonaten eine zahlreiche Fremdenschaar einzufinden. Aus Florenz viele, nicht immer die beste Gesellschaft, Engländer, Franzosen, andere Ausländer. Jahre und Jahre lang verbrachte hier ein englisches Stammgastpaar die heiße Jahreszeit, Colonel und Mrs. Stisted; die braven Leute haben zur Verbreitung des Ruhmes der Bäder von Lucca unter ihren Landsleuten zwei dicke Bände von italienischen Kreuz- und Querwegen drucken lassen, und ihre Schilderungen von Localität und Leben haben Manche angezogen. Als Colonel Stisted das Zeitliche segnete, machte die Wittwe durch ein seltsames Manöver von dem Todten reden. Die Leiche sollte in Livorno eingeschifft werden, da aber die Dame keine Lust hatte, den bedeutenden Preis für den Transport zu zahlen,

ließ sie dieselbe als Wäsche- und Wirthschaftsballen verpacken und schrieb darauf: Roba usata.

Während seines Aufenthalts in den Bädern empfing der Herzog fortwährend. Bälle ohne Förmlichkeit auf seiner Villa, Conversation und Spiel im Casino, Landpartien folgten einander; die Leutseligkeit des Souveräns machte es Allen recht. Am 3. Aug. 1834 wurde hier einmal der Geburtstag König Friedrich Wilhelms III. glänzend gefeiert. Der damalige preussische Geschäftsträger in Florenz und Lucca, Graf Carl Schaffgotsch, gab unter einem mächtigen, auf laubumgebenem Platze aufgeschlagenen Zeltdach ein großes Festessen, an welchem Herzog und Herzogin mit ihren Gästen, der verwittweten Königin von Neapel, Muhme des Herzogs, und dem Großherzog und der im Jahre zuvor vermählten Großherzogin von Toscana, Tochter dieser Königin, nebst ihrem Hofstaate theilnahmen. In preussischer Generalsuniform brachte Carl Ludwig die Gesundheit des Monarchen aus. Mir bleibt stets im Gedächtniß der Contrast (natürlich abgesehen vom großen Unterschied der Jahre) zwischen der majestätischen Anmuth der Herzogin von Lucca und der, man verzeihe den Ausdruck, matschelnden kurzen Figur der Königin, deren ich mich viele Jahre später noch lebendig erinnerte, als ich in J. A. v. Helferts reichhaltigem Buche über Königin Marie Caroline las, was die Tochter Maria Theresia's über diese ihre spanische Schwiegertochter in vertrauten Briefen schreibt.

III.

Es sollten ernstere Tage kommen. Zunächst machten sich finanzielle Schwierigkeiten geltend. Des Herzogs Einkommen war nicht glänzend, bei einigermaßen geordneter Verwaltung hätte es jedoch für damalige Verhältnisse und Preise genügen können. Die Civilliste betrug 423 000 Franken, wozu eine beim Wiener Congreß auf die vormaligen pfalz-bayerischen Herrschaften in Böhmen angewiesene Rente von 500 000 und die spanische Apanage kamen, deren Auszahlung jedoch in Folge der politischen Ereignisse längere Zeit auf Schwierigkeiten stieß. Es liegt auf der Hand, daß ein weit größeres Einkommen nicht hingereicht haben würde, die Kosten eines Hofhaltes wie der lucchese'sche zu bestreiten und die durch die Prodigalität des Herzogs veranlaßten Lücken auszufüllen. In die unordentliche Wirthschaft des Hofes wurde nach und nach auch die Staatsverwaltung hineingezogen. Die Verwirrung wurde dadurch gemehrt, daß der Herzog Forderungen an den Staat stellte, welche namentlich aus der Zeit der Verwaltung durch die österreichischen Commissäre bis zur Besitzergreifung durch die Königin von Etrurien hergeleitet wurden und nicht ganz unbegründet waren. Es ist hier nicht der Ort, in das Détail dieser äußerst unerfreulichen Verhältnisse und Verhandlungen einzugehen, welche dadurch noch verschlimmert wurden, daß sie mit höchst ärgerlichen persönlichen Dingen verquickt waren. Der Vertreter von

Lucca am Wiener Hofe, zugleich zeitlicher Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten und in der That Factotum des Herzogs, kein Lucchese sondern ein Römer, aber seit längerer Zeit im Dienste, wurde öffentlich der Malversation angeklagt und vermochte sich nicht zu rechtfertigen. Er mochte das Geld seines Herrn und des Staates mit vollen Händen ausgegeben haben: für sich hatte er nichts zurückgelegt und er ist arm gestorben. Der Mann, der die Anklage erhob und ihn stürzte, war als englischer Groom zu dem Oberstallmeister, einem vormaligen österreichischen Offizier gekommen. Er wurde Baron, Finanzminister und Großkreuz. Die Leute sind nun alle längst todt. Ich wäge Schuld und Verdienst nicht ab und deute nur im Vorübergehen auf den immensen Skandal hin, der aus der Geschichte erwuchs und mehr oder minder auf den Herzog zurückfiel.

Das Heimfallrecht zu Gunsten Toscana's stellte die lucchesischen Finanzen gewissermaßen unter die Controle der großherzoglichen Regierung, sofern es sich um Operationen handelte, welche das Staatsvermögen minderten oder die Einnahmequellen engagirten. Der Herzog wußte dies sehr wohl; er hatte auch schon im Jahre 1839, als seine Finanznoth stieg und die kleinen Schulden zu oneros wurden, nur durch die Verwendung des Großherzogs die Summe von 60 000 Scudi gegen Anweisung zu regelmäßiger Amortisation erlangt. Als er aber mit seinen bedeutenden Forderungen an den in seinen Geldmitteln

schon arg zerrütteten Staat hervortrat, verweigerte Toscana deren Anerkennung. Lange in Florenz gepflogene Unterhandlungen zerrannen im Sande, was den Herzog nicht hinderte, im Jahre 1846 die Creirung einer Staatsschuld von 800 000 Scudi zu verkündigen, wie es hieß um alte partielle Schulden zu tilgen und die Finanzen zu regeln. Ein großherzogliches Decret verweigerte die Anerkennung der Schuld, und die ganze Sache fiel ins Wasser. Der Herzog befand sich in ärgster Verlegenheit. Geld war nicht da, noch zu bekommen; die schöne Gallerie des Palastes war in London verkauft, der Erlös durch trügerische Manipulation entwendet worden. Diplomatische Verwendung führte endlich zu einem für Lucca vortheilhaften Vergleich. Toscana erkannte eine lucchesische Staatsschuld von 600 000 Scudi an, unter bestimmten Garantien und zu namhaft gemachten Zwecken, und übernahm die Verwaltung der Zölle und Regalien, Salz, Tabak, Lotto, für eigene Rechnung gegen eine Rente von ungefähr 300 000 Scudi. Des Herzogs Forderung an den Staat wurde auf etwa 250 000 Scudi normirt. Das Abkommen erfolgte im Juni 1847.

Das Datum weist darauf hin, daß die Zeit, welche man die der Reformen nannte, bald die der Revolution nennen sollte, längst angebrochen war. Man hatte in Lucca, ungeachtet finanzieller Bedrängnisse, noch lustig fortgelebt. Der Erbprinz hatte sich am 10. Nov. 1845 im Alter von 22 Jahren mit seiner Cousine Luise Marie von Bourbon, Schwester des Grafen von Chambord, vermält.

Er war im piemontesischen Dienst zum Obersten aufgestiegen, hatte aber keinen besondern Anlaß zu Zufriedenheit gegeben und mußte sich auch in Turin nicht beliebt zu machen. Es fehlte ihm nicht an lebendigem Geist, rascher Auffassung, einem gewissen Bedürfniß der Thätigkeit, aber er war hastig, frivol, verschwenderisch und man traute ihm nicht die Herzensgüte des Vaters zu, von dem er im Aeußern wie in der Courtoisie sehr abstach. Zu seinem Hofmeister hatte der Vater einen vornehmen Prälaten venetianischer Herkunft erkoren, Monsignor Daulo Augusto Foscolo, einen Mann von Geist und Kenntnissen, der damals den Titel eines Erzbischofs von Corfu, später den eines Patriarchen von Jerusalem führte und zu der Bourbonischen Familie in Rom in Beziehung gestanden zu sein scheint. Aber Foscolo, der in Rom in unordentlichster Wirthschaft lebte, wodurch er sich in anderer Weise als durch seine Gaben als Kanzelredner bekannt machte, behandelte seine Hofmeisterstelle wie sein Erzbisthum, d. h. er hielt sich fern und genoß die Pension, und die Erziehung des Prinzen blieb in den Händen eines Geistlichen, der seinem Zögling Geschmack und Interesse an der Literatur beigebracht hat, jedoch nicht im Stande gewesen ist, den moralischen Halt zu sichern, dessen dieser zumeist bedurfte. Die Prinzessin — Mademoiselle, wie ihr Gemal sie scherzhaft noch zu nennen pflegte — war unter der Aufsicht ihrer Tante, der Dauphine, erst in Görz, dann in Frohsdorf streng erzogen worden, aber ihr Temperament war lebendig, ihre

Laune heiter, und während der paar Jahre, die sie in Lucca zubrachte, hat das lustige Leben fortgewährt, mochten auch die Formen etwas mehr gewahrt werden. Sie brachte eine ansehnliche Mitgift mit, und es war Aussicht vorhanden, daß die Lage sich bessern würde. In späteren Jahren, unter harten Schicksalschlägen, hat Luise Marie männlichen Muth und Entschlossenheit und als Regentin eines an den Rand des Abgrunds gerathenen Staates Eigenschaften an den Tag gelegt, die wol besseren Lohn verdient hätten als ihr zu Theil geworden ist.

In Lucca entwickelte sich bald die gelinde Anarchie der Revolutionen à la fleur d'orange. Der Herzog war ein seltsames Gemisch der autokratischen Tendenzen seines Geschlechts und liberaler Belleitäten. Er scheint einmal daran gedacht zu haben, die Verfassung wieder herzustellen, welche bei der im Jahre 1805 eingetretenen Umwandlung des auf die alte Aristokratie gefolgten demokratischen Regiments in ein Fürstenthum nach Napoleons Willen und Machtspruch gegeben worden war. Dieser Constitution gemäß sollte dem Staatsoberhaupte ein aus zwei Ministern, sechs Staatsrätthen und einem Staatssecretär zusammengesetztes Conseil zur Seite stehen, nebst einem Senat von sechsunddreißig Mitgliedern, zu zwei Dritteln aus den vornehmsten Eigenthümern, zu einem Drittel aus den Gelehrten und Handeltreibenden gewählt. Der Senat sollte zu einem Drittel alle vier Jahre erneuert werden und zwar durch Cooptation, jedoch nach einer die dreifache

Zahl der zu Ernennenden enthaltenden Namenliste, die vom Staatsoberhaupte aus den von den Gemeinden Vorgeschlagenen aufgestellt worden war. Die Befugnisse dieses Senats bestanden in der jährlichen Normirung des Budgets, in der Discussion der Gesetze und der Ernennung des Gerichtspersonals. Die übrigen Beamten-Ernennungen standen dem Staatsoberhaupte zu, auch die zu den geistlichen Aemtern, mit Einschluß der Erzbischofswürde, die einst durch Volkswahl verliehen wurde. Die Baciocchi waren mit dieser Constitution ganz gut ausgekommen, die Königin hatte sie einschlafen lassen. Die Lucchesen, in denen, wie schon bemerkt, der alte republicanische Sinn steckte, erinnerten sich aber immer wieder daran, und der Herzog hätte möglicherweise manchen Uebelständen durch zeitgemäße Restaurationen vorgebeugt. Aber es fehlte ihm an Ernst und Beständigkeit, und vielleicht hatte er auch keine freie Hand. Die Regierung blieb eine schwerfällige Maschine. Im letzten Jahre der Autonomie, als der Staat etwa 170 000 Bewohner zählte, hatte man ein Conseil mit fünf Ministern, sieben Staatsräthen, abgesehen von fünf Ehrenstaatsräthen, und sechs Generalsecretären der Departemente mit einem Beamtenheer. Was aber an Beamten geleistet werden kann, zeigte nachmals das nicht viel über 500 000 Seelen zählende Herzogthum Parma, dessen letzter Staatskalender ein Bändchen von beinahe 1000 Sedezseiten bildet.

Im Frühling 1847, während man in Florenz in Betreff der finanziellen Angelegenheiten unterhandelte, ging in

Lucca alles drunter und drüber. Das gewohnte Geschrei nach Reformen und nach der damaligen Panacee aller Uebel, der Bürgergarde — eine Menge verständiger und ruhiger Leute betheiligte sich daran, während der Pöbel lärnte und sich mit der Polizei schlug, der Erbprinz mit der Tricolore coquettirte. Der Herzog war rathlos, bewilligte was man wollte, begab sich von der Villa auf modenesisches Gebiet nach Massa, abdicirte zu Gunsten seines Sohnes, nahm auf dessen Ablehnung und auf Bitten einer lucchesischen Deputation die Entsjagung zurück, begab sich wieder nach seiner Hauptstadt, ertheilte eine Amnestie und verfügte sich abermals nach Massa. Von hier aus legte er die Regierung in die Hände des Staatsraths, ging nach Modena, hörte nicht auf den Rath österreichischen Succurs zu rufen und sandte den Baron Ward, seinen englischen Finanzmann, nach Florenz, die sofortige Cession des Staates an Großherzog Leopold anzubieten. Am 4. October wurde der Vertrag über die Vereinigung Lucca's mit Toscana abgeschlossen. Am folgenden Tage verkündete der Herzog, von Modena aus, seinen bisherigen Unterthanen das Geschehene und löste sie von ihrem Treueide, was der Erbprinz bestätigte.

Die Lucchesen hatten gerade keinen Grund gehabt, sich über die Regierung, namentlich in den jüngsten Tagen, zu freuen. Dennoch war das Ereigniß der Mehrzahl, namentlich der Aristokratie, unerwünscht. Jahrhunderte lang hatten sie mit den Florentinern, Republik wie Medici, wegen ihrer

politischen Existenz gehadert und sich gegen deren Nachstellungen gewahrt, nun sollten sie die Nachbarn als Herren anerkennen. Es half nichts, daß man ihnen bemerklich machte, Florentiner und Lucchesen zögen an demselben Strange, keiner habe etwas voraus vor dem andern: die alte autonome Gesinnung behielt lange das Uebergewicht. Es hat geraume Zeit gewährt, bis man sich in Lucca daran gewöhnen konnte, keine Excellenzen mehr im Gouvernementspalast sitzen zu sehen und von einem Präfecten verwaltet zu werden, mochte immerhin die Verwaltung weit besser sein. Heute noch, nach länger als zwei Jahrzehnten des Gesamtstaates, wurzelt diese autonome Tendenz in den Herzen der Italiener. Ein Beispiel möge genügen. Im Jahre 1334 unterwarf sich das umbrische Gubbio, um sich von den unablässigen Quälereien und Bedrückungen durch die mit einander hadernnden mächtigeren Familien zu befreien, den wehrhaften Grafen, nachmaligen Herzogen von Urbino, was das beste war, was es thun konnte. Noch vor wenig Jahren aber, somit nach beinahe fünfseinhalf Jahrhunderten, hörte ich einen vornehmen Eugubiner, einen Mann von historischer Bildung, sagen, jener Act der Unterwerfung habe die ewige Knechtschaft der Stadt besiegelt.

IV.

Der Florentiner Vertrag sicherte dem Herzog eine Rente von 1 200 000 Francs bis zur Eröffnung der Nachfolge in Parma, und Großherzog Leopold bewies sich nicht

knickerig bei dem Abkommen in Betreff des bourbonischen Privatbesitzthums. Was in dem Vertrage vorgesehen war, traf weit rascher ein als irgend jemand vermuthet hatte. Am 17. December starb, siebenundfünfzigjährig, Marie Luise, Herzogin von Parma. Die bourbonische Tertio-
geniturlinie trat in ihre Rechte ein. Aber schon war die Umwälzung in vollem Gange, und ehe der neue Souverän da war, stellte man ihm gleichsam die Bedingungen, unter denen man ihn acceptiren würde. Auch ein anderer Mann als Carl Ludwig hätte hier den Kopf verlieren können.

Land und Bewohner waren sehr verschieden von denen, welche er verließ. Nur ein Jahr fehlte an der Vollendung des Jahrhunderts, seit der Aachener Friede das Herzogthum Parma, Piacenza und Guastalla den spanischen Bourbonen verliehen hatte, und gerade am Ende dieses Säculums traten diese wieder den Besitz an, welcher ihnen vor fünfundvierzig Jahren genommen worden war und seitdem die Diplomatie so sehr beschäftigt hatte. Aus verschiedenen Landestheilen zusammengesetzt, die einst von einander unabhängige, oft einander feindselig gegenüberstehende Herrscher hatten, war dies Land im Mittelalter niemals staatlich abgeschlossen und homogen gewesen. Wechsel auf Wechsel folgten in diesem Theile der Lombardei, nachdem die Kaisermacht in Italien gebrochen war. Die Herren von Correggio, die Scotti, Rossi, Terzi, Sanvitale, Este, andere noch herrschten bald hie bald dort; mächtig griffen die mailändischen Visconti in die Geschichte ein, mächtiger noch Francesco Sforza,

Sforza, welcher Parma und Piacenza auf längere Zeit an sein Haus brachte. In den Kriegen sodann, welche zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts sozusagen ganz Italien umwälzten, blieben Parma und Piacenza der Kirche, die sie durch Governatoren verwaltete, bis Papst Paul III. sie seinem Sohne Pier Luigi Farnese unter der Form eines Lehens verlieh. Dies geschah im Jahre 1545. Zwei Jahre darauf wurde Pier Luigi durch verschworene Edelleute zu Piacenza ermordet, das Land aber seinem Sohne Ottavio, dem Schwiegersohn Kaiser Karls V. gerettet. Beinahe zwei Jahrhunderte später erlosch der Mannsstamm der Farnesen und hinterließ ein durch schlechte Regierung verarmtes, durch den spanischen Erbfolgekrieg hart mitgenommenes Land. Von manchen Seiten wurden Ansprüche erhoben: diejenigen des ältesten Sohnes Elisabeth Farnese's, des Infanten Don Carlos von Spanien, siegten. Als der junge Herzog Neapel und Sicilien eroberte und sich die Königskrone aufsetzte, gelangte nach langem Kriege durch den Aachener Frieden von 1748 sein jüngerer Bruder Philipp in den Besitz des mütterlichen Erbes, mit welchem Guastalla vereinigt wurde, das durch Erlöschen einer Gonzaga'schen Nebenlinie herrenlos geblieben war. Herzog Philipp starb im Jahre 1765, sein Sohn Ferdinand sollte im Jahre 1800 sein Land gegen Toscana vertauschen, welches dem lothringisch-habsburgischen Hause genommen wurde, weigerte sich darauf einzugehn, konnte jedoch nicht hindern, daß im Lunéviller Frieden die Sache wieder aufgenommen und unter

Spaniens Zustimmung zu Madrid abgeschlossen ward, worauf sein Sohn Ludwig König von Etrurien wurde und man ihn selber in Parma protestiren ließ, bis er im Herbst 1802 fast plötzlich starb und ein französischer Bevollmächtigter von dem Herzogthum Besitz ergriff.

Im Jahre 1806 wurde die Errichtung von drei Großlehen des französischen Kaiserreichs verkündet, Guastalla für Pauline Bonaparte Borghese, Parma für Cambaceres, Piacenza für Lebrun. Am 24. Mai 1808 wurde das Land als Departement des Taro mit Frankreich vereinigt, nachdem es dem etrurischen Königreich kurz vorher ebenso ergangen war. So blieb es bis zum Sturze Napoleons. Bei seiner ersten Thronentsagung stipulirte er, daß Parma, Piacenza, Guastalla der Kaiserin Marie Luise und ihrem Sohn verbleiben sollten. Auf dem Wiener Congreß entbrannte heftiger Kampf wegen des Staates, welchen Spanien, als es mit seinen Ansprüchen auf Toscana nicht durchdrang, für seine jüngere Linie zurückverlangte, und nach langem Zwiespalt, während dessen Oesterreich das Herzogthum besetzt hielt, verständigte man sich dahin, daß die vormalige Kaiserin es auf Lebenszeit behalten, ihr die alten Erbberechtigten, die Bourbonen nachfolgen sollten. Kleinere Bestimmungen in Betreff von Territorialveränderungen können hier übergangen werden.

Man sollte sich hüten, über die nunmehrige Verwaltung des Herzogthums hart zu urtheilen. Marie Luise hat das Unglück gehabt, die klägliche Haltung der Gattin durch

die löblichen Eigenschaften der Regentin nicht vergessen machen zu können. Verhältnisse, welche außerhalb des Bereiches politisch-administrativer Fragen liegen, aber um deswillen viel besprochen worden sind, weil sie mit der Erinnerung an einen glorreichen Namen in Contact kamen, haben der öffentlichen Meinung eine ungünstige Stimmung gegeben. Aber man frage in Parma nach, und man wird beinahe unbeschränktes Lob der Regierung vernehmen, so lange der Graf von Neipperg an der Spitze derselben stand. Wenn nach dessen im Jahre 1829 erfolgten Tode, unter einem braven, aber jedenfalls sehr ungeschickten Nachfolger, dem österreichischen Obersten von Werflein, bis dahin Chef der Privatkanzlei Marie Luise's, eine große Veränderung eintrat, so ist manche Schuld den seit dem folgenden Jahre leidenschaftlich aufgeregten Zeiten zuzuschreiben, sowie der übermäßigen Aengstlichkeit, die mit der Unfreiheit der ganzen politischen Stellung zusammenhing. Zu Ende des Winters 1831 gerieth hier Alles in Bewegung, und die Herzogin mußte sich nach Piacenza zurückziehen, während das Land ebenso wie Modena und die päpstlichen Legationen gegen die Regierung aufstand, aber bald den österreichischen Waffen erlag. Als Marie Luise zurückkehrte, verfuhr sie verhältnißmäßig ohne Härte, und wenn man bedenkt, daß sie auf ein Fünftel ihrer mäßigen Civilliste verzichtete zu dem Zwecke der Unordnung in den Finanzen, welche in den wenigen Wochen der Revolution wie gewöhnlich bedeutend gestiegen war, abzuhelpen, so erkennt man daran, daß sie

bereitwillig zur Heilung von Schäden beitrug, die sie nicht verschuldet hatte. Daß die Herzogin an Wohl und Wehe ihrer Unterthanen lebendigen Antheil nahm, obgleich sie wußte, daß ihr kleines Land, eines der hundertvierundfünfzig Departemente des Reiches, dessen Kaiserin sie gewesen, nach ihrem Tode nicht ihrem Sohne, nicht ihrer Familie anheimfallen würde, dafür zeugt die Sorge, die sie den Angelegenheiten widmete, dafür reden die großen und schönen Werke, die unter ihrer Regierung ausgeführt wurden. Die Stadt Parma verdankt ihr große Bauten, Anstalten für Literatur und Künste, und nützliche Institutionen, das Land verdankt ihr Brücken- und Straßenbauten, welche über die Mittel hinauszugehen scheinen, die der Regierung zur Verfügung standen. Wenn die Herzogin außerhalb eines beschränkten Kreises für ihr Wirken nicht den Dank geerntet hat, worauf sie Anspruch erheben konnte, so liegt dies an den oben bezeichneten Umständen, welche die Tugenden der Herrscherin vor der Schwäche der Frau zurücktreten ließen, aber es hängt ebenfalls mit dem Umstande zusammen, daß in diesem Lande keine dynastische Anhänglichkeit Fuß fassen konnte, wie es in dem benachbarten Modena ungeachtet aller Uebelstände der Fall war. Die Bewohner des kleinen Herzogthums befanden sich in Bezug auf ihre politischen Gesinnungen so ziemlich auf demselben Standpunkte, wie ihre Nachbarn und Stammgenossen in der Lombardei, und das Regiment Marie Luise's erschien ihnen wie eine Proconsularherrschaft, was

es in gewisser Beziehung in der That gewesen ist. Dies sind Verhältnisse, welche auf die bourbonische Regierung von vornherein einen ungünstigen Einfluß ausüben, dieselbe in allen Fällen erschweren, bei der Eventualität von politischen Schwierigkeiten sie gefährden mußten. Es war hier etwas anderes als das noch ruhige und an ältere Zustände gewöhnte toscanische Volk.

Am Neujahrstage 1848 hielt Carl Ludwig mit dem Erbprinzen seinen Einzug. Kaum sechs Wochen später veranlaßte ein Tumult das Einrücken österreichischer Truppen, und nicht viel über einen Monat darauf brach in Folge des Mailänder Aufstandes allgemeine Umwälzung aus. Der Herzog verließ eine Constitution, setzte eine aus sechs ihm nicht besonders zugethanen Mitgliedern bestehende Regentschaft ein, welcher er ausgedehnte Vollmachten übertrug, indem er erklärte, er denke mit seiner Familie das Land zu verlassen, blieb in der Stadt, wo man seine Wappen abriß, erließ eine Proclamation, durch welche er seinen Beitritt zum italienischen Bündniß gegen Oesterreich notificirte, spazierte mit dem Erbprinzen durch die Straßen und drückte auf dem Balcon des Palastes das italiische Banner ans Herz — kurz, trug leider nur zu sehr dazu bei, den geringen Rest von Autorität zu vernichten, der noch geblieben war. Man konnte es noch als geringeres Uebel bezeichnen, daß die Regentschaft abdankte, durch eine provisorische Regierung ersetzt wurde, in welche die meisten ihrer Mitglieder eintraten und die sich unter den Schutz König Carl

Alberts stellte. Der Herzog blieb noch immer — es war ein Zustand, dem ein Ende gemacht werden mußte, auch im Interesse des Fürsten selbst. Die provisorische Regierung rieth ihm, das Land zu verlassen. Die österreichischen Truppen hatten sich zunächst nach Colorno zurückgezogen, konnten in Folge der Ereignisse in der Lombardei den Po nicht mehr überschreiten und mußten, nach Niederlegung der Waffen, sich in einem Hafen des Adriatischen Meeres einschiffen.

In der Nacht vom 18. zum 19. April verließ Carl Ludwig Parma. Die lombardische provisorische Regierung hatte ihm die Passage durch die Lombardei verweigert, so begab er sich über Bologna nach Toscana und, ohne Florenz zu berühren, nach Civitavecchia, von wo ein englischer Dampfer ihn nach Marseille brachte. Der Erbprinz, welcher schon vorher sich ohne Paß nach der Lombardei begeben hatte, wo er verhaftet worden war, wurde nach mancherlei Weiterungen auf Veranlassung des britischen Gouvernements in Freiheit gesetzt und schiffte sich nach Malta ein. Die Herzogin ging nach Turin, die Erbprinzessin, sehr leidend und in vorgerückter Schwangerschaft, fand durch Vorsorge des britischen Gesandten in Florenz, Sir George Hamilton, ein Asyl auf einer der anmuthigen Villen von Montughi vor den Thoren der toscanischen Hauptstadt, wo es damals eben auch nicht ruhig zuging und die großherzogliche Familie in dem Loose der Verwandten das eigene Geschick hätte voraussehen können. Hier kam am

9. Juli der nachmalige Herzog Robert von Parma zur Welt.

Die Schlacht von Custozza machte dem durch ein Plebiszit im Mai geschaffenen Zustande der Dinge in dem Herzogthum ein Ende. Mitte August rückte eine Abtheilung von Radezky's siegreichem Heere in Piacenza und Parma ein, wo eine provisorische Militärverwaltung eingesetzt wurde. Am 21. August erließ Carl Ludwig, der sich nach Deutschland begeben hatte, von Weistropp aus folgende Proclamation: „Da in Folge der jüngsten Ereignisse der Augenblick nicht fern ist, in welchem wir die Zügel der Regierung wieder ergreifen können, so erachten wir es geeignet, vor unserer Rückkehr unseren geliebten Unterthanen zu erklären, daß es unser fester Wille ist, alle unsere durch die Verträge uns verliehenen souveränen Rechte in den Herzogthümern Parma und Piacenza, in Pontremoli, Villafranca, Bagnone, Mulazzo und anderen Gebiets-theilen unverfehrt zu erhalten. Alle während unserer Abwesenheit von der unrechtmäßigen Regierung erlassenen und unserer früher ausgesprochenen Willensmeinung zuwiderlaufenden Acte sind als arbiträr, null und nichtig zu betrachten. Bis zu fernerer von uns zu erlassender Verfügung wird von uns förmlich anerkannt und bestätigt das provisorische Militärgouvernement, welches der Oberstcommandirende des kaiserlichen Heeres in unseren Staaten eingesetzt hat.“ Am 2. September wurde diese Proclamation überall im Herzogthum veröffentlicht. Die Proteste

von piemontesischer Seite und die folgenden Ereignisse bis zum Wiederausbruch des Krieges können hier unerörtert bleiben. Beim Beginn der Feindseligkeiten im März 1849 räumten die Oesterreicher, dem Feldzugsplane Radetzky's gemäß, das Herzogthum, worauf General Alfonso La Marmora Parma besetzte und ein piemontesischer Civilcommissär die Verwaltung übernahm. Die Schlacht von Novara brachte nochmaligen raschen Umschwung. Am 28. März verkündete La Marmora seinen Abzug. Am 5. April zog Feldzeugmeister Baron d'Aspre in Parma ein.

Schon war aber der Entschluß Carl Ludwigs gefaßt. Er scheint die Lage der Dinge in der That ruhiger und reifer erwogen zu haben, als seine Gewohnheit war. Abdanckungspläne lagen ihm überhaupt nicht fern. Wenige Tage vor der Schlacht, die ihm seinen Staat wiedergab, verzichtete er zu Gunsten seines Sohnes auf denselben. Am 14. März erließ er zu Weistropp eine Erklärung, worin er die Umwälzungen beklagte, welche in seinen Domänen stattgefunden, und dann fortfuhr: „Die schmerzlichen Eindrücke, die wir mit uns nahmen, indem wir unsere weitreichenden administrativen und politischen Zugeständnisse zum Zweck der Befriedigung unserer Unterthanen auf solche Weise belohnt sehen, sowie der nun zur Gewißheit gewordene Zweifel, unsere Kräfte möchten den Forderungen der Zeit und der Einrichtung und Befestigung einer neuen Ordnung der Dinge nicht entsprechen, haben uns, nach reifer Erwägung und nach der unter dem 14. November v. J.

zu Edinburgh erfolgten Zustimmung unseres geliebten Sohnes und rechtmäßigen Nachfolgers, zu dem Entschlusse vermocht, auf die Souveränität der das Herzogthum Parma bildenden Staaten, wie sie in Gemäßheit der Verträge von Wien, Paris u. s. w. bestehen, unwiderruflich und feierlich zu Gunsten unseres geliebten Sohnes Ferdinand Carl von Bourbon zu verzichten, wie wir hiemit förmlich thun.“

Der neue Herzog nahm den Namen Carl III. an — sein Vater war Carl II. gewesen, Carl I. der Oheim seines Urgroßvaters, der nachmalige König Beider Sicilien und von Spanien, in beiden Reichen als dritter des Namens. Dieser hatte in Parma kurz, jener, so zu sagen, gar nicht regiert. Am 18. Mai 1849 nahm er Besitz von dem Staate, während auch nach seiner definitiven Regierungsübernahme zu Ende August österreichische Besatzung in der Hauptstadt blieb. Am 5. April 1854 habe ich in Viareggio der Beisetzung Carls III. beigewohnt, welcher in seiner Hauptstadt gegen Abend am 26. März von dem Dolch eines unbekanntes Muehlers getroffen, durch die bei seinem frühen Tode kundgegebene Gesinnung manche Schuld seines Lebens gesühnt hat.

Herzog Carl Ludwig war fünfzigjährig, als er die Regierung niederlegte, für welche er nicht geschaffen war. Er nahm den Titel eines Grafen von Villafranca an, nach einem in der Lunigiana gelegenen, seit der Abtretung Guastalla's an Parma gekommenen Besitzthum. Ein Mann gebildeten Geistes, fand er in der Literatur Beschäftigung

und Erholung und ging der Gesellschaft nicht aus dem Wege, obgleich die unerfreulichen Ereignisse, welche seine letzten Regierungsjahre getrübt und ihm so große Demüthigungen zugezogen hatten, wie das tragische Geschick seines Sohnes tiefe Spuren bei ihm zurückgelassen hatten. Er lebte theils in Paris, theils in Nizza oder auf den in seinem vormaligen kleinen Staate Lucca der Familie gebliebenen Besitzungen. Bisweilen machte er auch seiner Gemalin längere Besuche. Jahrelang lebte die Herzogin Marie Theresie auf der Villa Le Pianore an der Grenze zwischen Massa und dem Lucchenserland, in äußerster Zurückgezogenheit, fränkllich, nur Andachtsübungen hingeeben, so zu sagen, der Dinge dieser Welt unbewußt.

Hier war der Wagen, der die Leiche ihres Sohnes über den Apenninenpaß der Cisa getragen, an ihren Fenstern vorübergefahren, ohne daß sie darum wußte. Die Art seines Todes hat sie nie erfahren. In ihren letzten Jahren, nachdem in Toscana der große Wechsel vor sich gegangen, lebte sie in Morlia, wo sie einst Hof gehalten, eine alte, franke, vom Irdischen abgewandte Frau. Sie starb am 16. Juli 1879 in ihrem 76. Lebensjahre. Lange vorher, am 17. März 1857, war Carl Ludwigs Schwester, nach dem im Sommer 1854 zu Venedig erfolgten Tode ihres Gemals, des Commandeurs de' Rossi zum dritten Male, mit dem schon ältlichen Grafen Giovanni Bimercati, verheiratet, in ihrem 55. Jahre abberufen worden; in ihrer äußeren Erscheinung der Mutter ähnelnd, und gleich dieser ohne höhere



Bildung, gutmüthig, wohlthätig, mit frommen Uebungen und klösterlichen Interessen ihre Zeit verbringend. Und nachdem der große Wechsel in Italien vorgegangen, das Haus Bourbon nochmals von der Halbinsel vertrieben war, sah Carl Ludwig im Exil seine muthige und verständige Schwiegertochter sterben, und, kurz bevor er selber diese Welt verließ, die Gemalin seines Enkels, eine Prinzessin von Neapel, im äußersten Winkel Frankreichs ihrem Manne und ihren zahlreichen Kindern entrissen werden.

Carl Ludwig von Bourbon hat es nie bereut, einem Throne entsagt zu haben. Er sagte wol, seine Vetter (denn verwandt waren die italienischen Fürsten alle unter einander) würden besser daran sein, hätten sie's gemacht wie er. Aber seine Vetter nahmen das Regieren ernst, was er nie gethan, und sein Sohn hat von seinem Beispiel keinen Vortheil gehabt. Das Leben eines begabten, liebenswürdigen, von Herzen guten Mannes ist ohne Nutzen für seine Unterthanen, ohne Befriedigung für ihn selber verstrichen. In Lucca spricht man noch von der lustigen Zeit des Herzogs, aber ich glaube, Niemand wünscht diese Zeit zurück, obgleich Hauptstadt und Bäder, für die er viel gethan, im Vergleich mit der Vergangenheit verloren haben, wie es manchen anderen Städten ergangen ist. Carl Ludwig hat dem Lande, von dem er einst sagte, es sei ihm nur geborgt, worin ihm aber ansehnlicher Grundbesitz geblieben war, stets Anhänglichkeit bewiesen, obgleich es nicht mehr das seine war. Er hat auch Florenz noch gelegentlich besucht, wo

nur die Wenigsten ihn kannten. Seine Beschäftigungen waren nur noch literarische, für welche er immer Vorliebe gezeigt hatte. Seine Bibliothek enthielt unter anderm eine reiche Sammlung liturgischer Werke, die er der florentiner Nationalbibliothek zu schenken beabsichtigte, was dann doch nicht geschehen ist. In seinen letzten Jahren war er am grauen Staar erblindet, wollte sich aber der Chance der Operation nicht aussetzen. Er blieb ruhig, heiter — er, der alte Mann, mochte mit einem jugendlichen Kaiser sagen: Ich fühle die Eitelkeit der Glücksgaben,

„Wiemol ich auf dem Scheitel
Schon Kronen trug als Kind!“ —

Aber er klagte nicht. Am 14. April 1883 starb er dreiundachtzigjährig in der Stadt, wo er als Kind die Katastrophe seiner Mutter erlebt hatte.

Azeglio und Cabour.

Der Marchese Matteo Ricci hat unter dem Titel *Ritratti e profili politici e letterari* eine Sammlung biographischer Skizzen drucken lassen, welche er größtentheils in dem florentiner *Circolo filologico* vorgetragen hat, und die dadurch Bedeutung gewinnen, daß es sich um Personen handelt, die dem Verfasser aus vertrautem Umgange bekannt waren. Matteo Ricci ist der heutige Chef einer angesehenen Familie aus Macerata in der Mark Ancona, welche in der letzten Generation durch drei Brüder repräsentirt wurde, die sämtlich literarische Bildung hatten, und von denen der zweite, Amico, welcher meist in Bologna lebte, sich durch ein Buch über die Geschichte der schönen Künste in den adriatischen Marken und eine umfangreiche Geschichte der Architektur in Italien vortheilhaft bekannt gemacht hat. Er erhielt seine höhere Bildung auf der Universität Turin, trat in vielfache Beziehungen zu dortigen Literaten wie zu der Aristokratie und heiratete die einzige Tochter Massimo d'Azeglio's aus dessen Ehe mit Giulia

Manzoni. In späteren Jahren lebte er meist in Florenz, wo er bereits im Jahre 1854 eine Uebertragung der Politik des Aristoteles, die er auf den Rath Cesare Balbo's unternommen, hatte drucken lassen, eine erste Frucht ernster Beschäftigung mit dem Griechischen, welcher in den Jahren 1872—1881 die Uebersetzung des Herodot folgte, eine Arbeit, die der einst namentlich in der Lombardei viel bekannte Corfiote Andrea Mustoxidi begonnen, aber nicht vollendet hatte.

Unter den Aufsätzen, die den Inhalt des Bändchens bilden, ist derjenige, welcher den Titel „Cavour und Azeglio“ trägt, wol der bei weitem interessanteste. Der Verfasser befand sich in Turin zu der Zeit, als das Azeglio'sche Ministerium seinem Ende nahte und Cavour, als Finanzminister dessen Mitglied, die Schwenkung machte, welche den Chef im Jahre 1852 zum Rückzuge bewog, ihn selbst an die Spitze brachte und der Ausgangspunkt der piemontesischen Politik wurde, die nach der Krim und nach Solferino führte. Sein Verhältniß zu Azeglio ließ ihn auch in politischen Dingen manches erfahren oder mitanschauen, was Andere nur vom Hörensagen kannten, darunter die Scene, die den Bruch zwischen den beiden Staatsmännern zur Thatsache machte. Die lebendige Schilderung dieser Scene hat das Interesse, welches die intimen Ereignisse im Leben bedeutender Männer, wodurch häufig wie im gegenwärtigen Falle politische Ereignisse bestimmt werden, zu besitzen pflegen.

Was über den Charakter König Carl Alberts und seiner achtzehnjährigen Regierung gesagt wird, kann hier füglich übergangen werden, da es lediglich auf die bereits traditionelle Beschönigung einer Zweideutigkeit hinausläuft, in welcher auch die Vertheidiger des Königs die Absicht der Täuschung nicht zu verleugnen vermögen. Was aber über das in Rede stehende Factum und im Anschluß daran über die Charaktere der beiden Minister gesagt wird, möge hier unter Weglassung der nur für Italien bestimmten und interessantesten Partien und Abkürzung einiger Längen folgen.

Man kann nicht in Abrede stellen, sagt der Verfasser, daß an dem Tage, an welchem auf die Verwaltung des Generals Grafen de Launay das Cabinet Mazzini folgte, die tollen Leidenschaften sich abzukühlen begannen, Piemont die ruhige Haltung wiederzugewinnen anfing, die es vor und nach dem Tage von Novara verloren hatte. Alle wußten, wem der junge König die Summe der Geschäfte anvertraut hatte, Alle glaubten an ihn, Alle vertrauten auf ihn. Niemand fürchtete, daß ein so erprobter Patriot und loyaler Cavalier die öffentlichen Freiheiten gefährden oder Sonderinteressen über die nationalen stellen werde. Aber Mazzini, der sich nicht ganz auf die specifisch piemontesische Partei stützen, sich aber ebenso wenig mit den Demokraten und den Urhebern des Tages von Novara einlassen wollte, mußte nothwendig Pinelli und die Seinigen heranziehen. Aber Pinelli und die Seinigen waren es gerade, welche der damals noch sehr einflußreiche Gioberti mit seiner mäch-

tigen Eloquenz verfolgte, indem er sie als den Fluch des Landes, als Italiener in der Maske, im Herzen Municipale, wie er sich ausdrückte, verklagte. So kam es, daß, als die Deputirtenkammer aus neuen Wahlen modificirt hervorging, das Ministerium Mazzini sich einer feindseligen und störrischen Opposition gegenüber befand, welche bei der Verhandlung über den unter möglichst vortheilhaften und ehrenvollen Bedingungen mit Oesterreich abgeschlossenen Vertrag denselben thatsächlich verwarf, indem sie Clauseln anhängen wollte, welche die österreichischen Unterhändler nie angenommen haben würden. Da es aber klar wie der Tag war, daß das Heil des Landes von dem raschen und sicheren Abschluß des Friedens abhing, wobei die künftigen Gesichte Italiens gleicherweise in Betracht kamen, so wurde es dem Ministerium nicht schwer, vom Könige die Auflösung der Kammer zu erlangen. Die neuen Wahlen aber waren womöglich noch schlimmer als die früheren, und nun entschloß sich Mazzini, Victor Emanuel zu dem ungewöhnlichen Acte zu rathen, welcher in der neuesten piemontesischen Geschichte unter dem Namen des Proclama von Moncalieri bekannt ist — ein Act, über welchen die Urtheile weit auseinander laufen, je nachdem man das öffentliche persönliche Eingreifen des constitutionellen Souveräns in die Regierung gutheißt oder nicht, welcher aber den Zweck vollkommen erreichte. Victor Emanuel sprach mehr als Vater, denn als König. Denn das Proclama sagte im Grunde weiter nichts als: Meine Kinder, sendet um Gotteswillen nicht mehr

diese Narren ins Parlament, sonst gehen wir Alle zum T—l. Habt Acht, ich hab's Euch gesagt; wollt Ihr nicht, so möget Ihr's ausbaden.“ Die Kammer, welche das Land nach zweimaliger Auflösung sandte, approbirte ohne Schwierigkeit den Friedensvertrag.

Waren aber die „Narren“ alle von derselben Sorte, oder theilten sie sich nicht in verschiedene sehr bestimmte Kategorien? Doch wohl, ohne Verletzung von Wahrheit und Gerechtigkeit läßt es sich nicht in Abrede stellen. In dieser parlamentarischen Majorität von 1849, welche zweimal heimgesandt, zweimal lärmender und unverständiger als zuvor zurückkehrte, gab es drei Gruppen von Leuten. Zuerst die böshafsten Narren, oder vielmehr die Böshafsten ohne Narrheit, welche alles umzuwühlen bestrebt waren, um das Gebäude ihrer Träume auf den Trümmern zu erheben. Dann kamen die unheilbaren Narren, deren Gehirn Vernunftgründen unzugänglich war. Die dritten waren die Gelegenheitsnarren, nach Umständen heilbar, wozu die Mehrzahl der durch das Proclama nach Hause Gesandten gehörte. Von diesen sehen wir manche noch unter uns, z. B. Carlo Cadorna und Giovanni Lanza (seitdem verstorben), Männer, in denen die Reife der Jahre, die Macht der Ereignisse, die Erwägung der Nothwendigkeiten, die Schule der Erfahrung eine solche Umwandlung zuwege brachten, daß es schwer ist, in den Verständigen von 1882 die Tollköpfe von 1849 wiederzuerkennen. Es ist federleicht, nach geschehenen Dingen die Umwandlungen zu be-

urteilen. Sie vorhersehen und verkündigen ist die Sache feinen politischen Urteils. So that der Graf von Cavour inbetreff Urbano Rattazzi's und seiner Anhänger. Eine solche Ansicht Cavours begann sich geltend zu machen, als er wenige Monate nach seinem Eintritt ins Ministerium, wie der König richtig beurteilte, eine solche Autorität gewann, daß er das Steuerruder ergreifen und die Politik in seinem Sinne leiten zu können glaubte. Einer der wichtigsten Punkte, in denen die Ansicht Cavours mit jener des Ministerpräsidenten zusammenstieß, war eben die Anschauung von der nach dem Proclama von Moncalieri aufgetretenen liberalen Opposition und der zu dieser zu nehmenden Stellung. Gemäß Cavour waren Rattazzi und die Seinigen Leute, deren Liberalismus zu sehr nach den Principien der französischen Revolution schmeckte, aber er glaubte auch in ihnen Tendenzen zu erkennen, welche dem gesunden Menschenverstand und der Eloquenz der Thatfachen den Sieg über Phantasiegebilde verschaffen mußten. Ueberdies glaubte er fest, daß gewisse vorgefaßte Meinungen und wie mit der Muttermilch eingesogene, durch die Erziehung verstärkte Vorstellungen, welche Rattazzi mit dem gesammten liberalen piemontesischen Bürgerthum theilte, verständigerem und billigerem Urtheil weichen würden, gegenüber der Beständigkeit und Redlichkeit des Königs und der einfach constitutionellen, fortschreitend reformirenden, aufrichtig italienischen Politik des Ministeriums. Aber Cavour ging noch weiter und sagte offen, die Durchführung einer solchen

Politik sei nicht möglich in einer Kammer, wie die damalige, solange das Ministerium sich auf den unsteten und unsicheren Succurs des rechten Centrums stützen müsse, welches damals von Ottavio di Revel und K. (Graf Cesare Balbo?) angeführt wurde, die, obgleich dem Statut treu, jeder großen einschneidenden Reform abhold waren und sich vor jeder nationalen Aspiration scheuten. Es sei somit nothwendig sich zu einem kühnen Schritt zu entschließen und die Hand dem linken Centrum zu bieten, in welchem Männer saßen, die ungeachtet ihrer Mängel und Unbequemlichkeiten aufrichtig constitutionell und italienisch wären, dabei einen wahren Fortschritt anstrebten. Dies würde zugleich zu einer heilsamen Beruhigung der Gemüther führen, die monarchisch-liberalen und patriotischen Kräfte vereinigen und schlimmen Zwist beendigen. Um nun die liberale Opposition oder die Rattazzi'sche Partei zu gewinnen und ihr ein Pfand der Wohlgeneigtheit der Regierung zu geben, schlug Cavour vor, die im Jahre 1851 durch den Tod Pinelli's eingetretene Vacanz im Präsidium der Kammer zu benützen und ohne weiteres Rattazzi als ministeriellen Candidaten für den Präsidentenstuhl aufzustellen. Als er sich aber mit Mazzini darüber besprach, stieß er bei ihm auf den allerentschiedensten Widerstand. Denn für Mazzini waren Rattazzi und seine Anhänger immer noch die Leute, welche das Land in das Unglück von Novara gestürzt hatten, Leute, welche die Unmöglichkeit weiterer Kriegsführung anerkannten und doch dem Frieden widerstrebten, Rhetoren

und Sophisten ohne praktischen Sinn und Geschäftskunde, geschickt im Zerstören von zehn Regierungen durch Intriquen und Verleumdung, unfähig eine einzige zu gründen.

Aber Cavour war nicht der Mann, sich vor dem Widerstand zurückzuziehen. Kam er auf dem geraden Wege nicht vorwärts, so versuchte er es auf dem krummen. So machte er es bei Mazzini mit der famosen Rattazzi'schen Candidatur. Da er mit ernstesten und gewichtigen Gründen nicht vorwärts kam, griff er zum Scherz. Eines Morgens hatte Mazzini ihn zum Frühstück im Auswärtigen Amte eingeladen, und hier erfolgte die Scene, welche den beiden einzigen Zeugen, Alfonso La Marmora, damaligem Kriegsminister, und mir, nicht aus dem Gedächtniß geschwunden ist. Mazzini, zu jener Zeit noch an der bei Vicenza empfangenen Wunde leidend, lag auf einer Art Ruhebett, vor welchem das Tischchen stand, an welchem Cavour und ich Platz nahmen. La Marmora war zufällig gekommen und stand mit gekreuzten Beinen in einem Winkel des Zimmers. Die Begrüßung zwischen den beiden Staatsmännern war eine herzliche gewesen. Mazzini schien aber gar keine Lust zu haben, auf ein ernstes Gespräch einzugehen, er erzählte von einem am Abend zuvor von der Meynadier'schen Gesellschaft auf dem Teatro d'Angennes gegebenen Lustspiel des jüngeren Dumas und erging sich in Lobeserhebung der ersten Actrice Mlle. Fargueil, und Cavour erkannte wohl, daß sein Interlocutor nicht von Geschäften reden wollte, fand aber an dem theatralischen Discurs ge-

ringen Geschmack, saß da mit dem Blick und der Gebärde des an ganz andere Dinge Denkenden und benutzte dann, zwischen einem Bissen und dem anderen eine Pause, um halb zu La Marmora und mir gewandt, über die unüberwindliche Antipathie und den wilden Haß, wie er sich ausdrückte, Azeglio's gegen Rattazzi und die Rattazzianer zu scherzen. Azeglio aber hatte keine Lust auf diese Musik einzugehen und antwortete auf Cavour's Späß in einem sehr verschiedenen Ton. Nun hieß es auch bei diesem Scherz beiseite, und eine scharfe Antwort erfolgte. Der Zwist wurde heftiger. Ich, damals sehr jung, blickte vor mir nieder; La Marmora wollte reden, ließ es aber doch sein. Am Ende richtete Azeglio sich so gut er konnte mit beiden Ellenbogen auf und sagte laut, entschieden und scharf in piemontesischem Dialekt die Worte: „Kurz und gut, ich will von Monsieur Rattazzi nichts wissen.“ (An fén, mi d'monsü Rattáss, i vôi nén savéine.) Bei diesen Worten wurde Cavour roth wie ein Krebs, schmiß den Teller, den er vor sich hatte, wild auf den Boden, so daß er in hundert Scherben zersprang, und erhob sich rasch, um das Zimmer zu verlassen. La Marmora lief ihm mit seinen langen Beinen nach und versuchte ihn zu besänftigen. Aber es war vergebens und man vernahm nur den Ruf des Zornigen: Er ist ein Einfaltspinsel! (A l'e na ciúla.)

Cavour machte dann, mit Hilfe L. C. Farini's, hinter Azeglio's Rücken die Linksschwenkung, welche Rattazzi zum Kammerpräsidium führte. Erbittert über diese Art Treu-

losigkeit des Mannes, den er selber ins Ministerium gebracht, bot Mazzini dem Könige seine Entlassung an. Victor Emanuel nahm sie nicht an, sondern beauftragte ihn mit der Modification des Cabinets, aus welchem jene Beiden ausschieden. Schon im October desselben Jahres 1852 aber entschloß sich Mazzini (etwas spät) zum vollständigen Rücktritt, indem er dem Könige die Berufung des Mannes vorschlug, der dann die Geschichte Italiens gelenkt hat.

Es ist bekannt, daß der Graf von Cavour während seines ganzen späteren Lebens auf den Geist, die Feinheit, die politische Erfahrung Massimo d'Mazzini's — Eigenschaften, die bei ihm durch seltenen Adel der Gesinnung erhöht wurden — den größten Werth gelegt hat. Nachdem er diesem im Jahre 1852 in der Leitung der piemontesischen Politik nachgefolgt war, als Mazzini mit sicherem und feinem Urtheile den Moment gekommen erachtete, sich zurückzuziehen und dem „bösen Nebenbuhler“, wie er ihn scherzend nannte, den Platz zu räumen, hatte es keine wichtige Angelegenheit, keine ernste Schwierigkeit in der inneren und äußeren Politik gegeben, in welcher Mazzini's Rath nicht nachgesucht, sein Beistand in Wort und That nicht gewünscht worden wäre. An ihn wandte sich Cavour, als es sich um die vielfach angefochtene Theilnahme am Krimkriege handelte; er bediente sich seines guten Verhältnisses zu den englischen Ministern in der Streitfrage mit Oester-

reich bezüglich der lombardischen Sequester; er hegte die Absicht, ihn als Vertreter Sardinien's zum Pariser Congreß von 1856 zu senden. Endlich, um Anderes zu übergehen, sehen wir in dem ereignißreichen Jahre 1859 Mazzini mehrfach gebraucht, als Ueberbringer des Annunziatenordens an den Prinzen von Wales nach Rom und zugleich und hauptsächlich als Erforscher der Meinungen dortiger Liberaler, als Unterhändler in Paris und London, als Commissär in Bologna, als Gouverneur von Mailand.

Wenn aber die beiden Männer im großen Endzweck und der allgemeinen Richtung der Politik eines Sinnes waren, so bestand zwischen ihnen immer eine Differenz der Meinungen, ein Contrast der Gesinnungen in Bezug auf die Beurteilung der Mittel und die Wahl der Werkzeuge. Mazzini verstand sich nie zu gewissen Nachgiebigkeiten, noch zu gewissen Auskunftsmitgliedern zwischen dem Nützlichen und dem Ehrbaren. Er konnte sich nie überzeugen, daß es eine öffentliche Moral gebe, deren Dogmen von der privaten verschieden wären. Wenn ein Mann ihm bei der Probe als ein Schuft oder als ein ordinärer Intrigant erschien, so hätte nichts auf der Welt ihn bewogen, ihm die Hand zu reichen oder sich seiner irgendwie zu bedienen. So tadelte er oft und nicht ohne Herbheit den Grafen Cavour, weil er von vielen zweideutigen Menschen, von vielen Ränke-
spinnern unter den Ausgewanderten umgeben war, die mehr auf den eigenen, als den Vortheil des Vaterlandes sahen. Ueberdies war Mazzini äußerst peinlich inbetreff des Artikels

Schulden, und es genügte ihm, zu wissen, daß Einer, mochte er noch so gewandt oder geistreich sein, den großen Herrn spielte, während er sich über seine Gläubiger lustig machte, um sich sogleich seiner zu entledigen. Cavour antwortete, es sei unmöglich, so scharf zuzusehen und die Dinge so genau abzuwägen, wenn man so zahlreicher Instrumente jeden Grades und Kalibers bedürfe; wenn es sich darum handle, ein so umfassendes und schwieriges Werk, wie das seinige, auszuführen; wenn es darauf ankomme, den regelmäßigen und ruhigen Gang einer alten Monarchie mit den Wagnissen und Gefahren einer Revolution auszugleichen.

Ein ernsteres und tiefergehendes Zermürfniß fand jedoch im Jahre 1860 zwischen Beiden statt, während Azeglio Gouverneur in Mailand war. Es war die Zeit der Vorbereitungen zu der sogenannten Expedition der Tausend, welche die Gewandtheit (?) des Grafen Cavour auf eine so harte Probe stellte. Cavour hat die Garibaldi'sche Unternehmung nie gewollt. Er hielt die Annexion des Südens für verfrüht und bedenklich. In jedem Falle wünschte er, die Sache möchte wenigstens mit einer wahren und freiwilligen Bewegung der Bevölkerung beginnen, nicht aber völlig Folge fremder Gewalt und künstlicher Machinationen sein. Da er aber die Expedition nicht zu verhindern vermocht und ebensowenig die Dinge in Neapel und Sicilien nach seiner Weise vorzubereiten die Zeit gehabt hatte, so sah er sich endlich genöthigt, um größeres Uebel zu verhüten und dem sehr lebendigen Impuls des damals mit

Garibaldi eng verbundenen Königs nachzugeben, im Frühling 1861 ein doppeltes Spiel zu spielen. Von einer Seite wurde er durch die diplomatischen Convenienzen, den Buchstaben der Verträge, die bekanntesten Grundsätze des öffentlichen Rechts zurückgehalten; auf der anderen sah er klar ein, daß, wenn er dem Garibaldi'schen Unternehmen wirkliche Hindernisse in den Weg legte, statt es unter der Hand zu begünstigen, er sich selber die Mittel abschnitt, eine Bewegung zu beherrschen und zu bessern, welche ohne seinen Einfluß auf dieselbe höchst verderblich werden konnte. Aber es war unvermeidlich, daß die tiefliegende Verschiedenheit zwischen Reden und Thun, die fortwährenden Widersprüche zwischen den öffentlichen und den geheimen Acten der Regierung in diesen drangvollen Tagen nicht auch auf die Instructionen und Erklärungen Einfluß üben sollten, die von der Centralregierung an die Provinzialbehörden gingen. Mazzini aber, ferne von Turin, welcher in seinem ganzen Leben nur die gerade Straße eingeschlagen hat und Cavour's schwierige Lage wie die wirklichen Zustände vielleicht nicht hinlänglich würdigte, wurde durch all diese Zweideutigkeiten, Wendungen und Wandlungen aufs höchste gereizt. Endlich verlor er eines Morgens alle Geduld und sandte an den Minister des Innern, Farini, ein Telegramm in folgenden Worten: „Es ist Zeit, dem Ding ein Ende zu machen — sagt Ja oder Nein.“ Die Antwort war: „Wir wollen weder Ja noch Nein sagen.“ Darauf Mazzini: „Mit Leuten, die nicht Ja noch Nein

sagen wollen, kann ich nicht leben und gehe nach Hause.“ Dies waren keine leeren Worte. Er begab sich in der That sogleich nach seiner kleinen Villa Cannero am Lago Maggiore, von wo er bald darauf sein förmliches Entlassungsgesuch einreichte.

Aber auch nachdem er zu der Ruhe und Einsamkeit des Privatlebens zurückgekehrt war, hielt Massimo d’Mazzini seine Blicke auf die Geschehnisse Italiens und die Lenker derselben gerichtet. Als er im März 1861 den Grafen Cavour im Parlament Rom als Hauptstadt Italiens proclamiren hörte, im Widerspruch mit der von ihm, Mazzini, in seiner „brennenden Frage“ ausgesprochenen Ansicht, erklärte er es für einen großen politischen Fehler und trennte sich von ihm zum anderen Male. Wer hatte Recht, wer hatte Unrecht in dieser großen Disputation? Die Eloquenz der Thatfachen schien beinahe Mazzini gegen Cavour entschieden Recht zu geben, und wenn wir heute in Parlament und Presse von einer „römischen Frage“ reden hören, so möchte man den Nachkommen die Lösung überlassen, die wir nicht zu finden im Stande sind.

Noch muß auf einen Punkt von Harmonie und Dissonanzen zwischen den beiden Männern aufmerksam gemacht werden. Es handelt sich um die Haltung der Beiden gegenüber dem Könige, und um ihre Ansichten von den Verpflichtungen eines constitutionellen Ministers in seinem Verhältniß zum Staatsoberhaupt. Als Massimo d’Mazzini im Mai 1849 an die Spitze der Verwaltung trat, war Victor

Emanuel noch sehr jung und überdies in den Geschäften völlig unerfahren, da sein Vater ihn von allen administrativen Dingen eifersüchtig fern gehalten hatte. Man darf sich daher nicht darüber wundern, daß Mazzini, ohne es zu beabsichtigen, ja zu merken, dem Könige gegenüber viel mehr als Mentor und Lehrer, denn als Minister und Berather auftrat. Der junge Fürst war auch gewöhnlich mit den in geeigneter Form erteilten Lehren zufrieden und zeigte sich für dieselben erkenntlich mit dem guten Willen sie zu befolgen. Aus dem fleißigen persönlichen Briefwechsel zwischen Souverän und Minister geht auch klar hervor, daß ersterer in seinen früheren Regierungsjahren gar keinen zu hohen Begriff von sich selber hatte. Zu Anfang eines Briefes vom 22. Juli 1850 heißt es wörtlich: „Demüthig bekenne ich, daß ich in Schriftsachen ein Ignorant bin und es geradezu verwegend gewesen wäre, hätte ich Sie corrigiren wollen.“ Was geschah aber? Eines schönen Tages wies der König, vielleicht übel gelaunt, gewisse Bemerkungen des Ministers mit solcher Schärfe zurück, daß Letzterer beinahe zum Rücktritt von seinem Posten veranlaßt war. Es handelte sich um ein Schreiben an den Papst während der Debatte über die Aufhebung der geistlichen Gerichtsbarkeit. Victor Emanuel schrieb den ganzen Brief mit eigener Hand und übergab ihn Mazzini nicht etwa mit den Worten: „Lesen Sie ihn durch“, sondern: „Senden Sie ihn ab“. Mazzini aber wollte das Schreiben nicht absenden, ohne es gelesen zu haben, und

da ihm gewisse Sätze durch Sinn und Form Bedenken weckten, hielt er sich für verpflichtet, dem König ein neues Concept vorzulegen, indem er seine Gründe entwickelte. Victor Emanuel aber ergriff die Feder und schrieb: „Wenn ich etwas thue, so weiß ich, was ich thue, und die Wahrheit zu sagen, liebe ich Rathschläge nicht. Brauche ich dieselben, so werde ich Sie darum ersuchen. Nehmen Sie dies aber nicht übel, lieber Massimo. Ihr wohlaffectionirter Victor Emanuel.“ Wie ein solches Billet Azeglio vorkam, mag man sich denken. Er nahm aber die Sache ruhig, wartete bis zum folgenden Tage und richtete dann an den König einen der schönsten und edelsten Briefe, die er je geschrieben hat.

Der Brief lautet wie folgt: „Sire! Als Ew. Majestät mich ehrte, indem Sie mir das Präsidium der Rätthe der Krone anvertrauten, glaubte ich, Sie hätten die Absicht, sich meiner Rathschläge zu bedienen, und erlaubte mir, in den mir geeignet scheinenden Fällen die Initiative zu ergreifen. Ueberzeugt, daß dies Ihre Absicht sei, und darin durch die beständige Güte bestärkt, mit welcher Ew. Majestät mir Gehör geschenkt hat, wenn ich Ihnen meine Ansicht über Dinge meines Ressorts vortrug, glaubte ich Ihnen auch meine Ideen über die Unterhandlung mit Rom entwickeln zu dürfen, indem ich die verschiedenen Phasen der Angelegenheit nach einander erwog. Ich glaubte auch meine Mittheilung in der Form abgefaßt zu haben, welche meine erste Pflicht ist, indem ich mit den Worten schloß,

daß ich dem Urtheil Ew. Majestät die Entscheidung völlig anheimstellte.

„Da ich nun nur in Folge eines bestimmten Befehls Ew. Majestät das Amt Ihres Rathes annahm und behalten habe, so war mein erster Gedanke beim Lesen der Worte, daß Sie Rathschläge nicht lieben und mich darum ersuchen werden, wenn Sie sie brauchen, daß Ew. Majestät mein Rath und Dienst nicht mehr behagen. In diesem Falle müßte ich Sie bitten, mir zu erlauben, ohne Säumen mein Amt niederzulegen. Aber ich habe es dann für meine Pflicht gehalten, dies nicht zu thun, ohne Ew. Majestät die nöthige Zeit zu lassen, für Ihren Dienst auf die der Würde der Krone und dem Wohle des Landes am besten entsprechende Weise Vorforge zu treffen. Ich hoffe auch, daß Ew. Majestät überzeugt ist, daß, wenn ich bisher im Amte blieb, dies nur geschah, weil ich Ihnen nicht ganz ohne Nutzen zu sein glaubte, indem ich ehrerbietig, aber nicht minder freimüthig aussprach, was ich für Wahrheit hielt, und weil Ew. Majestät mir mit Vertrauen und großer Güte lohten, mit dem Lohne, der allein für Leute meines Charakters Werth hat. Ich hoffe, daß Ew. Majestät in diesen einfachen Worten den besten Beweis des hohen Begriffs erkennen werden, den ich mir von dem Titel Ihres Dieners und den Gesinnungen mache, welche derjenige haben soll, der dieses Titels würdig ist. Ich schliesse, indem ich Ew. Majestät bitte, bei jeder Gelegen-

heit, und welcher Art meine Stellung sein möge, auf meine unwandelbare Ergebenheit zu zählen.“

Der König antwortete mit folgenden Worten: „Lieber Massimo, werden Sie nicht gar zu böse! Ich merke schon, daß Sie die schöne Epistel an mich richteten, damit ich Bravo sagen sollte. Bravo sage ich auch, wenn Sie so wollen; aber es bleibt doch wahr, daß Sie mit Ihren Bemerkungen mir ein Afinitätspatent ausgestellt haben. Und doch glaube auch ich kein Simpleton zu sein.“

Der Graf von Cavour befolgte als erster Minister dem Könige gegenüber ein anderes Verhalten. Statt eines Mentors und Lehrers schien er, mit seiner Gewandtheit und da er Victor Emanuels Wesen kennen gelernt hatte, vielmehr von diesem Gedanken zu empfangen, als ihm solche einzugeben, namentlich wo es sich um ernste politische Fragen und Beschlüsse handelte. So geschickt aber immer Cavour seine Bedeutung vor des Königs Augen zu verhehlen bestrebt war, so würde dieser eine schlechte Figur gemacht haben, hätte er sie verkennen oder gar in Abrede stellen wollen. So sah er sich immer genöthigt, die Verdienste seines Ministers anzuerkennen, obgleich er mit seinem Lobe immer kargte und ihm gar nicht übermäßig gewogen war. (Der Herr Verfasser vergißt zu bemerken, daß der König von 1852 nicht mehr der von 1849 war, daß Victor Emanuel Geschäftsübung und Selbständigkeit und bereits zum guten Theil in politischen Dingen den feinen Sinn erworben hatte, der ihm in späteren Jahren

bei all seinem *laisser-aller* eigen war.) Wenn aber in äußeren Formen und in der Haltung Mazzini's und Cavour's dem Könige gegenüber eine gewisse Verschiedenheit war, so stimmten Beide darin vollkommen überein, daß sie dessen Vertrauen im Ernste hochhielten und es für sie nicht eine bloße Form war, wie eine Höflichkeitsformel am Schlusse eines Briefes. Beide hielten es für hochwichtig und für die Ausübung ihrer Pflichten nothwendig, und unterschieden es bestimmt von dem Vertrauen des Parlaments, wodurch sie die richtige Anschauung von der Stellung des Souveräns in der constitutionellen Monarchie kundgaben. Im Juli 1858 schrieb Cavour von Straßburg aus an den Justizminister de Foresta: „L'accord intime du Roi et du Ministère est un élément indispensable de succès.“

Die obige Darstellung wird es klar gemacht haben, daß die beiden berühmten italienischen Staatsmänner, wenn sie in Bezug auf die Mittel oft uneins waren, inbetreff des Ziels übereinstimmten. Dieses Ziel war die Größe und das Glück Italiens. Beide hatten den edeln und gerechten Ehrgeiz, ihm zu dienen, weil sie dies besser als Andere vermochten, aber ohne Beimischung persönlicher Interessen oder Eitelkeit. Piemont, unter der Last der zweiten Niederlage gebeugt, fand in Mazzini den providentiellen Mann, den einzigen vielleicht, der es in jener schweren Stunde aufrecht erhalten konnte. Sein Verdienst war es wesentlich, daß Victor Emanuel seinem Worte und der

nationalen Sache treu blieb. Aber es war ein nicht geringeres Glück, daß in Mazzini's Geist und Herzen solcher Geradsinn, solcher Patriotismus, solche Entfagung Raum fanden, daß er, ohne daß man ihn daran mahnte, den Moment erkannte, in welchem seine Aufgabe gelöst war, und das Wohl des Königs und des Vaterlandes verlangte, daß er das Steuer einem Anderen, einem Jüngeren, einem Kühneren, einem Entschlosseneren überließ. In der That waren Energie und Kühnheit vielleicht die Eigenschaften, welche die Verwaltung des Grafen Cavour am meisten von derjenigen seines Vorgängers unterschieden. Aber, man beachte dies wohl, Cavour's Kühnheit trennte sich nie und nirgend von der genauesten Berechnung der wahrscheinlichen Wirkungen seiner Handlungen, und wenn er nie einen Fehltritt machte, so kam dies daher, daß er den Fuß nicht bewegte, ohne zu wissen, wohin der Schritt ihn führen würde, und ohne die Sicherheit des Bodens geprüft zu haben. Die Mode der Sprünge ins Blaue war noch nicht gekommen. Sie war anderen Zeiten, anderen Menschen, anderen Systemen vorbehalten; ob zur Sicherheit und zum Glücke des Vaterlandes, muß sich zeigen.

So weit der Marchese Ricci in seiner historisch-politischen Parallele. Die „Sprünge ins Blaue“ haben zwei andere Ministerien versucht. Das eine, das die Conven-

tion von 1864 abschloß, welche die Hauptstadt verlegte, das andere, welches sich bei Mentana die Stirne zerbrach. Beiden voran ging das Cabinet, welches in dem Pyrrhus=Krieg von Aspromonte sein Heil suchte, nachdem es die Dinge sich heillos hatte verwickeln lassen. Chef dieses letzteren war der Mann, wegen dessen Mazzini und Cavour so heftig an einander geriethen. Uns dünkt, Massimo d'Azeglio irrte nicht in seiner Antipathie gegen „Monsieu Rattazzi“.

Diese Antipathie war eine tiefwurzelnde. Es war nicht etwa bloß politischer Antagonismus: der Mensch war Mazzini zuwider. Nicht nur sein nachmaliges Verhalten als Minister rechtfertigt dies, auch die lächerliche Rolle, die er als Ehemann von „Madame de Solms“ spielte. Als er im Jahre 1852 Kammerpräsident wurde, reichte Mazzini wie gesagt seine Entlassung ein, die nach einem Intermezzo im Herbst definitiv wurde. Er hätte früher gehen sollen, denn er hatte die Direction der Dinge schon verloren und war wider seinen Willen immer mehr nach links gedrängt worden.

Man möchte sich darüber wundern, daß die Bemerkungen über die beiden italienischen Staatsmänner nicht auf eine fundamentale Verschiedenheit in ihren Charakteren aufmerksam machen. Mazzini war außerordentlich reich begabt. Politiker und Militär, Maler und Dichter, wäre er zum Größten befähigt gewesen, hätte er sich concentriren können. Aber eben die Concentration gestattete ihm seine

Natur nicht. So hat ihm immer etwas Dilettantisches angeklebt, während es ihm doch weit mehr ernst war, als die Leute ihm zutrauten. Er hat es in den ersten Zeiten seines Ministeriums bewiesen, aber dann hatte ihm die Kraft des Durchführens gefehlt. Cavour war ganz Politiker und nur Politiker. Er lebte und webte in Geschäften, er träumte von Geschäften: für ihn gab's nichts anderes. Azeglio war höchst liebenswürdig und galant, was nicht zu seinem häuslichen Glücke beitrug; Cavour, unverheiratet, war heiter und witzig, schien aber für Galanterie wenig Zeit übrig zu haben. Seine Nichte, die Tochter seines ältern Bruders des Marchese Gustavo di Cavour, stand seinem Salon mit Gewandtheit und vollkommener Beherrschung der geselligen Conversation vor. Beide Staatsmänner haben die Aehnlichkeit, daß ihre Familien aussterben. Giuseppina Benso di Cavour ist vermählt mit dem Marchese Carlo Alfieri di Sostegno, einzigem Sohne des früheren piemontesischen Unterrichtsministers und Ministerpräsidenten Cesare Alfieri. Ihre Mutter war die Letzte der Lascaris von Ventimiglia, die dem Malteserorden einen Großmeister gaben; sie selber ist die Letzte der Cavour, da ihr Bruder Aimé ihr im Tode vorausging, und hat nur zwei Töchter, deren eine mit dem früheren Minister des Auswärtigen Emilio Visconti Venosta verheiratet ist. Die Taparelli d'Azeglio, welche, zu den Adelsgenossenschaften (Dspizi) von Savigliano im eigentlichen Piemont gehörend, ursprünglich aus der Bretagne stammen sollen

und deren altes Lehen, nach welchem sie sich gewöhnlich nennen, Ort und Castell, nicht weit von Ivrea am Eingang des Thals von Aosta liegt, stehn auf zwei Augen. Der als Kunstschriftsteller vortheilhafter denn als Politiker bekannte Marchese Roberto d'Azeglio hatte von seiner Gemalin, Schwester Cesare Alfieri's, nur einen Sohn, Emmanuele, lange Jahre hindurch piemontesischer Gesandter in England, wo er unvermält noch lebt. Von Roberto's Brüdern war der eine, Prospero, Priester der Gesellschaft Jesu; der andere, Massimo, hinterließ aus seiner ersten kurzen Ehe mit Giulia Manzoni eine einzige Tochter, die im April 1884 in Mailand verstorbene Marchesa Ricci. Vier edle Familien, die wir noch alle gekannt haben, und von denen heute nur zwei männliche Sprößlinge übrig sind, der eine in London, der andere, Vicepräsident des italienischen Senats, in Florenz lebend, wo schon ein Zweig der Alfieri von Asti in dem berühmten Dichter ausgestorben ist.

Von seiner zweiten Gemalin Luisa einer geb. Maumari hatte Massimo d'Azeglio keine Kinder. Sie war in erster Ehe mit Henry Blondel, Manzoni's Neffen durch seine erste Frau Henriette Luise Blondel, verheiratet gewesen, den sie sehr bald durch den Tod verloren; Azeglio, im September 1834 nach kaum dreijähriger Ehe Witwer von Giulia Manzoni, vermälte sich mit ihr auf fremdem Boden, da sie Protestantin war. Als ich ihn in Florenz kennen lernte, war er noch nicht allzulange verheiratet. Es war im

Herbste 1838. Er wohnte zeitweilig am Lung' Arno zwischen der Trinitabrücke und dem Pontevecchio. Es war für ihn eine glückliche, thätige Zeit. Sein Ottore Fieramosca hatte ihm die Herzen aller Landsleute gewonnen, und er war damals mit seinem zweiten Roman beschäftigt, welcher die Belagerung von Florenz 1530 schildert. In seinen aus seinen letzten Lebensjahren stammenden Erinnerungen ist das Tagebuch der Reise zu lesen, welche ihn von Modena auf der Gebirgsstraße des Abetone nach Pistoja führte. An dieser Straße liegt San Marcello, ein hübscher gewerbereicher Ort, und in dessen Nähe, in den mächtigen Kastanienwäldungen dieser Berge versteckt, Gavinana, ein Dörfchen, wo die florentinischen Entsatztruppen, von Francesco Ferruccio geführt, auf den Prinzen von Orange stießen, der ihnen mit einem Theile des kaiserlich-päpstlichen Belagerungsheeres entgegen gezogen war, ein Zusammenstoß, bei welchem beide Feldherrn den Tod fanden. Azeglio malte Ansichten der Gegenden, welche er in seinem Romane beschrieb, und so hatte er von San Marcello, von Gavinana, von Montemurlo, wo Filippo Strozzi gefangen wurde, Orte, die ich nicht lange Zeit nach ihm besucht habe, mehre Skizzen mitgebracht. Er war thätig, aufgeweckt, guter Laune, eben vierzig Jahre alt, erfüllt vom Drange der Thätigkeit, an ein Künstlerleben von Jugend an gewöhnt, aber mit der vornehmen Haltung des piemontesischen Edelmanns aus alter Familie. Sein Aeußeres war höchst

einnehmend, mit angenehmen Zügen, lebendigem Ausdruck, schlank, vielmehr hochgewachsen, von freier Bewegung. Seine Gemalin war eine angenehme Erscheinung, eine Frau von Welt und zugleich die Frau eines talentvollen Schriftstellers und Künstlers, von graziösem Wesen und damals noch ohne jene Schärfe der Züge und des Ausdrucks, die ihr in spätern Jahren eigen wurden, als der Ernst des Lebens sich ihr offenbart hatte und ihr häusliches Glück nicht mehr ungestört geblieben war. Intime Freundschaft verband sie nachmals mit Giuseppe Giusti, der manche seiner Poesien an sie gerichtet oder ihr gewidmet hat. Jene Tage von 1838 sind mir stets in lebendiger Erinnerung geblieben. Der Massimo d'Azeglio dieser Zeit, voll Leben und Schöpferkraft, durch seine Erfolge gehoben und freudigen Herzens, bildete einen scharfen Contrast mit dem Fünfzigjährigen, den ich in eben diesem Florenz nach genau zehn Jahren wieder sah, an schwerer Wunde leidend, die er sich in dem tapfern aber unüberlegten Kampfe bei Vicenza geholt hatte, voll Sorge wegen der Gesichte Italiens, welches der wüsten Demokratie zu verfallen schien, die er stets lebendig gehaßt hat. Großherzog Leopold hatte ihm die Bildung eines Ministeriums vorgeschlagen, als der Marchese Gino Capponi von der politischen Bühne zurücktreten mußte, aber die vollständige Mittellosigkeit und die moralische Ohnmacht, welche die Lage der öffentlichen Dinge in Toscana charakterisirten, hatten Mazzini, der immer mit Möglichkeiten rechnete, nicht

einen Moment an die Annahme denken lassen können. Und nach andern zehn Jahren sah ich ihn nochmals in Rom wieder, gealtert aber mit allerlei Hoffnungen und Projecten. Es war gegen Ende des Winters von 1858 auf 1859, während seiner Mission an den Prinzen von Wales. Der Staatsmann verdrängte den Autor. Auf einem Balle beim General Grafen Goyon, in jenem Palast Ruspoli, den er aus seiner Künstlerzeit noch kannte, erschien er, die Brust mit nicht weniger als fünf Sternen geschmückt.

Kehren wir von dieser Abschweifung aus alten Zeiten zurück. Man wundert sich nicht wenig, daß dieser loyale piemontesische Edelmann, der gleich seinen Vorfahren Blut und Leben für sein Herrscherhaus hingegeben haben würde, in spätem Jahren an die Sage glaubte, König Victor Emanuel sei nicht der Sohn Carl Alberts, sondern Kind eines Metzgers, welches während des Verweilens des Prinzen von Carignan und seiner Gemalin in Florenz, nach dem in der großherzoglichen Villa Poggio imperiale im Jahre 1822 ausgebrochenen Brande die Stelle des dabei umgekommenen Königssohnes eingenommen haben sollte. Eine Sage die vielfach verbreitet worden, aber durch zuverlässige Zeugnisse als unwahr erwiesen worden ist. Die Amme des Prinzen, eine gewisse Zanotti, welche das Kind aus dem brennenden Bette herausriß und rettete, kam dabei selber ums Leben. Azeglio glaubte an die Wahrheit der im Volke cursirenden Erzählung, und die Unähnlichkeit

von Victor Emanuels Gesichtszug und Körperbildung, die etwas Monströses an sich hatte, mit der seines Vaters und seines Bruders, des Herzogs von Genua, schien ihm die Verwechslung zu bestätigen. Auch in des Königs Händen fand er eine Bestätigung, indem er sich ausdrückte, dies seien die Hände eines Metzgers und nicht eines Prinzen, was jedoch von Andern als völlig unstatthaft zurückgewiesen wird. Seine Treue als Staatsbürger und seine Anhänglichkeit ist aber durch eine solche Annahme niemals beeinflusst worden, und auf seinem Todesbette konnte er dem ihn besuchenden Prinzen von Carignan mit Recht sagen, er möge sich daran erinnern, daß er einer der ergebensten und anhänglichsten Diener des Hauses Savoyen gewesen sei.

Im Jahre 1857 kaufte Massimo d'Azeglio am Ufer des Lago Maggiore, zwischen den Orten Cannero und Oggebbio, einen Strich des Ufers, welchen er in einen großen Garten umschuf. Er ebnete den Boden, schaffte Klippen weg, pflanzte Massen von Bäumen und baute nach eigenem Plane eine Villa, nicht prächtig aber bequem und geräumig genug, um Freunde und Besucher aufzunehmen und zu beherbergen. Hier hat er die letzten Jahre seines Lebens in Ruhe, verhältnißmäßig in der Einsamkeit, von der Anmuth der Gegend und des Ortes immer mehr angezogen, größtentheils zugebracht. Hier hat er auch überwiegend seine Erinnerungen geschrieben, welche unvollendet, das heißt wohl seine politische Thätigkeit in

dem Jahre 1847 enthaltend aber seine staatsmännische Wirksamkeit und öffentliches Leben nur gelegentlich berührend, im Jahre 1866, kurz nach seinem Tode erschienen sind. Ja, bei der Arbeit an diesem Buche, die er bereits leidend bis in den December des vorausgegangenen Jahres in der schon feuchten und kühlen Luft der Villa fortsetzte, soll er sich die Erkältung geholt haben, welche sein bereits älteres Leiden, wobei Brust und Herz gleichmäßig afficirt waren, steigerte. Das Buch hat ein in Italien ungewöhnliches Aufsehen gemacht, welchem nur der Erfolg von Silvio Pellico's Prigioni zu vergleichen sein dürfte. Dieser Erfolg ist ein verdienter, denn das Buch ist höchst anregend und anziehend geschrieben, in seinem ersten bessern Theile eine treffliche Schilderung des Lebens und der Verhältnisse des piemontesischen Adels in der napoleonischen Zeit, in seinen spätern Partien das anschauliche und unterhaltende Gemälde der römischen Studienzeit eines jungen Künstlers aus einer Gesellschaftsclasse, welcher die wenigsten Kunstjünger angehören. Indem es den Mangel an einer rechten Beschäftigung und Carriere für die italienische Jugend jener Zeiten zeigt, der in Azeglio's Heimat damals allerdings bei weitem weniger fühlbar war als in andern Staaten der Halbinsel, enthält es eine Menge nützlicher Lehren für die aufwachsende Generation, welche etwas anderes zu thun hat, als das leichte und bequeme Leben ihrer Väter nachzuahmen, mit den großen Interessen von Theater und Liebesaffären und gelegentlichen politischen

Intriguen jener Tage. Wenn aber die italienische Regierung durch eine Verfügung des Unterrichtsministeriums die Lectüre dieser Erinnerungen für die Normalschulen des Königreichs vorschrieb, so ist dies eine mindestens seltsame Maßregel, welche weder durch den Gehalt und die Form des Buches, so anziehend es immer sein mag, noch durch den Inhalt eines großen Theils desselben gerechtfertigt wird, dem es an jenem Ernst gebricht, der überhaupt in Mæglio's Leben und Schaffen einigermaßen mangelte.

Die letzten Jahre seines Lebens waren durch Kränklichkeit und durch Unzufriedenheit mit manchen öffentlichen Dingen vielfach getrübt. Sein Gesundheitszustand, seit dem Jahre 1848 niemals gut, wirkte auf seine Stimmung ein. So wenig er's Wort haben wollte, ist es ihm doch wie Andern ergangen, die sich durch einen kühnen und glücklichen Nebenbuhler verdrängt sahen. Als er abtrat, schrieb er seinem Freunde G. Rendu: „Je quitte mon banc de quart à un autre! Cet autre que vous connaissez est d'une activité diabolique, et bien dispos de corps comme d'esprit. Et puis cela lui fait tant de plaisir!“ In der That gingen die Dinge nicht nach seinem Sinn. Die Garibaldi'sche Expedition nach Sicilien und die übereilte Annexion des Inselreichs und Neapels hatten seiner Thätigkeit als Staatsmann ein Ende gemacht. Cavour's Liebäugeln mit der Mazzini'schen Revolution, welches er für gefährvoll und zugleich für ganz unnöthig hielt, war ihm in der Seele zuwider. Dann

kam die römische Frage dazu, in Bezug auf welche er mit seinem Nachfolger gar nicht stimmte. Er war gegen die Idee, Rom zur Hauptstadt des Königreichs Italien zu machen; er wollte dem Papste eine nominelle Souveränität mit allen für die Ausübung seiner geistlichen Autorität und Unabhängigkeit nöthigen Garantien lassen, Rom mit einer Municipalregierung, unter welcher aber dessen Bewohner italienisches Bürgerrecht haben sollten. Die Hauptstadt jedoch sollte anderswo sein. Ueber die Anschauungen seines Veters und Freundes Cesare Balbo ging er hiemit allerdings ziemlich weit hinaus, aber dem Cavour'schen Programm war er ebenso entgegen. Es darf bemerkt werden, daß zwei der bedeutendsten italienischen Staatsmänner und Schriftsteller, Gino Capponi und Massimo d'Azeglio, sich gegen Rom als Hauptstadt und gegen die Vergewaltigung des Papstes aussprachen, während der größte katholische Dichter Italiens, Alessandro Manzoni, in seinem hohen Alter mit Cavour und Garibaldi übereinstimmte.

Der Tod Cavour's am 6. Juni 1861 ist von Azeglio schmerzlich empfunden worden. Große Verschiedenheiten der Anschauungen trennten die beiden Männer, aber Azeglio erkannte vollkommen, wie groß der Verlust namentlich in jenem Augenblicke war, wo das geeinigte Italien noch beinahe völlig ungeordnet da stand. Nach jener Zeit ist er, soviel mir bekannt, nur noch ein einzig Mal in der Oeffentlichkeit aufgetreten. Es war im Jahre 1865, aus Anlaß der Bewegung, welche die Verlegung der Hauptstadt nach

Florenz hervorrief. Schon im Jahre 1848 hatte er in seinen kleinen populär-politischen Schriften den einfachen Ton angeschlagen, der die ebenso einfachen aber in Momenten der Erregung oft verkannten Wahrheiten dem Volke nahe bringen sollte. Dies hat er auch in seinem letzten „Brief an meine Wähler“ gethan, der einen kaum möglich erachteten Success erlebte und, während er im Grunde nur alte Wahrheiten in einer für Alle verständlichen Form wiederholte — in derselben Weise wie Thiers, indem er im Jahre 1848 elementare Dinge zum Besten gab —, wohlthätigste Wirkung übte. Am 9. December 1865 kehrte er schwer krank nach Turin zurück, wo er am 15. folgenden Monats und Jahres in nicht vollendetem siebenundsechzigsten Lebensjahre starb.

Die Stadt Turin hat beiden Männern Monumente errichten gesehen. Dasjenige Massimo's d'Mazzini ist eine ähnliche aber bescheidene Porträtstatue von Bronze, welche gegenüber dem Bahnhofe auf Piazza Carlo Felice steht. Camillo Cavour hat eines der großartigsten und figurenreichsten Denkmale der piemontesischen Hauptstadt und ganz Italiens erhalten, das jedoch von der Kritik nicht ganz beifällig beurteilt worden ist.

Bettino Ricasoli.

I.

Im Mittelpunkte Toscana's, zwischen dem ältesten florentinischen Gebiet und dem von Siena, dehnt sich das fruchtbare und weinreiche Chianti, ein Hügelland, dessen einst ausgedehnte Waldungen allmählich immer mehr thätigem und betriebsamem Ackerbau Platz gemacht haben. In dem südlichen Theile dieser Region, wo der ernstere Charakter der größern Hälfte des Sienerlandes vorherrscht und die nicht zu den stark bevölkerten gehört, liegt auf einem gegen 1900 Fuß über das Mittelmeer sich erhebenden, mit dem langgedehnten nördlichen Höhenzuge zusammenhängenden Hügel die Burg Brolio, deren Name schon auf fremden Ursprung hinweist. Man hat eine Feste vor sich, die einer mittelalterlichen Belagerung tüchtigen Widerstand leisten konnte. Ein Fünfeck mit hohen Mauern, Basteien, bedeckten Gängen, im ansehnlichen inneren Raume die Wohnung des Burgherrn, der Hauptthurm als Kern der Befestigungen, Capelle und Wirthschaftsgebäude nebst

dem Garten, in jüngster Zeit alles in trefflichen Stand gesetzt, unter Wiederherstellung und Ergänzung des Alten und Begräunung späterer Zuthat dem mittelalterlichen Stile wieder angepaßt und doch den Anforderungen an Wohnlichkeit entsprechend, ernst, aber nicht ohne Anmuth das Ganze. Seit der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts ist das Castell, dessen ganze Erscheinung eine fernliegende Zeit aufs lebendigste repräsentirt, einer der Sitze eines einst weitverzweigten, heute noch in zwei Linien bestehenden Geschlechts, dessen ursprünglicher Name Firidolfi — de filiis Rodulphi — war, welchen ein in unseren Tagen ausgestorbener Zweig führte. „Da Ricasoli“ hießen sie nach einem ihrer zahlreichen Castelle, heute eine Dorfschaft, auf einem Hügel im obern Arnothal nicht fern von Montevarchi und von der von Florenz nach Arezzo führenden Eisenbahn, während auf dem andern Flußufer, in ragender Lage, das Dörfchen Trappola (Mausfalle — ein Name der zu manchem wohlfeilen Scherz Anlaß geboten hat) der Familie ihren feudalen Titel giebt, nachdem die feudalen Rechte im vorigen Jahrhundert aufgehört haben. Mit ihrem Besitz in diesem mittleren Theile Toscana's vereinigten die Ricasoli bei ihrem ersten Auftreten in der beglaubigten Geschichte anderes Eigenthum in der nordwärts gelegenen Provinz Mugello. Eine der ältesten, wenn nicht die älteste unter den wenigen noch vorhandenen ritterbürtigen Familien des engeren florentinischen Gebiets, hatten sie zu Anfang des 12. Jahrhunderts einen Seligen in der

von ihnen im Chianti gegründeten Vallombrosaner-Abtei Coltibuono, welche in der napoleonischen Zeit aufgehoben ward und deren immer noch ansehnliche Ländereien an einen nach Rom, dann nach Florenz verpflanzten Zweig der polnischen Boniatowski kamen, die sie aber nicht zu bewahren gewußt haben. Erst im 13. Jahrhundert finden wir sie in Florenz, wo sie im Anfang des folgenden mit anderen guelfischen Dynasten von den Bann- und Acht-Decreten Kaiser Heinrichs VII. betroffen wurden. Erst zu Ende des 14. Jahrhunderts wurden sie unter das Volk aufgenommen, nämlich zu den bürgerlichen, d. h. Staatsämtern zugelassen, indem sie, den demokratischen Gesetzen Genüge zu leisten, Namen und Wappen wechselten, was jedoch nicht von Dauer war.

In den verschiedensten Stellungen und Lebenslagen erscheinen die zahlreichen Mitglieder der Familie. Einer von ihnen diente in der Avignonschen Zeit des Papstthums als Hauptmann unter dem Legaten in Umbrien und der Romagna, Cardinal d'Albornoz, nach welchem einer seiner Söhne Gil getauft wurde. Ein anderer zeichnete sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in den Kämpfen des Malteserordens aus, welchem er 30 000 Scudi zum Behuf der Verstärkung der Befestigungen von La Valette schenkte, wo er in der Sanct Johanneskirche begraben liegt, und wo eines der Forts seinen Namen führt und sein Wappen trägt. Am 19. Juni 1641 fiel Bettino Ricasoli, Officier im Heer Erzherzog Leopolds, des Hoch- und Deutsch-

meisters, bei Wolfenbüttel in dem unglücklichen Kampfe gegen die von Wrangel und Königsmark befehligten Schweden. Auch im mediceischen Stephansorden dienten mehre, während Podestaten und Gerichtsvicare häufig unter ihnen vorkommen. Giovan Batista, Bischof von Cortona dann von Pistoja, war einer der thätigsten Diplomaten in den ersten Zeiten der mediceischen Herrschaft. Cosmus I. sandte ihn an den Hof König Heinrichs II., dessen Gemalin Caterina de' Medici er einst im Gefolge Papst Clemens' VII. auf ihrer Hochzeitsreise nach Marseille geleitet hatte. Die Instruktionen waren jedoch verfänglicher Natur. Es handelte sich darum Piero Strozzi, Marschall von Frankreich, und andere florentinische Ausgewanderte, vor denen der Herzog fortwährend zitterte, aus der Welt zu schaffen; der Gesandte nahm das Mittelchen mit, vom Herzog, einem trefflichen Chemiker, mit höchsteigener Hand bereitet. Das Unternehmen war gefährlich; die Strozzi waren nächste Blutsverwandte der Königin und hatten großen Anhang. Ricasoli mußte sich aus Frankreich eilig auf- und davonmachen, und man nannte ihn gewöhnlich den „Bischof mit dem Fläschchen“ (*vescovo dell' ampolla*). So berichten die florentinischen Denkwürdigkeiten der Zeit, die allerdings an boshaften Beschuldigungen keinen Mangel leiden, und denen man keinen Glauben zu schenken brauchte, wären nicht mit Strozzi'schen Papieren in das toscanische Staatsarchiv geheime Schriftstücke gelangt, welche gravirend genug sind. Des bischöflichen Diplomaten amtliche Correspondenz, im

Auszug in Paris gedruckt, enthält selbstverständlich nichts Verdächtiges, und seine Abberufung im Mai 1548 erklärt sich einfach durch den Umstand, daß der König inbetreff der bekannten Rang-Ansprüche des Herzogs, der mit den Este und andern regierenden Häusern lange haderte, keine Entscheidung traf. — Während seiner letzten Lebensjahre widmete sich Giov. Bat. Ricajoli, der 1572 starb, der strengen Erfüllung seiner bischöflichen Amtspflichten. Im 17. Jahrhundert zählte die Familie zu den Ahrigen einen Schüler und Freund Galilei's, Drazio Ricajoli Rucellai, einer aus dem erlesenen Kreise toscanischer Edelleute, welche Hofchargen und diplomatischen Dienst mit ernster wissenschaftlicher Thätigkeit verbanden und, Prinzen des regierenden Hauses an der Spitze, die vielseitige Cultur und die feinen Sitten der vornehmen Gesellschaft in einer Epoche aufrecht hielten, deren Zustände, politische wie moralische, sonst manche trübe Erinnerungen gelassen haben. Unserer Zeit, in welcher die Galilei'sche Schule, die in einer Epoche vielfacher literarischer Verirrungen und Excesse (zum Theil glänzende, aber immer Verirrungen) Sprache und Stil rein zu erhalten bestrebt gewesen ist, zu voller Geltung gekommen, ist es als Verdienst anzurechnen, den Arbeiten dieses im Jahre 1674 gestorbenen Mannes rechte Aufmerksamkeit zugewendet und den ihnen gebührenden Platz in der philosophischen Literatur angewiesen zu haben.

Eine heute noch in manchen Sprößlingen blühende Linie der Ricajoli schloß sich der lothringischen Dynastie

eng an. Großherzog Peter Leopold (Kaiser Leopold II.) hielt im Jahre 1778 den ältesten Sohn Giovan Gaspero's und einer Acciaiuoli über die Taufe, und dieser Pietro Leopoldo Ricafoli hat sich durch seinen lebendigen Antheil an Literatur und Kunst, durch eigene literarische Thätigkeit, wie durch Anlegung einer reichen Büchersammlung und befreundete Beziehungen zu Canova, Sabatelli, Benvenuti und anderen Künstlern hervorgethan. Sein vor ihm verstorbener ältester Sohn heiratete die letzte der Firidolfi, welche, wie schon erwähnt, ursprünglich Agnaten der Ricafoli waren, und sein ältester Enkel Alberto Ricafoli-Firidolfi hat die einzige Tochter und Erbin des Mannes zur Frau, dessen Name gegenwärtiger biographischer Skizze voransteht. Sein zweiter Sohn Luigi trat, mit einem seiner Brüder, in die Gesellschaft Jesu, war eine Reihe von Jahren hindurch Secretär des Ordensgenerals Pater Roothan und Rector des römischen Collegiums del Gesu, welcher Stelle er während der Wirren im Frühling 1848 entsagte, um in seine Vaterstadt zurückzukehren, wo er nachmals mit anderen seines Instituts unbehelligt in Zurückgezogenheit gelebt hat. Pietro Leopoldo's Bruder Drazio Cesare war im Jahre 1849 erster Beisitzer (Prior) des florentinischen Gemeinde-Magistrats im Moment der Erhebung der Bürgerschaft gegen die revolutionäre Dictatur Francesco Domenico Guerrazzi's, und stand infolge von Krankheit des Gonfaloniere an der Spitze der Verwaltungscommission, welche bis zur Ankunft eines großherzoglichen Bevollmächtigten die

Geschäfte leitete. So hat er auch als Zeuge eine Rolle in dem unseligen Hochverrathsproceß gespielt, welchen infolge einer unglücklichen Verkettung der Dinge die großherzogliche Regierung gegen den in Haft gebliebenen Livorneser Agitator einleitete, den man hätte entkommen lassen sollen, statt ihm einen den Großherzog persönlich compromittirenden Proceß zu machen.

Auch diejenige Linie der Ricasoli, in welcher die von Cosmus I. decretirte Baronie Trappola und Rocca Guicciarda mit Erstgeburtsrecht erblich war, machte die gewohnte Carrière des toscanischen Adels jüngerer Zeiten: großherzogliche Page, Kammerherren und Stephansritter, daneben Beneficiaten und Domherren der zahlreichen Collegiat- und Domstifte. Bettino Giuseppe, der letzte Herr von La Trappola mit Feudalrechten, hatte es sich angelegen sein lassen die Zustände der Lehnsleute seiner kleinen Ortshschaften durch legislative und ökonomische Maßregeln zu bessern, als in den Jahren 1777—1778 die Lehen im Großherzogthum aufgehoben, die Orte unter directe Gerichtsbarkeit der Krone gestellt wurden, den Feudataren die bloßen Ehrentitel blieben. Sein Bruder Antonio Giuseppe, der sich dem geistlichen Stande widmete, war ein Jugendfreund des vielgenannten Bischofs von Pistoja Scipione de' Ricci, seines nahen Verwandten und Studiengenossen, mit dem er unter der Leitung des gelehrten und scharfsinnigen Giovanni Lami griechische Philologie trieb. Ricci und Ricasoli traten zu gleicher Zeit im Jahr 1766 in den priester-

lichen Stand, hörten in der florentiner Benedictiner-Abtei Vorlesungen über Theologie und Kirchenrecht, gingen mit gleichem Eifer auf die Reformbestrebungen Peter Leopolds ein. Ricasoli war es, der die Kirchengeschichte des durch seine Opposition gegen die Bulle Unigenitus bekannten Abbé Racine übersetzen und drucken ließ, während Ricci, für einen Geistlichen allerdings eine seltsame, obgleich nicht vereinzelte Haltung, sich für die Herausgabe von Machiavells Werken lebhaft interessirte. Die Bemühungen des Nuntius Msgr. Crivelli fruchteten wenig, da der florentinische Erzbischof Incontri geringe Neigung an den Tag legte mit der Regierung anzubinden, welche solche Tendenzen begünstigte. Canonicus an der florentinischen Domkirche, dann Generalvicar von Fiesole, starb Ricasoli im Jahr 1783 im Alter von 43 Jahren, durch frühen Tod vor den Conflicten bewahrt, denen sein bischöflicher Freund entgegenging, und die ihm, dessen Reformeifer sich bereits in gleicher Weise zu äußern begonnen hatte, nicht hätten erspart bleiben können.

Der Chef dieser Linie des alten Geschlechts ist es, dem der Name heutigen Tages eine weit über die Grenzen Toscana's, ja Italiens, hinausgehende Berühmtheit verdankt.

II.

Bettino Ricasoli wurde am 9. März 1809 in Florenz geboren. Im Alter von sieben Jahren verlor er seinen Vater, der nicht dreißig alt war; die Mutter, Elisabetta

Peruzzi, die bis zum Jahre 1834 lebte, leitete die Erziehung der drei ihr gebliebenen Söhne. Seine Bildung erhielt er, gleich fast allen Jünglingen höherer Stände, in dem von den Alerikern der frommen Schulen (scolopi) geleiteten Collegium der Hauptstadt und auf der Universität Pisa. Nachdem er ein berühmter Mann geworden, hat man viel von seinen Beziehungen zu den Gästen aus anderen Theilen Italiens, namentlich zu den Neapolitanern gesprochen und geschrieben, welche nach dem Mißlingen der constitutionellen Umwandlungsversuche vom Anfang der zwanziger Jahre in Toscana eine Zuflucht suchten und fanden, und aus diesen Beziehungen hat man bestimmenden Einfluß auf seine politischen Anschauungen herausconstruirt. In Wahrheit aber war er noch sehr jung, als diese „Fremden“ die Hauptstadt größtentheils verließen, und seine politischen Anschauungen sind überwiegend das Product viel späterer Tage gewesen. Im Alter von 21 Jahren heiratete er Anna Bonaccorsi Dolcini aus Tredozio im Hügellande der toscanischen Romagna, eine Erbin, welche, frühe der Mutter beraubt, in einem Conservatorium zu Florenz von Nonnen erzogen, achtzehnjährig das Kloster verlassen hatte, neunzehnjährig vermählt wurde, von der Welt nichts kannte und in gewisser Beziehung auch nicht gar viel kennen lernen sollte. Denn nach wenigen Jahren der Ehe wurde der Aufenthalt in Florenz plötzlich mit dem der stillen Burg von Brolio vertauscht, eine nicht nur abgeschiedene, sondern überhaupt ernste Existenz, noch ernster gemacht durch den

Charakter des Mannes, dem die junge Frau, wer weiß ob freiwillig, dahin folgte. Ein intimer Freund der Familie, der Abate Lambruschini, hat Bettino Ricajoli wie folgt geschildert: Angeborner Scharfsinn im Bunde mit durch Studien genährter Geisteskraft, Bestreben das Factum durch die Idee zu beherrschen, vereint mit der strengen wissenschaftlichen Prüfung der Bedingungen und Momente der praktischen Ausführung, strenge Grundsätze und Vorwalten der Vernunft als Rathgeberin und Führerin in allen Dingen, starker Wille und rege Phantasie mit kühner, kräftiger, sicherer Ausführung des als gut und schön Erkannten. Dies war im Jahre 1853 geschrieben, bevor Baron Ricajoli Gelegenheit gehabt hatte seine Eigenschaften auf weiterem Feld an den Tag zu legen und zu erproben. Er war zu jener Zeit Wittwer geworden. Nachdem die Ereignisse der Jahre 1847 bis 1849 ihn von seinem Feudalbesitz nach dem unruhigen Florenz zurückgerufen, war er nach der Occupation Toscana's durch die Oesterreicher auf Reisen gegangen und hatte zwanzig Monate meist in der Schweiz zugebracht, mit Frau und Tochter, dem einzigen von vier Kindern ihm gebliebenen. Im Frühling 1851 war er nach Brolio zurückgekehrt, wo die Heirat der Tochter mit dem schon erwähnten Agnaten beschlossen wurde, dessen Linie sich solcherart mit der seit lange abgezweigten wieder vereinigte. Aber der Ehebund wurde am Krankenlager der Mutter eingeseget, welche längerem Leiden am 3. Juli 1852 erlag.

Bis zum Jahre 1847 hatte Bettino Ricasoli sich nur mit seinen ökonomischen Interessen beschäftigt. Das Vermögen der Familie war während langer Minorität schwer beeinträchtigt worden: mit Einsicht und Ausdauer war er an die Heilung der Schäden gegangen. Ohne sich durch umgestaltende Theorien blenden zu lassen, hatte er die Resultate der Fortschritte der Landwirthschaft in anderen Ländern und die Anwendbarkeit verbesserter Methoden auf heimische Verhältnisse in ernste Betrachtung gezogen, und seinem Beispiel verdankt das Land mehr als vielen Reden und Projecten Anderer, woran Toscana überreich ist. Die beiden Hauptzweige der agricolen Thätigkeit seiner Besitzungen im Chianti waren Wein- und Getreidebau. Beide hat er eifrig gefördert; ersteren hat er in einem Maße gehoben, daß die Weine von Brolio auch im Auslande Ruf erlangt haben und eine Quelle des Wohlstandes nicht bloß für ihn selber, sondern für die ganze Provinz geworden sind. Auch dem Seidenbau ist seine einsichtsvolle Thätigkeit zu gut gekommen, und die fleißige Anpflanzung des Maulbeerbaums der Philippinen auf seinen Besitzungen hat reiche Früchte getragen. Die Zustände des Landvolks, soweit sein Einfluß reichte, haben demselben in jeder Beziehung, in industrieller wie in moralischer, viel zu verdanken. Er hat es sich angelegen sein lassen dessen Bildungsstand durch Unterricht zu heben, und die überwiegend gute Natur des toscanischen Landmanns, conservativ, aber intelligent und das gute Neue nicht zurückweisend, fleißig

und ordnungsliebend, ist ihm dabei zu Hilfe gekommen. In diesen nützlichen Bestrebungen hatte er bei seiner Gattin bereitwilligste Unterstützung gefunden. Er hat später die gewonnenen Erfahrungen auf einem ganz verschiedenen Boden erprobt und verwerthet. Von den Hügeln des Chianti ist er in die Maremmen von Grosseto hinabgestiegen, indem er ansehnliche Ländereien in dem Alluvionsterrain der den Wassern des Ombrone und den Sümpfen abgewonnenen weiten Flächen erwarb, wo es sich um Urbarmachung, theilweise noch um Vollendung der eigentlichen Bonification großer Strecken handelte. Ein ernstes Unternehmen, das er mit seiner gewohnten Energie angriff, indem er die eigene Person nicht schonte, unter den ihm nicht zuträglichen klimatischen Verhältnissen aushielt, die von den heimischen landwirthschaftlichen Zuständen völlig verschiedene große Cultur unternahm, mit fremdländischen Maschinen und Werkzeugen operirte. Sein Leben ist nicht lang genug gewesen, um ihn die vollen Früchte der großen Arbeiten und vielen Mühen ernten zu lassen, deren Zeitigung wol auch durch veränderte Methoden und ökonomische Wechsel verhindert, wenigstens verspätet worden ist, welche unglücklicherweise im Gefolge der politischen Wechsel auftraten, an denen er selber in vorderster Reihe theiligt war.

Diese Betheiligung begann zu Ende des Winters von 1846 auf 1847, als, nach starker Minderung der altherkömmlichen Autorität der toscanischen Regierung infolge

des Todes ihrer beiden vieljährigen Leiter Vittorio Fossombroni und Neri Corsini, jeder im Lande sich berufen erachtete dem Großherzog und seinem Gouvernement gute Rathschläge zu ertheilen. Ich hätte sehen mögen, mit welcher Miene Se. Excellenz der italienische Ministerpräsident Baron Ricasoli denjenigen empfangen haben würde, der es gewagt hätte ihm Denkschriften über bestehende Uebelstände und Mittel zur Abhilfe oder ein Project eines Preßgesetzes ungebeten zu überreichen, womit er im März 1847 an den einfachen Herrn Francesco Cempini herantrat, welcher an der Spitze des einfachen toscanischen Ministeriums stand! Ohne eine Spur von politischer oder administrativer Erfahrung, ohne ernste Studien in dieser Richtung, beurteilte der Sechszunddreißigjährige die Dinge auch lediglich nach Maßgabe der durch das Juli-Régime gelieferten Schablone und stand unter dem directen Einfluß eines liberalen und immer frondirenden Rechtsgelehrten, des geistvollen und gewandten Vincenzo Salvagnoli von Empoli, seines politischen Lehrmeisters. Einst hatte Giuseppe Giusti auf diesen ein Epigramm gemacht: „Prima Francese — Poi Piemontese — Sempre Empolese — Mai del paese“ — die Zeit kam, wo man das Epigramm zu unterdrücken wünschte. Als die Presse freier wurde, gründete Ricasoli mit Salvagnoli und dem oben genannten Abate Lambruschini, Nefen und Gegenfüßler des bekannten Cardinals, einem katholischen Theologen von der Art Wessenbergs, nebenbei eifrigem Seidenzüchter, ein politisches Journal,

moderirter als manche andere, aber doch keineswegs geeignet die steigende Aufregung zu beschwichtigen. Als die Verwaltung in liberalem Sinne modificirt wurde, erhielt Ricasoli im Spätherbst eine vertrauliche Mission bei König Carl Albert. Die damals erfolgte Vereinigung Lucca's mit Toscana hatte vertragsmäßig die Cession toscanischer Landestheile in der Lunigiana an das Herzogthum Modena herbeigeführt; die Bewohner des nicht unansehnlichen Fivizzano, des abzutretenden Hauptortes, aber weigerten sich modenesisch zu werden und die milde toscanische Herrschaft mit einer als reactionär und hartes Polizei-Régime verschrieenen zu vertauschen. Die Angelegenheit drohte der Diplomatie fast so viel zu schaffen zu machen wie in unseren Tagen die Dulcignofrage. Am Ende hat dann Fivizzano sich nicht in die Luft gesprengt, wie in Dulcigno kein Blutbad stattgefunden hat. Um diese Zeit wurde Ricasoli Chef der florentiner Municipalverwaltung an Stelle seines mütterlichen Oheims Vincenzo Peruzzi. In dieser Eigenschaft hat er der Stadt Pisa die Stücke der Hafenkette zurückgesandt, welche die siegreichen Florentiner vor fünf Jahrhunderten mitgenommen hatten, und die man heut im Camposanto sieht. Auch hat er die obligate Lobrede auf Cosimo de' Medici, den pater patriae, abgeschafft, welche ein florentiner Nobile alljährlich in San Lorenzo hielt — eine Pedanterie wie die Sitte selber war.

Als im Sommer 1848 die Noth an den Mann ging, als der greise und blinde Gino Capponi sich, widerstrebend,

entschließen mußte ein Ministerium zu bilden, nachdem sein Better Ridolfi, erst übermüthig, dann verzagt, ohne weiteres die Flinte ins Korn geworfen hatte, wurde Bettino Ricasoli um Eintritt in die Verwaltung ersucht. Er lehnte ab. Als im October Capponi abtrat, wandte man sich wieder an Ricasoli. Er lehnte nochmals ab. Unter dem nun von dem hilflosen Großherzog acceptirten demokratischen Ministerium verzichtete er auf das Amt des Gonfaloniere, welches auf seinen Better Ubaldo Peruzzi, Sohn des verstorbenen Chefs des Municipiums, überging. Bei der Volks-erhebung vom April 1849 trat er in die oben erwähnte Verwaltungs-Commission, legte mit derselben beim Vorrücken der Oesterreicher in der Lunigiana Verwahrung gegen das Geschehnde ein, verließ Florenz und begab sich, nach der Herstellung der Ruhe im Lande, wozu allerdings eine zuverlässige, der gedachten Commission nicht zu Gebote stehende Militärmacht erforderlich war (Livorno ließ sich ebensowenig mit Redensarten erobern wie Rom), auf seine maremmanischen Besitzungen.

Jahre lang vernahm man von Bettino Ricasoli nur, daß seine landwirthschaftlichen Unternehmungen im Gebiete von Grosseto zwar keinen raschen, aber einen gleich den großen öffentlichen Werken gedeihlichen und sichern Ziel entgegenführenden Fortschritt hatten, während seine Bemühungen zur Hebung des Weinbaues ihm einen Namen machten, und auf der Pariser Industrie-Ausstellung des Jahres 1855 ihm zwiefache Auszeichnung verschafften. Aber

die Zeit politischer Bewegung nahte nochmals, und Piemonts Betheiligung am Krimkrieg — ein Krieg, der für Italien nicht in Sebastopol, sondern in Neapel und Rom seinen Abschluß finden sollte — und an dem Pariser Congreß bot den Archimedischen Punkt, an welchem der Hebel angelegt wurde. In Toscana ging's auch jetzt wieder auf literarischem Feld an, und Ricasoli wurde mit dem Marchese Cosimo Ridolfi, vormaligem Erzieher des Erbgroßherzogs und Ministerpräsidenten, dessen Erbschaft er einst zurückgewiesen, Begründer eines Broschüren-Cyklus, welcher unter dem unschuldigen Titel einer Biblioteca civile dell' Italiano zunächst den Zweck hatte, Toscana, den glücklichsten Theil Italiens, über die ihm durch die Dynastie Lothringen-Habsburg zugefügten angeblichen Unbilden und Nachtheile aufzuklären. An literarischen Bestrebungen hatte er sonst gerade keinen bemerkenswerthen Antheil genommen, obgleich er zur Zeit seiner überwiegenden Autorität in Bezug auf dieselben wie auf künstlerische Interessen gezeigt hat, daß er sich als Toscaner fühlte.

Als zu Anfang des Jahres 1859 der Bruch zwischen Oesterreich und Frankreich zu dem Bruch zwischen Oesterreich und Piemont hinzuzutreten und den Krieg zu entzünden drohte, Toscana die alte Neutralität wahren wollte, die liberale Partei, in der Absicht den Großherzog zur activen Theilnahme am Kampfe zu drängen, abgesehen von anderen Mitteln und Mittelchen, eine Adresse an ihn zu richten beabsichtigte, erklärte Baron Ricasoli, gemäß dem

Zeugniß eines seiner Panegyriker, sich „entschieden dagegen, indem er die Erlangung der nationalen Einheit schon damals zum Ziele nahm“.

Der 27. April brachte seine Partei ans Ruder. Anfangs Minister des Innern unter dem Cav. Bon-Compagni, der sich aus der Chrysalide eines piemontesischen Gesandten als piemontesischer Commissär für das zu annectirende Großherzogthum entpuppte, wurde Ricasoli Chef der Regierung, als nach dem Abkommen von Villafranca Piemont der Entwicklung der Dinge in Mittelitalien zuschaute, was es ohne große Gefahr thun konnte.

Am 22. März 1860 überreichte er als Bevollmächtigter Toscana's in Turin dem König Victor Emanuel das die Annexion des Landes an die saronische Monarchie verlangende Plebisit. Das Votum wurde in Gnaden acceptirt. „Der König“, berichtet der obenerwähnte Panegyriker, „hing dem toscanischen Botschafter eigenhändig den Collier des Annunziaten-Ordens um und sandte ihn als Generalgouverneur der toscanischen Provinzen nach Florenz zurück. Im März 1861 legte er sein Amt nieder: drei Monate später stand er als Ministerpräsident an der Spitze der Verwaltung des Königreichs Italien.“

III.

Die von Bettino Ricasoli im Jahre 1859 an den Tag gelegte Consequenz machte ihm einen Namen. Sein Turiner Ministerium hat den Ruf gemindert. Ricasoli ist kein

Staatsmann, obgleich er ein politischer Mann ist. Selbst unter den Talenten zweiten Ranges, die nach Cavour's Tode mit einander im Präsidium wechselten, ist seine Stellung keine hervorragende. Das zu sein wofür man ihn ausgab, fehlt ihm fast alles, mit Ausnahme der Festigkeit des Vorsatzes. Allerdings eine treffliche Eigenschaft, die wohl dazu dienen konnte auf einem von allen Seiten offenen Terrain, wie das toscanische war, über thatenlose Antipathien, kleinliches Gezänk und Eifersüchteleien, namentlich unter den Collegen, sich hinwegzusetzen, sich durch französische Tergiversationen und ostensiblen piemontesischen Reticenzen nicht beirren zu lassen, sondern ruhig auf ein Ziel hinzusteuern, von dem er wußte, daß es das in Turin erstrebte war, auch wenn man es nicht offen bekannte, während Mazzini'sche Umtriebe ihm keine ernstlichen Sorgen zu bereiten brauchten. Hierin und in der nicht schweren Berechnung, daß die allgemeine politische Lage ihm freie Hand ließ, daß kein anderes Project beim Todtgeborensein der Stipulation von Villafranca und Zürich, welche eine friedliche Restauration in den von der piemontesischen Partei beherrschten Herzogthümern, das heißt ein Ding der Unmöglichkeit bezweckte, eine Chance hatte, liegt die Erklärung von Ricasoli's Succes als Gouverneur von Toscana. Seine Festigkeit des Vorsatzes wird jedoch nicht durch staatsmännische Eigenschaften unterstützt, am wenigsten durch solche, welche in stürmischen Zeiten und in großen Positionen zur Leitung erforderlich sind. Ricasoli's Blick ist scharf, aber nach einer

Richtung hin. Er besitz ebenfowenig Gesamtübersicht wie Combinationsgabe und Accommodationsvermögen. Bedeutende administrative Kenntnisse hat er nicht an den Tag gelegt. Die Finanzverwaltung der von ihm geleiteten Regierung Toscana's störte sogleich das von der großherzoglichen sorgsam gewährte Gleichgewicht. Sie trägt ihren Theil der Schuld an dem nachmals über die Hauptstadt hereingebrochenen Ruin, durch anderweitige Verwendung von Geldern, welche zur Abtragung einer dieselbe drückenden Schuld bereit lagen. Er ist auch einer derer gewesen, die über der Erreichung des Hauptzwecks, nämlich der Annexion, alle Rücksicht auf die speciellen wohlbegründeten Interessen des Landes außer Acht gelassen haben. Sein Charakter als Staatsmann ist, wie sein Charakter als Privatmann, schroff und herrisch, unabhängig, durchaus ehrenhaft, aber unbequem, dabei außerhalb der engeren Heimat ohne genügende Kenntniß so der inneren Verhältnisse wie der auswärtigen Beziehungen. Positive wie negative Eigenschaften, welche, als er nach dem gewandten, geschmeidigen, heiteren, geistvollen Cavour in Turin das Präsidium übernahm, zwiefach auffallen mußten und selbst unter normaleren Umständen seiner Thätigkeit ein kurzes Ziel gesteckt haben würden.

So wurde zu Bettino Ricasoli's Lebzeiten geschrieben. Zur Bervollständigung des Bildes hätte jedoch noch hinzugesetzt werden können was dem Baron Ricasoli zur Ehre gereicht. Wie er dem bequemen Leben, dem die Mehrzahl

seiner Zeit- und Standesgenossen sich hingab und ihre Söhne sich leider in nicht geringer Zahl ebenfalls hingeben, von Jugend an den Rücken gewandt, so hatte er nie zu denen gehört, die des Großherzogs Gunstbezeugungen sehr gern annahmen, wenn sie dieselben nicht nachsuchten, um ihm in der Stunde der Noth den Rücken zu wenden, wenn sie nicht feindselig wider ihn auftraten. Er hat sich auch nie zu Aemtern oder Würden gedrängt. Zu allem diesem war er zu ehrlich und zu unabhängig, zu strebsam und zu stolz. Daß er die Fehler seiner Eigenschaften hatte, wurde schon angedeutet, konnte nicht fehlen. Seine Haltung ließ auf sein Wesen schließen. Hochgewachsen, hager, aufrecht, mit scharf geschnittenen Zügen, defectem Gesicht, was ihm etwas unfreundliches gab. Er gehörte zu denen, welche, wenn sie überhaupt etwas thun und leisten sollen, die Ellbogen frei haben müssen. Er war eine dominirende Natur: in seinen Collegen sah er im Grunde nur seine Untergebenen, auch wenn er ihre Ansichten zu den seinigen machte. In Florenz ging das wol an, und die vereinzelt posthumen Klagen über seine Herrschsucht machen einen fast komischen Eindruck. Die Dinge gestalteten sich jedoch anders auf gänzlich verschiedenem Boden und gegenüber einer Kammer, welche sich keineswegs geneigt zeigte, einem Minister seinen Willen zu thun, weil dieser Minister sich zum Herrschen berufen glaubte.

Man hat oft gesagt: Cavour sei für den Ruhm seines Namens zu rechter Zeit gestorben — es würde ihm ebenso-

wenig wie seinen Nachfolgern gelungen sein, die in Folge der hastigen Annexion Beider Sicilien wild überschäumenden Wogen zu besänftigen, die disparaten Elemente wahrhaft zu einigen, die einander widerstrebenden Tendenzen auszugleichen und ihnen unter Niederhaltung der auflösenden Principien eine zu einem vernünftigen Ziel führende Bahn anzuweisen. Es mag sein, aber für das Land ist sein Tod ein großes Unglück gewesen. Er hatte es ungewählt, er hatte ohne Bedenken schlechte wie gute Mittel angewendet. Ein Premierminister eines legitimen Königs, welcher seinen Hauptagenten, mittels dessen er ringsumher ein Netz von Verschwörungen ausbreitet und seinen Nachbarn den rothen Hahn aufs Dach setzt, nur vor Tagesanbruch heimlich zu sehen wagt, und auswärtige Hilfe durch Zugeständnisse erkaufte, die das von ihm selber als Legitimation angerufene Princip schmählich verletzen: ein solcher Minister mag Erfolge erzielen, aber er wird seinen Nachfolgern eine gefahrvolle Erbschaft hinterlassen. Nun gar wenn diese Nachfolger diametral entgegengesetzte Charaktere sind, wenn starre Consequenz an Stelle der Versatilität tritt. Es wurde den Nachfolgern auch möglichst schwer gemacht, während sie sich einer, mit Ausnahme der Piemontesen, mehr oder minder unerfahrenen, mit den unglaublichsten Velleitäten und Sonderbegriffen um sich werfenden Volksvertretung gegenüber befanden. Graf Cavour ist der einzige italienische Minister gewesen, der auf eine feste Mehrheit sicher rechnen konnte und rücksichtslos über dieselbe geschaltet hat.

Ein italienischer Historiker, ein Liberaler von der alten Garde, welche den großen Wechsel der Dinge mit durchgemacht hat, um gelegentlich den Zopfträgern zugezählt zu werden, der Lombarde Cesare Cantù, hat den berühmten Minister geschildert. „Als das Königreich Italien proclamirt, Rom als Hauptstadt verkündet war, die einst von Cavour und Azeglio und den Besseren abgewiesene, nur von den Mazzinianern angestrebte Einheit zur Wahrheit wurde; als die Epopöe zu Ende, die prosaische Arbeit der Verschmelzung so vieler Staaten begann, so viele Ehrgeizige zufriedenzustellen, so viele Gierige zu sättigen waren, als eine große Nation durch Vertilgung der sie constituirenden Individualitäten zu bilden war und es darauf ankam, aus unsäglicher Unordnung Ordnung zu schaffen, starb Camillo Cavour. Lauter Feinheit der Worte und Diplomatie, verachtete er die Menschen, während er sich ihrer Immoralität bediente, ging vom Conservativismus zur Revolution über, ohne Vertrauen zu ihr zu haben, gehorchte den Stimmen von unten, während er gegen sie zu wirken schien, förderte die Demagogie, die ihm widerwärtig war, als er sie für seine Zwecke benutzen zu können glaubte. Die Kammer beherrschend, hielt er drei Portefeuilles auf einmal in der Hand und handelte, er allein, an Stelle seiner sämtlichen Collegen, deren er ein halbes Hundert berief und nach Hause sandte oder abzudanken nöthigte, indem er sie wie ausgepreßte Citronen wegwarf. Das Publicum lärmte und die Kammer duckte unter, sobald er sich den Schein

gab, zurücktreten zu wollen, wenn das ihm geschenkte Vertrauen etwas blässere Farbe zu zeigen drohte. Während seine Nachfolger vor spöttischen oder tobsüchtigen Journalen zitterten und vor denselben Chamade schlugen, zog er diese an sich heran, da er den Preis des Gewissens eines jeden kannte. Immer heiter, lächelnd, epigrammatisch, berührte er die gemeinsten und selbstsüchtigsten Saiten und öffnete so der Corruption den Weg, welche die Wiedererhebung Italiens befleckt hat. Er war der Knotenpunkt der weitläufigen, durch die politische Welt sich schlingenden Intriguen, weil er die Kunst verstand, den Kaiser Napoleon nach links und rechts zu wenden, und weil die Sectenchefs seiner Geschicklichkeit, Verschlossenheit, Ausdauer vertrauten. Ein reicher Mann, raubte er nie, ließ aber rauben; durch den Freihandel opferte er den Engländern die italienische Industrie und schädigte die muthigsten Unternehmer. Er hat Nizza und Savoyen preisgegeben. Er proclamirte Rom als Hauptstadt, bloß um Turin von der Concurrnz Mailands und Neapels zu befreien. Die von den Franzosen geborgte Formel: Freie Kirche im freien Staat, unterlag bald so vielen Deutungen als es Köpfe gab, bis man zur Einsicht kam, daß sie ein Spielzeug war für solche, denen das Schaukelssystem bequem ist, ein Mittel Zeit zu gewinnen. Cavour bediente sich der ihm verkauften Patrioten zum Einreißen, der zum Aufbauen Fähigen bediente er sich nicht. Er suchte die Verfassung nicht zu verbessern, sondern durch Interpretiren zu verwirren; die moralische Dictatur

nützte er nicht zur Unterdrückung der wahren Feinde, der Republicaner und Socialisten, zufrieden sein Piemont vergrößert und Oesterreich gedemüthigt zu haben, das er mehr haßte als er Italien liebte. Zu der ersten Hälfte des Dramas, dem Einreißen, reichen die Tollen hin; für den Wiederaufbau sind Verstand, Charakter, Gewissenhaftigkeit nöthig, Staatsmänner von Erfahrung, welche Geschichte und Traditionen kennen, den Menschen, seinen Glauben und seine redliche Arbeit achten. Gab es deren in Italien?"

Bettino Ricasoli besaß Eigenschaften, wie sie hier einem Staatsmann für nothwendig erachtet werden. Aber ein Staatsmann wie die Zeit ihn forderte, ist er nicht gewesen.

IV.

Es galt Italien zum Einheitsstaate zu machen. Am 17. März 1861 hatte Victor Emanuel den Titel eines Königs von Italien angenommen, welchen der französische Kaiser am 24. Juni anerkannte, was der neue italienische Ministerpräsident mit dem Zusatz verkündete: es sei geschehen ohne Bedingung und ohne Verletzung der Rechte der italienischen Nation. Keine zwei Jahre waren seit dem Beginn des Kampfes verflossen. Am demselben Tag, an welchem einst in Florenz, unter Baron Ricasoli, die Ausschließung der Secundogenitur-Linie des Hauses Lothringen-Habsburg vom toscanischen Thron proclamirt wurde,

votirte eine Versammlung in Modena die Ausschließung der Tertiogeniturlinie Oesterreich-Este, unter Luigi Carlo Farini, dessen Leben, unter den zahlreichen Beispielen von Glückswechselln in Revolutionszeiten, jedenfalls eines der frappantesten ist. Arzt aus Ruffi in der Romagna und als solcher Hüter des wahnsinnigen Prinzen Napoleon Jérôme, Wortführer der Rimineser Aufständischen von 1845, Abtheilungschef im liberalen päpstlichen Ministerium, Journalist, Historiker, ward er auf kurze Zeit piemontesischer Minister, Dictator in der Emilia, Annunziaten-Ritter, endlich Ministerpräsident, und starb als solcher im Wahnsinn.

Schlag auf Schlag war es dann mit den Annerxionen gegangen. Die Folgen der Ueberstürzung konnten selbstverständlich nicht ausbleiben. Was geschehen war, war das Werk mehrköpfiger Dictatur gewesen, welche, ausgenommen im Süden, willige oder passive Bevölkerung fand. Nun galt es nicht bloß die gesetzlichen und administrativen Ordnungen von sieben Staaten auszugleichen, sondern auch der durch die Dictaturen geschaffenen Unordnung, von welcher selbst die alten Staaten des Hauses Savoyen nicht unberührt geblieben waren, ein Ziel zu setzen. Von vornherein ist der Kampf von zwei Tendenzen unvermeidlich gewesen. Auf einer Seite das Bestreben, dem Bestehenden, der Zusammengehörigkeit der einst zu Staaten vereinigten, durch geographische Beschaffenheit, Stammverwandtschaft, Geschichte und Tradition mit einander verbundenen großen

Landestheile möglichst Rechnung zu tragen und die Assimilierung allmählich und stufenweise durchzuführen. Auf der anderen Seite die sofortige Unification mittels allgemeiner und gleichmäßiger Umgestaltung, wobei jedoch (eine schwierige Aufgabe gegenüber solcher Zersplitterung!) auf die bestehenden Einrichtungen die mit den Forderungen der Gesamtheit verträgliche Rücksicht genommen werden sollte. Gegen beide Systeme ist vieles eingewandt worden. Wenn bei dem einen die Einheitsbestrebungen zu kurz zu kommen schienen und das Werk der Assimilation sich zu sehr in die Länge zu ziehen drohte, so standen dem anderen eine Menge Interessen entgegen, die nicht bloß localer Natur waren, abgesehen davon, daß Regierung wie Parlament viel zu geringe Erfahrung hatten, um eine solche Riesenarbeit in erspriesslicher Weise durchzuführen. Dazu kam, daß mit der sofortigen Einführung piemontesischer Einrichtungen in der Lombardei, welche dafür bessere verlor, bereits schlimme Erfahrungen gemacht worden, daß die von den provisorischen Regierungen in den auf der Nordseite der Apenninen gelegenen Provinzen aus Abneigung gegen die alten Landesgesetze versuchte partielle Anwendung gedachter Einrichtungen auch nicht überall Zustimmung gefunden, noch sich praktisch erwiesen hatte.

Mit diesem Zwiespalt, von dem, wie das Land, auch das Parlament Zeugniß gab, hat Bettino Ricasoli unablässig zu kämpfen gehabt. Cavour und sein letzter Minister des Innern, Marco Minghetti, waren zu keinem festen

Entschlüsse gekommen und glaubten wol beide Systeme mit einander ausgleichen zu können; Minghetti hatte sein Portefeuille behalten, aber es fehlte viel, daß der Bolognese und der Toscaner eins gewesen wären. Ricasoli war dem Regionalssystem (man nannte so die möglichste Bewahrung der provinzialen auf die Geschichte sich stützenden Gruppierung, wie sie in der alten französischen Monarchie bestand) abgeneigt und wollte Unificirung, aber mit thunlichster Erweiterung der communalen Befugnisse, worin er den Toscaner documentirte. Mit der Ausführung ist er nicht weit gelangt (dazu war schon sein Ministerium zu kurz), ja vor dem Jahre 1864, in welchem die Hauptstadt-Verlegung decretirt wurde, ist überhaupt kaum ernstlich und definitiv vorgegangen worden. Aber der Impuls wurde doch gegeben. Einen großen Dienst im einheitlichen Sinne leistete Ricasoli übrigens dem Lande durch die Unification der Staatsschuld und die der Münze. Sein Finanzminister, den er von der früheren Verwaltung übernahm, der Livorneser Bankier Bastogi, führte sie aus. Die Umwandlung der alten Staatsschulden in eine fünf- und eine dreiprocentige Rente und die Einführung des schon in verschiedenen Landestheilen geltenden Franken- (Lira-)Systems waren durch die Umstände dringend geboten und wurden gewandt und energisch durchgeführt, mag man immerhin an der Opportunität des Bastogi'schen sogenannten nationalen Anleihe-Manövers zweifeln. Die nationale Anleihe war am Ende doch nur mit Hilfe der großen Geld-

leute des Auslandes durchzuführen, man weiß mit welcher Einbuße! Daß die Finanzen sich dann aber nicht nur nicht besserten (die fünfprocentige Rente hat längere Zeit kaum über 50 gestanden), sondern ein Labyrinth wurden, in welchem jahrelang einer nach dem anderen den Faden verlor, und daß man nachgerade viele Jahre lang statt Münze nur Papier sah, darf man dem Baron Ricasoli nicht zur Last legen, welcher sich der grauenvollen seit 1859 durch Vergeudung, Veruntreuung und schamlosen Diebstahl verschuldeten Unordnung gegenüber gestellt fand.

Und doch wurden von dieser Seite her Anklagen in Menge wider ihn erhoben, und mit diesen Anklagen vereinigte sich die Unzufriedenheit wegen der Lage in den südlichen Provinzen, deren Zustand, der Anarchie, ähnelnd, eben damals recht an den Tag legte, welche Gefahr Cavour heraufbeschworen hatte, indem er dem Völkerrecht und der politischen Ehrlichkeit ins Gesicht schlug und allen Dementis zum Troß Garibaldi im geheimen bei seiner sicilischen Expedition begünstigte, bevor er ihn öffentlich unterstützte. Garibaldi ist der Fluch seiner Nachfolger geworden. Das Gelingen seines waghalsigen Unternehmens und die neapolitanische Dictatur haben ihm seine niemals starken Geisteskräfte vollends geraubt, und an die Stelle des tapfern, aber besonnenen Muthes und der zugleich kühnen und kühlen Berechnung des Möglichen, wie er sie bis zum Jahre 1849 an den Tag legte, ist bei ihm immer mehr phaëthontische Tollkühnheit getreten, die sich theils in That-

sachen, theils in seinen halb wahnfinnigen, halb blasphemischen Rhapsodien geäußert hat. Zu den Anlässen der Unzufriedenheit, welche die Zustände Neapels boten, ist damals das Ferment der römischen Frage getreten, welches man größtentheils Cavour zu danken hatte. Neben allem diesem bestand für Ricasoli eine besondere Schwierigkeit. Das Eintagsministerium des lächerlich überschätzten mailändischen Grafen Gabrio Casati im Jahre 1848 angenommen, war er der erste nichtpiemontesische Ministerpräsident, der in Turin ans Ruder kam, und die Piemontesen sind in Bezug auf den Primat in Italien sehr empfindlich gewesen. Seine Stellung war eine präkäre, sein Charakter trug nicht dazu bei sie zu sichern. Von allen Toscanern hatte er in seinem Wesen am wenigsten Toscanisches an sich.

Am 1. März 1862 trat Ricasoli zurück. Seine Verwaltung hatte nicht viel über acht Monate gewährt. Die Bildung der neuen übernahm der damalige Präsident der Deputirtenkammer, Urbano Rattazzi. „Ein Advocat aus Alessandria“, sagt von ihm der schon erwähnte italienische Geschichtschreiber, „scharfsinnig im Argumentiren, mit einer Fülle der Eloquenz, die aus dem Verstande, nicht aus dem Herzen floß, Minister zur Zeit der Niederlage von Novara, an welcher man ihm Schuld beimaß und worüber er dennoch die Volksgunst nicht verlor, gewandt und accommodant, so daß er sich mit Cavour vertrug.“ Erst am 31. März leistete das vollständig gewordene Ministerium den

Eid. Kurz darauf begann Garibaldi von der Lombardei her seine Brandstiftungen gegen Tirol und Venetien, und als sie keinen Erfolg hatten, wandte er sich im Juli nach Sicilien, um von dort aus die Expedition gegen das von den Franzosen beschützte Rom zu organisiren. Er täuschte sich, wenn er glaubte, Alfonso La Marmora, welcher das die südlichen Provinzen occupirende Armeecorps befehligte und mit dem in Terra di Lavoro und im Beneventanischen, in Basilicata und Capitanata, in einem großen Theile Calabriens mächtigen Brigantaggio kämpfte, werde einem Unternehmen ruhig zusehen, das nicht viel anderes war. Am 28. August fand das Gefecht bei Aspromonte statt, welches der Sache ein rasches Ende machte.

Bettino Ricasoli war zu seinen Lieblingsbeschäftigungen zurückgekehrt. Unthätigkeit war ihm unbekannt. Seine großen Besitzungen nahmen ihn vollauf in Anspruch. Der Erfolg der Unternehmungen in der Maremma von Grosseto hat den gehegten Erwartungen noch keineswegs völlig entsprochen. Alte Nebenbuhlerschaft und die Sucht des Bessermachens haben sogleich nach der Katastrophe der großherzoglichen Regierung von 1859 die Aller Augen offenkundigen Resultate ihres großartigsten Unternehmens beeinträchtigt. Zu seinem eigenen Schaden wie zu dem des ganzen Landes hat Ricasoli, welchem doch während mehrerer Jahre hinreichend Gelegenheit geboten war, den kolossalen Umschwung zum Bessern in den Maremmen zu erkennen und zu würdigen, in einer Zeit, in welcher er in Toscana

alles vermochte, eine systematische Opposition gewähren lassen, welche von vornherein den Charakter der Gehässigkeit und Persönlichkeit an sich trug, die Meliorationen auf Jahre verzögerte, das Land Millionen kostete und am Ende vor den Thatfachen verstummen mußte, welche denen Recht gaben, die sie wider Recht beschuldigte. Die Malaria-Frage, welche mit den großen Uebelständen des italienischen Eisenbahnwesens zusammenhängt und in unsern Tagen wieder eine brennende geworden ist, wäre zum mindesten für Toscana aus der Welt geschafft worden, wenn die provisorische Regierung des Jahres 1859 nicht am Tage nach ihrer Geburt das große im Jahre 1829 begonnene Meliorationswerk Großherzog Leopolds unterbrach, und den sichern Sieg über jahrhundertealte Schäden in erster Stunde aus der Hand gab.

V.

Vier Jahre vergingen. Ein großer Wechsel hatte sich vollzogen, Florenz war die Hauptstadt des italienischen Königreichs geworden: die definitive Hauptstadt, sagten die Einen, die provisorische, sagten die Andern, welche diesmal, mochte die Aussicht auf neuen Wechsel ihnen munden oder nicht, nicht bloß die Mehrzahl bildeten, sondern zu denen auch die Handelnden gehörten. Im Frühling 1866 schloß Italien mit Preußen das Bündniß, welches für die Erfolge des bald darauf begonnenen Kriegs und dessen Endergebnisse so bedeutungsvoll geworden ist und leider zu

so vielen Recriminationen Anlaß gegeben hat. General La Marmora, Präsident des Ministeriums, zum Generalstabschef der Armee ernannt, übergab das Präsidium an Baron Ricasoli, der zugleich Emilio Visconti Venosta als auswärtigen Minister zum Collegen erhielt, während sein Vorgänger als Minister ohne Portefeuille nominell Mitglied des Cabinets blieb. Am Morgen des 20. Juni wurde die Kriegserklärung dem österreichischen Hauptquartier in Mantua eingehändigt, am 24. schlug Erzherzog Albrecht die Italiener bei dem für sie verhängnißvollen Custozza, am 25. kündigte der Generalstabschef dem Kriegsminister Grafen Petitti die rückgängige Bewegung an, am 24. Juli wurde von dem in Rovigo befindlichen Hauptquartier provisorischer, am 12. August durch Petitti zu Cormons bei Udine definitiver Waffenstillstand mit dem Feind abgeschlossen. Am 3. October erfolgte der Friedensschluß.

Es ist hier nicht der Ort, auf die controversen Punkte einzugehen, welche vom Tage von Custozza bis zur Abkunft von Cormons den König und diejenigen, welche unter ihm die politischen und militärischen Dinge leiteten, beschäftigt und eine Spaltung veranlaßt haben, die lange nachgewirkt hat, deren Spuren nie ganz getilgt worden sind. Der Biograph La Marmora's, Giuseppe Massari, hat Recht, indem er bemerkt, daß eine Meinungsverschiedenheit zwischen diesem und dem Ministerium unvermeidlich war, und die Nothwendigkeit, zugleich diplomatische und militärische Fra-

gen zu behandeln, eine gegenseitige Beeinflussung der Angelegenheiten veranlaßte, die nach beiden Seiten hin nicht günstig wirken konnte. Dem Hauptquartier, welches dem Feinde gegenüberstand, der in Böhmen geschlagen, am Mincio und bei Lissa Sieger geblieben war, mußte manches anders erscheinen als es im Florentiner Palazzo vecchio erschien, wo es leichter war Präensionen an den Tag zu legen als dort. Hat doch das Bemühen, Garibaldi's Position in Südtirol aufrechtzuhalten, die Verständigung mit Oesterreich gefährdet und den französischen Kaiser nochmals in die italienischen Angelegenheiten hineingezogen. Ob Bettino Ricasoli, der mit dem Ruf seiner Festigkeit („il fiero Barone“) bisweilen etwas prunkte oder wenigstens prunken ließ, für die damalige Situation der geeignete Mann war, mag dahingestellt bleiben.

Die Erwerbung Venedigs ist durch die Mißgriffe, Verluste, offenen und geheimen Feindschaften und tiefgehenden Zerwürfnisse dieser ruhelosen Monate vielfach verkümmert worden. Als die Aufregung der ereignißschweren Zeit sich einigermaßen legte, die Beziehungen zum Auslande normal geworden waren, traten die inneren Schwierigkeiten drohend an das Ministerium heran. Die ruinöse, durch den Krieg sehr gemehrte, täglich in erschreckender Progression wachsende Staatsschuld, die Wühlerereien der Secten, wobei Politisches sich mit Kirchlichem vermengte, die Rebellion in Sicilien — wahrlich, es war des Schlimmen genug. Man muß es Ricasoli zum Lobe nach-

sagen, daß er redlich sich mühte, den gehäuften Uebelständen abzuhelfen. Auf finanziellem Gebiete hatte er jedoch kein Glück, am wenigsten dann, als er den Versuch machte, die Liquidation der Kirchengüter, wovon der Staat so geringen Vortheil zog, mittels einer Operation zu bewirken, welche das Odium der Spoliation vermied und dabei den Schatz in Besitz einer sehr ansehnlichen baaren Summe setzte — eine Operation, welche auf zwei Seiten, im Palazzo vecchio wie in Rom, auf entschiedenen Widerspruch stieß. Eine mit dem Vatican angeknüpfte Unterhandlung inbetreff der Wiederbesetzung der zahlreichen erledigten Bischofsstühle und der Beschränkung der übergroßen Zahl der Diöcesen, namentlich im südlichen Italien, blieb zwar nicht ganz resultatlos, aber den Hauptzweck erreichte sie nicht. Ricasoli's Erklärungen über die September-Convention von 1864 und das Verhältniß des Königreichs zum Pontificat befriedigten weder nach der einen noch nach der anderen Seite — unvermeidliches Geschick unklarer und falscher Situationen, woran er freilich unschuldig war. Während seine versöhnliche Politik in geistlichen Angelegenheiten der Gesinnung wie dem kirchlichen Bedürfniß eines großen, ja des überwiegenden Theiles der Bevölkerung Rechnung trug, namentlich in seiner engeren Heimat Toscana, deren Zustände er selbstverständlich am besten kannte, lief er Gefahr andere Landestheile zu leicht nach denselben zu beurteilen. Dieser Irrthum hat den nächsten Anlaß zu seinem Rücktritt geboten. Das nachgerade mit Tumult drohende Vor-

gehen in einem Theile Venetiens gegen die bezeichnete Tendenz des Ministeriums, im Zusammenhang mit der mehr und mehr gegen Rom gerichteten revolutionären Bewegung, welche die Ereignisse von 1862 zu wiederholen drohte, war es, worüber Ricasoli, der auf seine Collegen nicht sicher zählen konnte, mit der Deputirtenkammer zerfiel. Der sogenannte Appell an die Nation entschied seinen Rücktritt, nachdem das Ministerium unterdessen stark modificirt worden war. Am 4. April 1867 verkündigte er die vom König acceptirte Demission des Cabinets, am 10. leistete Urbano Rattazzi den Eid als Chef einer Verwaltung, deren Charakter schon durch den einzigen Umstand gekennzeichnet wurde, daß, zum höchsten Erstaunen Aller die etwas von gleichzeitiger Geschichte wußten, ein alter fast verschollener römischer Revolutionär aus den Stürmen von 1848, Pompeo di Campello, das Portefeuille des Auswärtigen übernahm.

Das böse Omen sollte bald in Erfüllung gehen.

Im Nu überzog sich ein beträchtlicher Theil Oberitaliens unter den Augen der Regierung mit einem Netz von Conventikeln und lärmenden Volksversammlungen, in denen der, wie es schien, von Rattazzi unzertrennliche Held von Aspromonte, unter Aufbietung aller erdenklichen wüsten Schmähungen nicht etwa bloß gegen Papst und Klerus, sondern gegen das Christenthum, den Krieg gegen Rom predigte, bevor er, zum höchsten Mißcredit der Verwaltung und ihres des lügenhaften Wortbruches geziehenen Chefs, jenen Freischaarenzug organisirte, der die Franzosen wieder

nach Italien rief und mit dem blutigen Zusammenstoß bei Mentana endigte. Genau sieben Monate waren seit dem Auftreten Rattazzi's vergangen, der mit dem Project der Liquidation der Kirchengüter, heute mittels eines Juden, gestern mittels eines Katholiken, das Geschick seines Vorgängers getheilt hatte. Mit Schmach bedeckt war der Mann, der Souverän und Land in den Augen von ganz Europa compromittirt hatte, kurz vor Mentana zurückgetreten. Aus Ruder ist er nicht mehr gelangt, aber seine Partei hat ihm das, was ihr als läßliche Sünde erschien, kaum angerechnet, und er wußte, daß er noch auf persönliche Neigung Victor Emanuels bauen konnte, dem er, quand même, mehr zusagte als der unbequeme Ricasoli. Die Seltsamkeit der Geschichte dieses kleinen Advocaten aus kleinem Bürgerstande hat darin gegipfelt daß er, Cousin du Roi, auch Cousin eines Kaisers wurde, vermöge seiner Heirat mit Lucian Bonaparte's Enkelin, Marie Wyse Solms, jener des „on me nomme princesse“. Manche Jahre zuvor hatte Florenz sie, wenn nicht im Salon doch in Theater und Cascinen, im Glanz von Jugend und Schönheit unter der Protection des Dichters der „Lucrece“ gesehen: nun sah es sie am Arme des Ministerpräsidenten, den sie, nicht mehr ganz jung den längst nicht mehr jungen, zum glücklichen Vater machte.

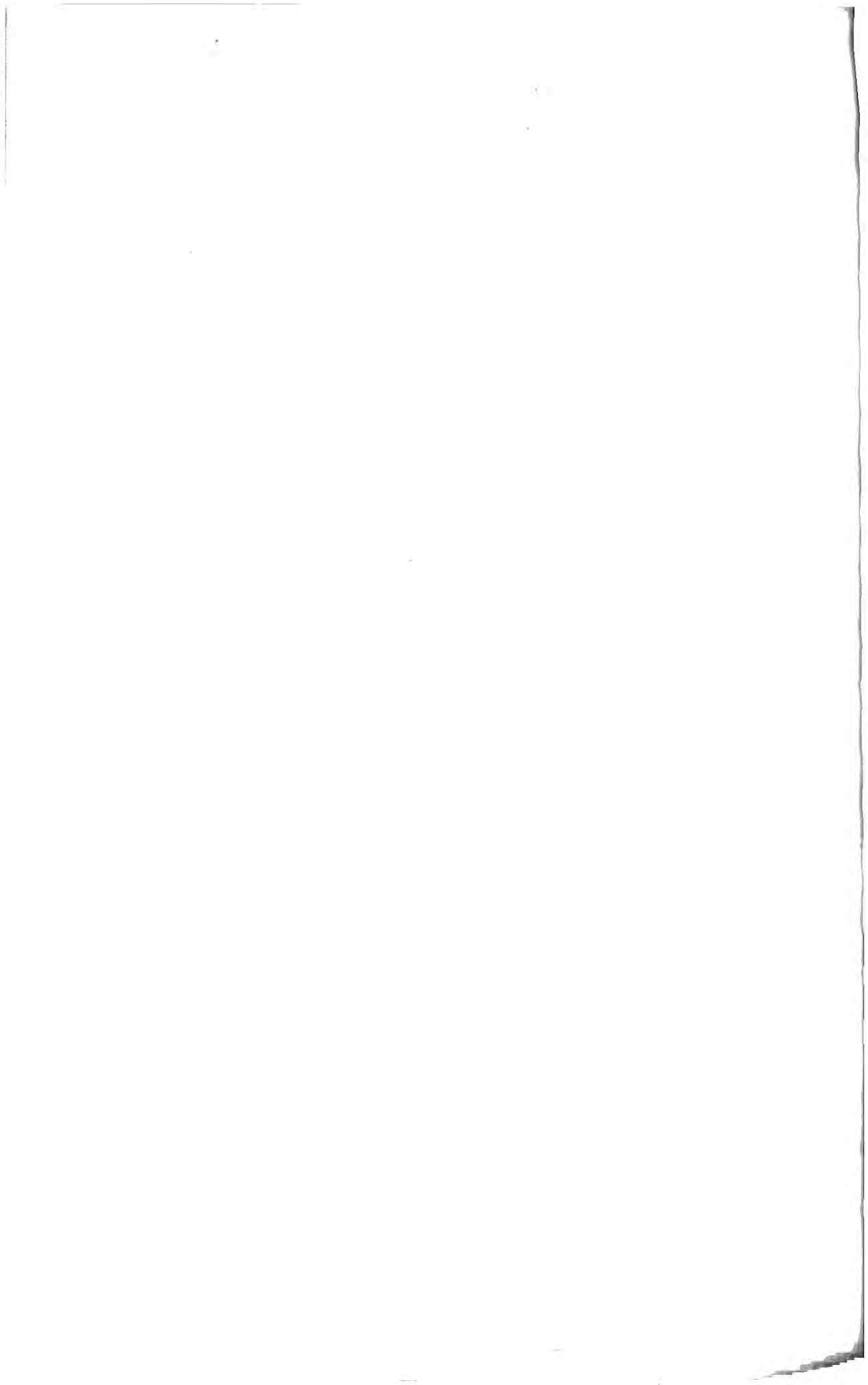
Die Zeit größerer politischer Thätigkeit war für Bettino Ricasoli zu Ende. Wäre er ein minder patriotischer Mann gewesen, so hätte er mit einer gewissen

Genugthuung auf das Ergebniß eines von seinen versöhnlichen Rathschlägen und seiner Haltung so verschiedenen Vorgehens hinweisen können. Aber der Vorwurf der Unredlichkeit, den man einem italienischen Ministerium machte, ging ihm eben so nahe wie die Verwirrung, in welche die Politik seines unmittelbaren Nachfolgers, die zweimal mit einem Garibaldi-putsch endete, das Land stürzte. Er hat an den Kammerverhandlungen bei wichtigen Fragen Antheil genommen, auch nachdem Rom Hauptstadt geworden, die von Cavour nicht drei Monate vor seinem Tod ausgegebene Parole in ein Factum verwandelt, die von ihm angestrebte Versöhnung mit dem Papstthum aber in weiteste Ferne gerückt war. Er hatte ein Besizthum in unmittelbarer Nähe der Stadt, am Monte Mario, wohin es ihn oft zog. In der Debatte vom Mai 1873 über die Ordensgeneralate war er es, der das Ministerium Minghetti vor einer Niederlage bewahrte, wobei jedoch die sich steigende Tendenz der Kammer zu radicalen Maßregeln in kirchlichen Dingen zum Vorschein kam. Drei Jahre später, bei der Discussion über die endlose Wahlsteuerfrage, erfolgte dann, wesentlich durch Seceßion einer bedeutenden Anzahl der toscanischen Abgeordneten (welche später ihre Haltung meist bitter bereut haben!) die Niederlage der großen, aber vielfach gespaltenen, sogenannten moderirten Partei, welche bei stetem Personenwechsel seit der Bildung des Königreichs am Ruder geblieben war, und das Emporkommen der Radicals, welche, unter fortschreitender Müancirung

vom blässeren zum dunkleren Roth und umgekehrt, bis heute sich gehalten haben. Mochten Rattazzi und seine Freunde immer so weit links gegangen sein, sie gehörten doch noch zu den Cavour'schen Epigonen, und wenn er nicht die Regierung leitete, leitete er Sr. Majestät getreueste Opposition: die Diadochen aber waren verummunte Republikaner, denen man nicht immer ein „beau masque“ zurufen konnte. Bettino Ricasoli hat, so viel wir wissen, nur einmal an der Discussion theilgenommen. Es geschah bei der Verhandlung über die der Stadt Florenz in ihrer durch die zweimalige Hauptstadtverlegung herbeigeführten bitteren Finanznoth zu gewährende Unterstützung. In seinem Gewissen fühlte er sich verpflichtet seiner Vaterstadt, auf deren Geschicke er persönlichen Einfluß geübt, und ihrem hartgedrängten vormaligen Vertreter, wäre dieser selbst nicht sein naher Blutsverwandter (Ubaldo Peruzzi) gewesen, zu Hilfe zu kommen. Er hat es offen und männlich gethan und nicht wenig dazu beigetragen, das unter den vorhandenen Umständen nicht ungünstige Resultat zu erzielen.

Im Frühling 1880 war er, seiner körperlichen Leiden und seines Alters wegen, entschlossen auf seinen Deputirten-Sitz zu verzichten. Die von allen Seiten an ihn gerichteten Bitten bewogen ihn doch noch einmal die Wahl für Florenz anzunehmen. In vorrückender Jahreszeit kehrte er krank von Rom nach Toscana zurück. Auf seiner Burg Brolio, dem Schauplatz und Centrum unablässiger Thätig-

feit, ist er am Sonntag den 24. November beinahe zwei- undsiebenzig Jahre alt verschieden. Seine sterblichen Reste ruhen hier, wo er am liebsten weilte, und wo sein Name in dankbarer Erinnerung bleiben wird. Mit ihm und seinen beiden Brüdern stirbt seine Linie im Mannsstamm aus. Seine einzige Tochter Elisabetta ist, wie schon bemerkt, an ihren Better Alberto Ricasoli-Firidolfi verheiratet, bei dem die schönen von seinem Großvater gesammelten literarischen und künstlerischen Schätze aufmerksame Pflege finden. Die alte politische Meinungsverschiedenheit der verschiedenen Zweige der Familie hat sich zwischen der gegenwärtigen Generation und jener des vormaligen Führers der toscanischen Liberalen fortgepflanzt.



Ein Philosoph als Staatsmann.

Terenzio Mamiani della Robere.

I.

Dem Manne, welcher in hohem Greisenalter im Frühling des Jahres 1885 in Rom verschied, war es bestimmt an den drei Revolutionen theilzunehmen, welche die politische Umgestaltung des mittlern Italien zweimal vergeblich versucht, endlich über alle Hoffnungen hinaus vollständig erreicht haben. Zweimal verbannt, hat er seine letzten Jahre in Ruhe, aber immer noch thätig in der Hauptstadt der alten Welt, jener des jungen Königreichs verlebt. Er stammte aus dem transapenninischen Theile des vor- maligen Kirchenstaats, der Provinz, welche erst vor dritt- halb Jahrhunderten mit demselben vereinigt worden ist. Seine Heimat war Pesaro, eine der ansehnlichen Städte, die einander an der schnurgeraden Straße von Bologna bis Ancona rasch nachfolgen — wie er selber in einer

Dichtung auf den Schutzheiligen der Stadt, der zugleich sein Namenspatron ist, gesagt hat:

Pesaro gentile,
Picciola sì, ma gloriosa e cara
Alla gran madre Italia.

Die adriatische Seite der Halbinsel hat bis nach Lecce und Tarent hinab eine große Reihe gutgebauter und bemerkenswerther Städte von historischem Charakter und meist eigenthümlichen Vorzügen. Pesaro erinnert sich gerne daran, daß es einst unter seinen Herrschern aus dem Hause della Rovere, die es als päpstliches Vicariat besaßen, Lieblingsaufenthalt war und auch dann blieb, als im Jahre 1508 diese Familie durch Erbrecht in den Besitz des Herzogthums Urbino gelangte, nachdem das Haus von Montefeltro glorreichen Andenkens ausgestorben war. Die Stadt ist an Monumenten weniger reich als andere, aber in ihrer Nähe erhebt sich, leider traurigem Verfall entgegengehend, der schöne Landsitz des Imperiale, welchen die Gemalin des ersten Herzogs Francesco Maria, des gewaltthätigen Neffen Papst Julius' II., Eleonora Gonzaga baute, deren treffliches Bildniß von Tizians Hand nebst dem ihres Gemals gegenwärtig die Gallerie Pitti ziert. Bis auf die jüngsten Zeiten hat Pesaro literarischen und künstlerischen Ruhm bewahrt. Hier wie in dem benachbarten Savignano lebte Giulio Berticari, Gemal von Monti's schöner Tochter Costanza und geachteter Schriftsteller, einst eines der Häupter der Schule, welche gegen das Verderbniß der Sprache an-

kämpfte und das vierzehnte Jahrhundert hochhielt und als Vorbild empfahl. Hier übersezte Francesco Cassi Lucans Pharsalia, eine Uebertragung, die immer noch gedruckt und gelesen wird. Hier sammelte Antaldo Antaldi, der gelehrte Dantekenner, seine werthvollen Handschriften und Bücher. Der große Componist Gioacchino Rossini wird nach seinem Geburtsorte „der Schwan von Pesaro“ genannt und hat seiner romagnolischen Heimat (die Familie stammt aus der kleinen Stadt Lugo) stets Theilnahme bewahrt. Die Olivieri'sche Bibliothek ist ein Zeichen wissenschaftlichen und literarischen Interesses in einer Stadt, welche auch den Uebersetzer des Lucrez Giuliano Balzolini und die Naturhistoriker Domenico Paoli und Luigi Guidi in unsern Tagen zu den Ihrigen zählt.

Terenzio Mamiani, welcher im Anfangsjahre des Jahrhunderts geboren wurde, entstammte einer angesehenen Familie. Auf den Grafentitel ist gerade kein großes Gewicht zu legen, denn von den romagnolisch-märkischen Grafen sagt man scherzweise, ihre Titel stammten en bloc von Papst Gregor XII., wie die genuesischen Marchesentitel von Kaiser Carl V: Estote omnes marchiones! Der Zusatz „della Rovere“ deutet nicht auf verwandtschaftlichen Zusammenhang mit der Familie der Herzoge von Urbino, sondern ist nur eine Verleihung derselben, wie es bei andern Herrscherfamilien, häufig bei den Este, gelegentlich bei den Medici u. a. geschah. Terenzio Mamiani, der mit den Leopardi von Recanati verwandt war, genoß in

Rom bei den Jesuiten einer sorgfältigen Erziehung und wurde schon als junger Mann durch seine Vaterstadt der Auszeichnung einer Goldmedaille würdig erachtet, als Anerkennung für eine von ihm gehaltene öffentliche Rede. Der liberale Geist, welcher einen großen Theil der Aristokratie der päpstlichen Provinzen, namentlich seit der Regierung Leo's XII. ergriffen hatte, befeelte auch ihn, und als im Februar 1831 bei der Papstwahl Gregors XVI. die Bewegung erst in Modena und Parma, dann in der Romagna und den Marken begann, die sich des Erfolges sicher glaubte, weil in Frankreich die Julirevolution gesiegt hatte, und man frischweg die päpstliche Regierung für abgesetzt erklärte und mit einem paar Tausend Mann Rom zu erobern gedachte, war Mamiani einer ihrer thätigsten Theilnehmer. Eine „Romagnola“ aus seiner Feder, zu lang für ein populäres Gedicht und für dessen Wirkung auf die Menge, sollte diese begeistern. In derselben heißt es u. a.:

Ah vergogna! Noi figli di Roma
 Viver servi d' imbelli leviti,
 Perchè spendin nei pingui conviti
 Le ricchezze che il pianto comprò!

Er ging nach Bologna als Deputirter von Pesaro zu der dort stattfindenden constituirenden Versammlung, wurde in dem bald creirten Ministerium mit dem Portefeuille des Innern bedacht, verließ sich auf das Princip der Nichtintervention, welches die Aufständischen für sich in Anspruch nahmen, flog mit seinen Collegen und vielen anderen Com-

promittirten vor den einrückenden Oesterreichern nach Ancona, schiffte sich dort nach Corfu ein und wurde von einer österreichischen Goelette auf offener See gefangen, nach dem Hafen von Civitavecchia gebracht, sodann nach Marseille dirigirt. Seiner hervorragenden und etwas lärmenden Betheiligung an dem Aufstande wegen gehörte er zu den nicht zahlreichen Individuen, die von der nach Wiederherstellung der Ruhe verkündeten Amnestie ausgeschlossen wurden.

II.

Terenzio Mamiani war einunddreißigjährig, als die wenigen Wochen politischer Thätigkeit ihn nöthigten, das salzige Brod des Exils zu essen. Der Umstand ist für sein ganzes späteres Leben entscheidend gewesen, und zwar entscheidend in besserem Sinne.

Seine jugendlichen Studien waren ganz der Poesie gewidmet gewesen, und frühe schon war diese Poesie nicht frei von politischen Anklängen. Die Erstlingsversuche des jungen Mannes sind charakteristisch. Mit vierundzwanzig Jahren hatte er den Kaiser Alexander, später dessen Bruder Nikolaus zur Vernichtung des Türkenreichs im Interesse des christlichen Hellas aufgefordert. Er hatte geistliche Hymnen gedichtet, von denen man fand, daß sie die Heiligen, die Klosterbrüder und die Büsserinnen mit antiker Grazie ausstatteten und Virgil und Kallimachus in die Sprache mittelalterlicher Hymnologie übersetzten. Er hatte einen Hymnus auf seinen Namensheiligen gedichtet, poeti-

scher Schönheiten voll, aber ebenso voll phrasenreicher Rhetorik, die ihm einen gekünstelten und verkünstelten Anstrich gaben, gerade das Gegentheil der einfachen und klaren Sprache, welche Manzoni mit dem höchsten Schwunge der Poesie zu verbinden gewußt hatte. So war damals noch, ungeachtet der Wirkungen der eben genannten wahren Poesie, der in der italienischen Literatur vorherrschende Geschmack, der eine sogenannte classische Form auch von Aufgaben nicht fernhielt, die denselben ferne zu stehen scheinen mußten. Mamiani selber hat die Richtung der Literatur vor der Zeit seines Exils geschildert. „Die Literatur war in solche Armut verfallen, daß man in der Prosa Pietro Giordani's nach irgend einem wirklichen oder angeblichen Stilfehler fahndete, während Niemand die Misere der Ideen und die enge und hinfällige Kritik tadelte. Colletta galt für ein Muster des Historikers und für kaum geringer als Tacitus, und man zog Parallelen zwischen Guicciardini und Botta, wie zwischen Goldoni und Mota. So waren zu jener Zeit im allgemeinen Geschmack und Kritik. In Wahrheit fehlten auch dieser Epoche in Literatur und Kunst erwählte Geister nicht, Leopardi und Niccolini in der Poesie, Bartolini in der Sculptur, in der Musik Rossini, Bellini, Donizetti (?). Unter solchen Einflüssen wurden meine Zeitgenossen und ich herangebildet, und ich schrieb und schrieb Verse und Prosa, ohne einen Augenblick zu bedenken, daß meine ganze Kunst im Phrasendreheln nach dem Muster des Trecento und einiger im Gedächtniß behaltener Sätze

lateinischer Autoren und in schlecht zusammenhängenden Allgemeinheiten bestand. Kaum aber hatte das Exil mich aus Italien verdrängt, kaum hatte ich andere Ordnungen des Culturlebens geschaut und andere Meister vernommen, so öffnete sich in meinem Geiste schmerzhaft das Auge des Gewissens, und ich wurde von Vermunderung und Schrecken über meine Unwissenheit erfüllt.“

Aber nicht auf dem Gebiete der poetischen Literatur lag Mamiani's Thätigkeit, sondern auf dem der philosophischen. Er war kein Bahnbrecher. Er hat als „vecchio metafisico“, wie er sich nannte, wesentlich an ältere Systeme sich angeschlossen, indem er die Cartesische Philosophie und die der ältern Italiener wiederzubeleben sich bemühte und eine italienische Schule zu begründen oder richtiger fortzupflanzen den Anspruch erhob, die von Giovanni Batista Vico auf Galluppi gelangte und die Neuern, Rosmini und Gioberti, einschloß. „Mamiani“, sagt Augusto Conti in seiner *Storia della filosofia*, „versuchte sowohl in seinen Büchern, in dem *Rinnovamento della filosofia italiana*, welches schon 1834 in Paris erschien, in den *Meditationen* und den *Dialogen über die erste Wissenschaft*, eine Lehre zu entwickeln, welche das Gesamtgebiet der Wissenschaft und ihrer Beziehungen enthalten sollte, ferne von den Anschauungen der Gefühlsphilosophen und der Idealisten, wie von der Kritik und dem Dogmatismus, mit einer Annäherung an die Ansichten des Mysticismus. Ich will nicht sagen, daß Mamiani eine klare Idee von wissenschaftlicher

Einheit besitzt, und bekenne, daß es schwer ist, seine Gedanken vollständig zu fassen. Aber man kann ihm nicht das Lob versagen ein tiefer Denker zu sein, wie er ein eleganter Schriftsteller in Prosa und Versen ist, obgleich seine Eleganz etwas von der Unklarheit an sich trägt, welche man seinen Gedanken anmerkt. Dies ist ein Fehler, welcher ihn verhindert hat, als Lehrer der Philosophie bei der Jugend Gunst zu erwerben, indem dazu eine Einheit der Begriffe gehört, welche leicht zu fassen und zu behalten ist, gleichsam wie die Züge einer Zeichnung. Indes hat er nicht wenig dazu beigetragen, bei uns die Philosophie wiederzubeleben, nicht etwa durch seine eigenen Gedanken, sondern als wirksamer Beistand, solche zu erzeugen.“ Er ging von der Psychologie zu den ältern Schulen der Dialectologen über, indem er die Aufgabe der Metaphysik in der Erkenntniß der Erscheinungen des Seienden und der Fassung derselben in Begriffe sah. Er war in der Philosophie wie in Poesie und Literatur ein Eklektiker und versuchte verschiedene Meinungen mit einander zu harmonisiren, was ihm begreiflicherweise nicht immer gelang und seinem ganzen System, wenn unter solchen Umständen von System die Rede sein kann, schadete. In der That wäre er ein trefflicher Lehrer der Geschichte der Philosophie gewesen, wenn er sich diesem Zweige ausschließlich gewidmet hätte, da er die Phasen der italienischen Wissenschaft von Thomas von Aquin an bis auf die Gegenwart vollkommen kannte und in der Gabe der schönen Diction nicht leicht übertroffen

wurde. Die Philosophie ist seine Lebensaufgabe gewesen. Er hat sie in Büchern dargestellt und gelehrt, er hat in Akademien und auf Universitäten die Jugend unterrichtet, er hat bis an sein Ende des Lehrsaches gewaltet und mitstrebenden Zeitgenossen beredte Worte gewidmet. Die ganze Geschichte der italienischen Erhebung gegen die fremde Herrschaft ist mit der Geschichte der Philosophie unauflöslich verbunden. Mamiani war einer der ersten, die in diesen Kreis traten, in welchem Gioberti's Bücher dann ein so gewaltiges Aufsehen machten und die heranwachsende Generation, nicht immer unter richtigen und klaren Voraussetzungen und mit Hinweisung auf positive Ziele, zu Muth und Thaten anfeuerten.

III.

Schon vor der fieberhaften Erregung, welche Italien im Jahre 1847 erfaßte, war Terenzio Mamiani aus Frankreich nach dem Nordwesten der Halbinsel zurückgekehrt. König Carl Albert hatte ihm, gegen die Meinung seines auswärtigen Ministers, des Grafen Solaro della Margherita vielgeschmähten Andenkens, den Aufenthalt in seinen Staaten erlaubt. Anfangs schien er sich ganz mit der Litteratur zu beschäftigen und dem thätigen politischen Leben abgesagt zu haben. Aber es kam anders. Jeder weiß, in welche Confusion Rom zu Anfang des zweiten Regierungsjahres Pius' IX. gerieth, und wie die gute Absicht des Papstes, im Kirchenstaate die Reformen durchzuführen, nach

denen damals alle Welt schrie, ohne einen klaren Begriff von denselben zu haben oder sich mit dem Erreichbaren zu begnügen, nur auf Hindernisse und Ungenügsamkeit stieß. Mamiani war der rechte Mann, mit seiner Unkenntniß realer Verhältnisse und seiner Speculationsucht die Verwirrung auf die Spitze zu treiben. In der That war er mehr vorwärts geschoben und gedrängt, als er wollte und mußte, aber das Exil, die Gesellschaft in welche er gerathen war und die Aspirationen seiner Jugend ließen ihn zu der Rolle, die er gespielt hat, vollkommen geeignet erscheinen. Die am 14. März 1848 von Pius IX. verkündete constitutionelle Verfassung für den Kirchenstaat änderte nichts an der Lage der Dinge. Man ging stufenweise, aber um so sicherer vor, die päpstliche Verwaltung aus den Angeln zu heben. Erst forderte man Betheiligung des Laienelements an dem Ministerium, dann Ausschließung der Cleriker aus der Regierung, hierauf Beschränkung des Papstes auf die geistlichen Geschäfte, endlich dessen Absetzung. Mamiani ging auf die drei ersten Forderungen ein — vor der vierten machte er einstweilen Halt. Zu allem diesem waren einige Monate nöthig. Der Circolo Romano, in mäßig guter Absicht gegründet, aber bald ein Club, der von andern Clubs sich nur durch eine gewisse Respectabilität und die Stellung vieler seiner Mitglieder unterschied, war die Arena, in welcher er sich hervorthat und dem lärmenden Haufen empfahl. Als die Angelegenheiten sich heillos verwickelten, die Schreier, welche bis dahin den Papst angejubelt hatten

und ihn nun zum Kampfe wider Oesterreich drängen wollten, das Heft in die Hand nahmen, goß Mamiani, statt zu dämpfen, Del ins Feuer. Ein Mann von vornehmer Geburt, scheute er sich nicht, mit gewöhnlichen Revolutionären wie Sterbini und Ciceruacchio sich zu verbrüdern und, als das Cardinalsministerium, wie man es nannte, von diesen Schreibern als abgesetzt erklärt wurde, sich als Minister proclamiren zu lassen, wozu dann Pius IX. nothgedrungen seine Einwilligung gab.

Dieses aus Laien zusammengesetzte Ministerium ist es gewesen, in welchem und durch welches Mamiani seinen Ideen Ausdruck gab, denn wirklich sind alle bedeutenden Schriftstücke desselben von ihm persönlich verfaßt worden. Man kennt die berühmte Phrase, durch welche er den Papst, den gemeinsamen Vater aller Gläubigen, aus den Dingen der Welt hinweg in die hohe Sphäre seiner geistlichen Autorität und den heitern Frieden der Dogmen versetzte, beten, segnen und verzeihen ließ, indem er als constitutiveller Souverän dem legislativen Rathe die Sorge anheimstellte, für die weltlichen Dinge Vorkehrungen zu treffen. Aus Pius' IX. eigenem Munde weiß ich, wie es mit dieser Phrase zugegangen ist. Mamiani las dem Papste seinen Discurs vor, und dieser machte einige Bemerkungen dazu, sagte dann aber, als er diese Worte vernahm, dem Minister das Schriftstück zurückgebend: „Herr Graf, dies geht nicht; ich bin Souverän wie andere Souveräne und denke als solcher zu regieren. Aendern Sie die Worte.“ Mamiani

ließ die Worte stehen und las sie der Versammlung vor. Als der Papst die kriegerischen Vorbereitungen in Rom mißbilligte, erwiderte ihm Mamiani, der Krieg werde auch wider seinen Willen und ohne päpstlichen Segen Fortgang haben. Der Zwiespalt zwischen dem Souverän und seinem Minister stieg infolge dessen zu dem Punkte, daß am 18. Juni Mamiani und seine Collegen ihre Entlassung einreichten, aber einstweilen ihre Portefeuilles behielten, bis ein neues Ministerium gegründet sein würde. Diese Demission wurde dann nach der Schlacht von Custoza am 2. August angenommen, als der Graf Odoardo Fabri, Prolegat von Pesaro und Urbino, eine neue kurzlebige Verwaltung bildete, auf welche die des Grafen Rossi folgte.

Die übrigen Ereignisse dieses Jahres sind zu bekannt, um es nöthig zu machen, länger bei denselben zu verweilen. Am 15. November erfolgte die Ermordung Rossi's, Tags darauf der Sturm auf den Quirinalischen Palast. In dem Ministerium, welches die Auführer dem Papste aufdrangen, war dem Grafen Mamiani wiederum das Portefeuille des Auswärtigen zugedacht. Dieser befand sich nicht in Rom, als hier die Revolution ihren Höhepunkt erreichte, sondern redete und handelte in Turin für italienisches Bündniß und Constituante. Hätte er nun wenigstens das Beispiel Antonio Rosmini's befolgt, der die auf ihn gefallene Wahl zum Präsidenten dieses Ministeriums, mit welchem der Papst, sich unfrei erachtend, kein Wort über Geschäfte wechselte, nicht annahm und einem abtrünnigen

Prälaten, C. C. Muzzaressi, die Ehre überließ, an seine Stelle zu treten. Aber Mamiani hatte sich dem Turiner Nationalcongreß gegenüber verpflichtet, der ihn mit Gioberti und dem Sicilianer Romeo zum Präsidenten gewählt hatte. Sein Rücktritt vom Ministerium erfolgte erst am 23. December, als die Dinge eine völlig veränderte Gestalt angenommen hatten, der Papst sich ferne von seinen Bedrängern in Gaeta befand, und in Rom eine constituirende Versammlung sich vorbereitete, welche nicht nach Mamiani's Ideen war.

Aber auch in diese Constituante, welche am 5. Februar 1849 auf dem Capitol eröffnet wurde, trat er als Deputirter von Pesaro ein. In dieser Versammlung hielt er drei Tage darauf die Rede, in welcher er erklärte, in Rom könne nur der Papst herrschen oder Cola di Rienzo. An Rienzi's Stelle hatten die Römer jetzt Giuseppe Mazzini. Im nachfolgenden März und April unterhandelte Mamiani mit dem französischen Botschaftssecretär Mercier, vergeblich, weil er die Annahme des constitutionellen Statuts für die Republik als Grundlage verlangte. Während der Belagerung Roms blieb er in der Stadt, hielt sich aber von den Excessen in Meinungen und Thaten gänzlich ferne. Als ich nach der Einnahme zu Ende Juli auf kurze Zeit von Mola di Gaeta nach Rom zurückkehrte, machte ich dort seine Bekanntschaft. Man weiß, wie Papst Pius IX. seinen vormaligen Minister charakterisirt hat. „Wenn alles Schlimme wahr wäre, was man von Jesuiten und Jesui-

tismus sagt, so hätten wir die Quintessenz des Jesuitismus in dem Herrn Grafen Mamiani.“ Nie vielleicht ist ein Mann treffender geschildert worden. Sein ganzes Aussehen, mit seinem glatt herabgekämmten Haar, mit süßlichen Mienen und Worten, mit seiner devoten Haltung, paßte vollkommen zu des Papstes Ausspruch.

IV.

Er kehrte nach Piemont zurück. Längere Zeit verweilte er in Genua, wo er eine philosophische Akademie gründete. Im Jahre 1856 verlieh ihm König Victor Emanuel sardinisches Staatsbürgerrecht. Als im Januar 1860 der Graf von Cavour wieder an die Spitze der Geschäfte trat, welche er nach dem Tage von Villafranca abgegeben hatte, berief er Mamiani zu dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts. Einen schärferen Contrast als diese beiden Männer kann man sich nicht vorstellen. Auch währte ihre Verbindung nicht lange. Man erzählt sich einen komischen Vorfall im Ministerrathe. Cavour las seinen Collegen irgend ein von ihm verfaßtes Actenstück vor. Der Unterrichtsminister begann eine gewisse Unruhe zu zeigen, rückte auf seinem Stuhle hin und her und brach endlich in die Worte aus: „Verzeihung, Herr Graf, aber dies sind Sätze, welche die Grammatik nicht zuläßt.“ Cavour hielt einen Moment inne, sagte ohne aufzublicken: „Das thut mir für die Grammatik leid“, und fuhr in der Lectüre ruhig fort. Als er aus dem Ministerium austrat,

da man fand, daß zu den Geschäften mehr gehörte als schöne Phrasen und sonore Worte, ernannte der König ihn zum Gesandten in Athen (der alten Hauptstadt der Eloquenz und Rhetorik!) und später in Bern. Nach Hause zurückgekehrt, war er zweimal Vicepräsident des Senates. Als Rom von den piemontesischen Waffen besetzt worden war, wurde ihm der öffentliche Unterricht in der einseitigen Regierung übertragen. Er war Berichterstatter über das Garantiegesetz, welches die künftige Stellung des Papstes gegenüber der neuen Regierung regeln sollte. Auch hier ist er seinem alten Grundsatz treu geblieben, eine gewisse Grenzlinie einzuhalten und nicht das letzte Wort über denjenigen zu sprechen, als dessen Unterthan er geboren, dessen Minister er gewesen war. Wie an der Turiner Universität, hat er an der römischen Sapienza philosophische Vorträge gehalten, „mit dem Vorsatz, kräftigeres und voller sprudelndes intellectuelles Leben in der Stadt zu erzeugen, welche einst Hauptstadt der Welt war“.

Ob Mamiani hiezu der Mann war, mag dahingestellt bleiben. Im Reden wie im Schreiben war er von wahrer Beredsamkeit weit entfernt. Was bei ihm Beredsamkeit schien und was er selber dafür halten mochte, waren „angeichwemmten Wörterpomps Erhöhungen“. Seine Phrasen waren nach alter literarischer Sitte zu künstlich gedreht, um namentlich auf die Jugend bleibenden Eindruck zu machen. Er war in der vollen Bedeutung mellifluus und indem er widerstrebende Ansichten zu combiniren und Nicht-

harmonirendes abzuschleifen suchte, gerieth er in Gefahr, die Begriffe abzuschwächen, während er nur Dissonanzen zu entfernen glaubte. So ist es ihm nicht bloß in seinen literarischen Productionen, unter denen doch manches nicht Unbedeutende sich befindet, sondern auch in seinen philosophischen Werken ergangen, welche die Arbeit seines Lebens waren. Schwerlich wird ihn die nachfolgende Zeit zu den wirklichen Philosophen zählen, die in Italien eine Schule gegründet haben.

Don Michelangelo Caetani,

Herzog von Sermoneta.

I.

Wer die römische vornehme Welt in den dreißiger Jahren besuchte, konnte nicht umhin einen Mann zu bemerken, der in der That, wollend oder nicht, die Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich zog. Im frischesten Mannesalter, über Mittelgröße, viel mehr gelenkig und schlank als kräftig gebaut, aber von starker Fiber und ausdauernd, hatte er fein und scharf geschnittene Züge, ein lebendiges dunkles Auge, zwischen Ernst und Heiterkeit wechselnden intelligenten Ausdruck, bräunlichen Teint, schwarzes dichtes Haar. Sein Anzug war eher einfach als gewählt, seine Haltung ungenirt, aber die eines vornehmen Mannes, voll natürlicher Courtoisie. Es war Don Michelangelo Caetani, der Erbe eines von Rom's ältesten und berühmtesten Geschlechtern.

Auch wer sich in der Geschichte der Stadt und des Pontificats nur sehr mäßig umgesehen hat, weiß von

Bonifaz VIII., welcher in einer Zeit, als die Papstmacht schon im Niedersteigen von der Höhe begriffen war, zu der die Innocenze der Hohenstaufenepoche sie erhoben hatten, deren Anspruch an geistige Autorität nochmals steigert, aber an der von der Kirche emancipirten territorialen Macht zerfchellte, weniger weil die dem Anspruch gegebene Form zu falscher Deutung wirklichen Anlaß bot, als weil der idealen Stellung des Papstthums der reale Rückhalt abging, und ein großer König sich nicht scheute, Banditenwege einzuschlagen. Bonifaz hatte sein Geschlecht reich und mächtig gemacht. Wenn dessen beanspruchte Abstammung von den alten Herzogen von Gaeta, wie der Ruhm, schon in älteren Zeiten einen Papst, Gelasius II., unter den Seinigen gezählt zu haben, zuverlässigerer Beweise bedürfen, als man aufzubringen vermag, und wenn die Familie wahrscheinlich dem Städtchen Anagni in der römischen Campagna ihren Ursprung verdankt, so haben die Caetani des vierzehnten, des fünfzehnten, des sechzehnten Jahrhunderts in den auf Bonifaz folgenden Wirren und in den durch die Wechsel des Großen Schisma und die Ländergier der Borgia hervorgerufenen Kämpfen eine große Rolle gespielt und sich als tapfere Männer gezeigt, während sie früher wie später der Kirche thätige Nuntien und Cardinal-Legaten gegeben haben. Als dann die Feudalmacht der römischen Barone gebrochen war, sind sie, die mit Colonna und Orsini in Bezug auf Alter und Besitz wetteiferten, große Herren geblieben, und Onorato Caetani, der

bei der Schlacht von Lepanto in der von Marcanton Colonna befehligten päpstlichen Abtheilung des Bundesheeres das Fußvolk führte, ist einer der Tapferen des hohen italienischen Adels gewesen, welche in großer Zahl an diesem glänzenden, aber schlecht benutzten Siege theilnahmen. Und als ruhigere Tage kamen, die Barone mehr in ihren Stadtwohnungen als in ihren Burgen zu thun hatten, das hochliegende Sermoneta, Sulmo aber nicht das ovidische, dessen mächtiges Castell vom Abhang der Bolsferberge auf die pontinische Ebene herabschaut, in Verfall gerieth, wurden die Caetani auch auf anderem Felde genannt. Längere Zeit am Corso angezogen, wo der große von den florentinischen Rucellai erbaute, später in den Besitz der Auspöli gelangte Palast ihnen gehörte, dann auf der Stätte des Flaminischen Circus, wo sie einen der von der Familie Mattei gebauten Paläste erwarben, besaßen sie in Rom noch die schöne, auf der Höhe des Esquilin, nahe bei Sta. Maria Maggiore gelegene Villa, welche man nach ihrem früheren neapolitanischen Titel „Palazzo di Caserta“ nannte (die Grafschaft Caserta war schon in Bonifaz' VIII. Zeit durch Anjou'sche Schenkung an seine Familie gelangt), bis sie in neuerer Zeit an den Orden der Liguorianer überging, welche an dem Eingange das hübsche Kirchlein mit der Inschrift „Copiosa apud Eum redemptio“ erbauten. Hier, wo Mäcenäs seine Gärten hatte, wurden in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts literarisch-wissenschaftliche Zusammenkünfte gehalten — wie mehr als eine

von Roms Villen, die der Massimi, der Albani, der Torlonia u. a. sie auch später gesehen hat —, hier wurde eine Typographie angelegt, aus welcher die ersten römischen astronomischen Ephemeriden hervorgingen. Ich habe ein Buch vor mir liegen, welches „In Roma MDCCCII nella Stamperia Caetani sul colle Esquilino“ gedruckt ist. Es ist die „Vita del pontefice Gelasio II dei Duchi Gaetani principi di Gaeta“ von seinem Caplan Pandolfo von Pisa, mit dem Commentar Costantino Gaetani's, Benedictinerabts von Baronto zur Zeit Papst Urbans VIII. („Caetani“ und „Gaetani“ wird abwechselnd gebraucht, von der römischen Familie heute erstere Schreibart.)

Solcherart waren die Vorfahren Michelangelo Caetani's, welcher am 20. März 1804 zur Welt kam. Sein Vater war Don Enrico, Herzog von Sermoneta und Fürst von Teano, die Mutter Donna Teresa de Rossi. Sie gehörte nicht zu der römischen Aristokratie, wenngleich zu deren Gesellschaft. Ihr Vater war ein in der Literaten- und Künstlerwelt wohlbekannter Mann, Giovan Gherardo de Rossi, ursprünglich der Juristenlaufbahn bestimmt, durch die commerzielle Bedrängniß seines Vaters in das Geschäftsleben hineingezogen, als Bankier längere Zeit hindurch vom Glücke begünstigt. Er war mit entschiedenem Talent, namentlich für leichtere Poesie und Improvisation, begabt. Mannigfaltige ästhetisch-kunsthistorische und archäologische Kenntnisse verbanden sich mit den in seinen Tagen nicht seltenen Tendenzen, welche die Mengs'schen Anschauungen

und die Bewunderung für Angelica Kaufmann, deren Biographie er schrieb, mit der durch Rosini's Schriften und Lasinio's Kupferstiche wiederbelebten Würdigung der Fresken des Pisaner Camposanto und dem Interesse an den griechisch-etruskischen Vasen auszugleichen suchten. Teresa de Rossi brachte dem Hause, in welches sie im Scheidejahre des achtzehnten Jahrhunderts neunzehn Jahre alt eintrat, wol keine großen Reichthümer zu, denn ihr Vater wurde ebenso wie der Großvater von geschäftlichem Mißgeschick betroffen; sein Sohn, Francesco de Rossi, ist von den in Rom wohlbekannten Bourbonen von Parma aufgenommen worden und Jahre lang Hofcavalier des Herzogs Carl Ludwig von Lucca gewesen, dessen Schwester, die verwittwete Prinzessin Max von Sachsen, ihn auf einer Reise nach Rom heiratete, wo er mehrere Jahre auf dem Quirinal in einem vormals Preußen, nachmals dem Cardinal Antonelli gehörigen, gegenwärtig der Via nazionale zum Opfer gefallenen Hause mit seiner Gemalin gewohnt hat, ein ernster, literarisch gebildeter Mann, der eine schöne Handschriften- und Bücherammlung anlegte. Aber die Tochter des Schöngeistes und dilettantisirrenden Alterthumsforschers brachte in das Haus der Botteghe oscure (so heißt die Straße, in welcher der Palazzo Caetani liegt, von den in Buden und Erdgeschloßzimmer umgewandelten dunklen Kammern des Circus) lebendigen Geist und in der damaligen vornehmen Gesellschaft nicht gewöhnliche Kenntnisse mit dem Interesse an dem classischen Alterthum, welches

mit gründlicherer und in der That seltener Umschau auf diesem Gebiete, abgesehen von ihrem Sohne, sich auf ihre Enkelin vererbt hat. Das capitolinische Institut für archäologische Correspondenz, zu dessen Ehrenmitgliedern und fleißigsten Theilnehmern Donna Ersilia Caetani Lovatelli gehört, hat in seinen Schriften wiederholt Gelegenheit gehabt, ihrer Großmutter, der Herzogin von Sermoneta und der von dieser mit Energie und Ortskunde geleiteten Ausgrabungen zu gedenken. Das Vaticanische Museum verdankt ihr ein Capitäl von eigenthümlicher Zeichnung, welches bei den Ausgrabungen bei dem Castell von Sta. Marinella am Strande zwischen Palo und Civitavecchia aufgefunden wurde, das Berliner Museum aber erhielt von ihr die ebendasselbst in ihrem Beisein im Februar 1838 ausgegrabene schöne Meleagerstatue, welche von Emil Wolff in Rom sorgfältig restaurirt, mit der des Belvedere an Werth wetteifert.

Don Michele (so nannte man ihn kurz), neben welchem ein nur um ein Jahr jüngerer Bruder Don Filippo und zwei Töchter heranwuchsen, verlebte seine ersten Kinderjahre theils unter dem päpstlichen, theils unter dem napoleonischen Régime, in jenem ruhelosen Decennium, welches nicht von heute auf morgen zählen zu können schien, und von dem man nicht sagen kann, ob Ohnmacht oder geträumte Allmacht ihm größeres Unbehagen brachte. Er war zehnjährig, als Pius VII. aus der harten französischen Gefangenschaft nach Rom zurückkehrte und Cardinal Consalvi

dem Kirchenstaat jene neuen administrativen Formen gab, durch deren Einführung er vergebens einen Ausgleich zwischen dem einst alleinherrschenden clerikalen Element und den Forderungen der Laiengesellschaft versuchte. Seine Entwicklung fiel in ein zweites Decennium, in welchem die glänzende weltbürgerliche Gesellschaft Roms mit ihren geistigen Gemüthen und ihrer Ehrfurcht vor einem vielgeprüften Papste seltsam mit den Zuständen in einem großen Theile der innerlich von Secten und Verschwörungen zerfressenen, äußerlich bis zu den Thoren der Hauptstadt von Banditen gequälten Provinzen contrastirte, und der Sauerteig der Revolution nicht selten unter der Hülle der Devotion gährte. Es war keine gute Zeit für die Bildung der Jugend, namentlich wo diese Jugend sich täglich sagen hörte, jede höhere Carrière sei ihr verschlossen, wenn sie nicht die gewohnten Wege der Prälatur einschlage. Daß Michele Caetani in dieser Zeit mangelhaftesten Unterrichts ernste Studien machte, daß sein Geist reichlich genährt wurde, hat sein späteres Leben bewiesen. Aber es hat auch bewiesen, daß er nicht jene Schulung erhielt, die zu gleichmäßiger und ausdauernder Anwendung der geistigen Kräfte, zu consequenter Verfolgung eines klar erkannten Lebenszweckes befähigt, welche von glänzenden Eigenschaften entsprechenden Vortheil für die Gesammtheit ziehen läßt. Nicht ihm sowol ist es zum Vorwurf zu machen, als den Umständen, die kaum ungünstiger sein konnten und in seinem Falle durch persönliche Verhältnisse noch in ihrer

Ungunst gesteigert wurden. Die Hauptschuld trugen die allgemeinen Zustände des hohen römischen Adels, welche dessen Mitgliedern allerdings einen bedeutenden Wirkungsbereich, aber kaum einen andern als den eines großen Grundbesitzers, und auch diesen in den meisten Fällen unter exceptionellen Bedingungen eröffnen, andere Wege, so zu sagen, verschließen und mit traditionellen Hemmnissen umgeben. Von dem im April 1859 verstorbenen Fürsten Rospiigliosi, demjenigen, der als Herzog von Zagarolo mit einem Theil der Ländereien dieses Besitzthums seiner Familie in der römischen Campagna den Versuch der Emphyteusen zur Förderung der Cultur machte, welcher, von Sismondi und Anderen gepriesen, in der Praxis sich doch nicht glänzend bewährt haben soll, pflegte der Marchese Gino Capponi scherzend zu sagen, er würde ein Mann von nicht gewöhnlicher Bedeutung geworden sein, wäre er nicht mit dem obligaten Zopf eines römischen Fürsten auf die Welt gekommen.

Die besseren Zeiten der päpstlichen Restauration waren vorüber, als Don Michele in die Welt trat. Die Regierung Leo's XII. hatte viele Antipathien geweckt, welche im Verein mit den gesteigerten Uebelständen und Schwierigkeiten der Verwaltung, namentlich in der Romagna, und der Demoralisation des häufig an die Stelle der alten eingewurzelten Factionen getretenen Sectenwesens zum Ausbruche kamen, als die Juli-Revolution an die Masse überall aufgehäuften Brennstoffes die Lunte anlegte. Rechte Ruhe

ist seit dem romagnolischen Aufstande von 1831 nicht wiedergekehrt, fremde Einmischung und zwiefache Occupation, Schweizertruppen, Staatsschuld sind die Folgen gewesen. Die alte Constitution der römischen Gesellschaft war eine so feste, daß sie diese Krisis überwand und ihren Charakter bewahrte, aber davon unberührt blieb sie doch nicht. Don Michele hatte sich alsbald durch Geist und Witz bemerklich gemacht. Sein Geist war gebildet — man erkannte alsbald den denkenden Mann, der mit natürlichem Scharfsinn Belesenheit und Literaturkunde verband und prüfend auf ernste Fragen einzugehen befähigt war. Sein Witz, der ihn für die Meisten am bemerklichsten machte, war im Grunde der römische, aber verfeinert. Der römische Witz ist ein Kind Pasquins, und Pasquin excellirt im Epigramm wie in der Satire. Das ursprüngliche Element beider ist wesentlich social; das politische ist erst später hinzugekommen. Das Epigramm ist dem römischen Volk angeboren, treffend, wie es spontan ist, reich und mannigfaltig, wie die Anlässe, die es hervorrufen, vielmehr spitz als boshaft, so empfindlich auch nicht selten der Schlag oder Stich ist. Wie der römische Witz sich zu dem toscanischen verhält, zeigt die Vergleichung der romanischen Sonette Gioachino Belli's mit Giuseppe Giusti's Dichtungen, meist eigentliche Satiren, und den pisaniischen Sonetten Neri Tanfucio's, wie Renato Fucini seinen Namen anagrammatisirt hat. Auch Giusti ist dem Nicht-Toscaner nicht immer verständlich oder macht auf ihn keine Wirkung; Belli's

Sonette setzen, abgesehen von dem romanesischen Dialekt, die genaue Kenntniß specifisch römischer Zustände voraus, die sich von allem anderen unterscheiden. Begreiflicherweise war dies nicht bei Don Michele Caetani der Fall. Sein Wiß hatte den römischen Grundton, aber nicht die specifisch römische Färbung und paßte sich den Kreisen an, in die er gehörte. Man pflegte ihn Don Nerone zu nennen, aber seine Opfer, wenn gegenwärtig, haben oft wol selber mitgelacht. Denn er war nicht böshaft und immer von guter Gesellschaft.

Im Jahre 1840 vermählte er sich, sechsunddreißigjährig, mit der Gräfin Calista Kzewuska, einer reichen vornehmen Polin, und nahm bei dieser Gelegenheit den seiner Familie zustehenden Titel Fürst von Teano an. Seine Frau schenkte ihm zwei Kinder, Donna Ersilia und Don Dnorato, und starb schwindfüchtig im Sommer 1842 zu Castel Gandolfo. Damals sah ich ihn wiederholt in diesem Städtchen der Albanerberge. Mit seinem Bruder, welcher mehrere Jahre in Toscana verbracht und in der florentiner Gesellschaft als eleganter Cavalier und angenehmer Gesellschafter geglänzt hatte, seit lange bekannt, war ich bei meinem ersten Aufenthalt in Rom gegen Ende 1836 auch zu ihm in Beziehungen getreten, deren ich mich nur zu erfreuen gehabt habe, da seine Conversation eingehend und anregend, Ernst wie Heiterkeit immer mit Courtoisie verbunden waren. Er war damals Oberst der Feuerwehr (Vigili), ein Amt, welches er dreißig Jahre

hindurch bekleidet hat — er pflegte wohl scherzend zu sagen, als Feuerwächter werde er sein Leben verbringen. In der Sonntagsfrühe hatten die Vigili oder Pompieri den Gottesdienst in der alten Senatskirche Santa Maria Araceli auf dem Capitol, und wenn ich im nahen Palazzo Caffarelli wohnte, riefen die Klänge ihrer Blasinstrumente, während sie die Rampe des Capitolsplatzes hinaufzogen, mich zur Messe. Die mäßig eingeübten Musiker und die Mannschaft, ihre Offiziere an der Spitze, standen in einer Doppelreihe im Mittelschiff, wo die leider mehr und mehr abgetretenen Grabsteine der Genossen von Kaiser Heinrichs VII. Römerzug an alte Zeit erinnern. „Zu meinen Beschäftigungen“, schrieb Don Michele mir manche Jahre später, im Februar 1852, nach Florenz, „gehört immer noch das Commando der Vigili, mit dem unharmonischen Concert, das die Capitolsmauern längst umgestürzt hätte, wären sie gleich jenen Jericho's. Trotz ihrer unüberwindlichen Disharmonie, welche hier manche Disharmonien begleitet, sind sie mir doch lieb, indem sie mich daran erinnern, wie sie einst die Nacht besaßen, Sie am Sonntagmorgen aus dem Palast Caffarelli nach Araceli zu rufen und mir Ihre freundliche Begleitung zu verschaffen.“ In späten Jahren bot dieses Commando der Pompieri ihm einmal Anlaß zu einem hübschen Witzwort. Er stieg eben die Treppe — ich erinnere mich nicht, in welchem Hause — hinan, wo Empfangsabend war, als Monsignor de Merode, damals stellvertretender päpstlicher Kriegsminister, der sich immer frühe

zurückzog, herabkam. „O, Herr Herzog“, sagte dieser, „Sie kommen an, während ich gehe.“ „Das ist in der Ordnung“, erwiderte der Angeredete, „wenn das Wasser eintrifft, zieht sich das Feuer zurück.“ Felix de Merode, beherzt in Wort und That, hätte übrigens seinem Manne stehen können. In einem seiner Zwiegespräche mit dem Commandirenden des französischen Occupationscorps, Grafen Goyon, wobei es nicht immer glatt ablief und Merode die päpstliche Regierung vertheidigte, ließ der General das Wort fallen: „Après tout, nous sommes seuls à vous soutenir!“ „Oui“, war die unceremoniöse Antwort, „comme la corde soutient le pendu.“ Weder Goyon noch sein Nachfolger Graf Montebello, Marschall Lannes' jüngerer Sohn, sonst brave Leute, zeichneten sich durch Geist oder Wissen aus. Als König Friedrich Wilhelm IV. den Winter 1858 bis 1859 in Rom verbrachte, fuhr am Vormittag des 13. Januar General Goyon in Gala mit seinen Adjutanten am Palast Caffarelli vor, um seinen Namen in das offenliegende Verzeichniß der Besuchenden einzutragen. Im ersten Moment konnte ich, der ich den feierlichen Aufzug zufällig mit ansah, mir den Anlaß nicht erklären — es war das russische Neujahr!

II.

Die Jubel- und Festtage Pius' IX. waren herangekommen. Don Michele Caetani wurde immer zu den liberalen Mitgliedern der römischen Aristokratie gerechnet,

aber bei ihm, wie bei den meisten, waren die politischen Velleitäten sehr platonischer Natur. Das Jahr 1847 blieb nicht lange heiter, und im Juli zeigte die angebliche Verschwörung gegen des Papstes Reformpläne, eine unwürdige von den wirklichen Unruhestiftern in Scene gesetzte Komödie, der man nur zu sehr Glauben beimaß, auf wie schwachen Füßen schon die öffentlichen Dinge standen. Bereits früher hatte sich ein Club gebildet, der Circolo Romano, dessen geräumiges Local in der Mitte des Corso lag. Mehrere Hunderte traten in denselben ein, Adel, Literaten jeder Art, Künstler, angesehenere Personen jeden Berufs. Längere Zeit hindurch hat diese Gesellschaft, an welcher auch manche Nichttrömer theilnahmen und die zu Anfang auch literarische Zwecke verfolgte, durchaus respectablen Charakter bewahrt, mochte auch die fortwährende Discussion politischer Dinge inmitten der rasch sich steigenden Erregung und der unverständigen Ungeduld, welche dem Papst und seinen Räten keinen ruhigen Moment ließ, bald Besorgnisse wecken. Der Fürst von Teano wurde zum Präsidenten, Don Lodovico Lante, Bruder des Herzogs Lante della Rovere, zum Vicepräsidenten des Circolo gewählt, und bei einem mehrwöchigen Besuch, den ich zu Ende des Winters 1847—1848 in Rom machte, sandte ersterer mir die mit seiner Unterschrift versehene Einladungskarte.

Im December gehörte Don Michele zu den Unterzeichnern einer an Ferdinand von Neapel gerichteten Adresse, deren Zweck war, den König zur Betheiligung an der

Bewegung aufzufordern, welche einen großen Theil der Halbinsel bereits ergriffen hatte, „an der Politik“, wie die Adresse sich ausdrückte, „Pius' IX., Leopolds, Carl Alberts, der italienischen Politik, der Politik der Vorsehung, der Vergebung, der christlichen Cultur und Nächstenliebe“. Es war eine namentlich von Piemont ausgehende Kundgebung, unter deren Unterzeichnern hochverehrte Namen, zum Theil Vorkämpfer der namentlich von Gioberti und Cesare Balbo angeregten Ideen standen, Balbo selber, Cesare Alfieri, Camillo Cavour, Silvio Pellico, unter den Römern aber auch die Verschwörer Pietro Sterbini und Luigi Masi.

Man weiß, wie rasch die Dinge vorwärts oder richtiger bergab gingen. In der ersten Hälfte des Februar 1848 ernannte der Papst ein neues Ministerium, schon ein Laienministerium, obgleich ein Cardinal, Antonelli, an der Spitze stand, ein Prälat, der liberal angehauchte, aber vor allem confuse nachmalige Cardinal Francesco Pentini, das Innere übernahm, ein anderer, Mgr. Morichini (Erzbischof von Nisibis i. p., weshalb Pasquin ihm *vae tibi nisi ibis* zurief), als Schatzmeister der Apostolischen Kammer die Finanzen behielt. Mit dem Grafen Pasolini von Ravenna und dem Advocaten Sturbinetti vom römischen Municipium, trat der Fürst von Teano als Polizeiminister in dieses Ministerium ein. Die alte römische Polizei, diese stete Zielscheibe von Haß, Verachtung, Anklagen, Spott, war zerstört; an deren Stelle war ein Chaos, und Michele Caetani

in diesem Chaos wie verkauft und verrathen. Man muß ihm das Zeugniß geben, daß er sein Unvermögen anerkannte, aber seine Offenherzigkeit hatte mehr vom Komischen als vom Tragischen an sich. Am 10. März erlöste ihn der Papst von seiner Qual, und in dem neuen Ministerrath, in welchen nun, unter Antonelli's Präsidium, Graf Recchi von Ferrara, Marco Minghetti, damals als Signor Marchetto von Pius IX. in große Affection genommen, und Fürst Camillo Aldobrandini, Bruder des Fürsten Borghese, eintraten, wurde sein Nachfolger als Polizeichef jener Giuseppe Galletti, der acht Monate später in der Krisis Pius' IX., wie in den nachherigen Umwälzungen, die nur zu bekannte häßliche Rolle gespielt hat. Für Don Michele Caetani ist die Betheiligung an Staatsgeschäften ein kurzes Experiment gewesen. Er hatte doch das Wesen der Dinge längst erkannt, und als Pius IX. den Ciceruacchio und seine „demonstrierenden“ Haufen noch vom Balcon des Quirinalischen Palastes segnete, hatte er ihm gesagt: das ist Revolution, heiliger Vater! Die beständige Negation des römischen Witzes hat sich an dem gerächt, der diesen Witz gewandter, amüsanter und, sit venia verbo, lebenswürdiger als irgendeiner in seinem Kreise zu handhaben verstand. Bis zum reifen Mannesalter hatte er sich über Alles lustig gemacht und eine Menge der Pasquins-Witze wurden ihm in die Schuhe geschoben, als hätten die Dinge nur eine lächerliche oder schlimme Seite. Jetzt, wo er zur Besserung mitwirken sollte, verlor er den Kopf.

Man darf nicht hart über ihn urteilen. Anderen, welche Geschäftspraxis hatten, die ihm fehlte, ist's in der Confusion dieser Zeit nicht besser ergangen. Aber der geistreichste Mann der vornehmen römischen Welt war durch die Reputation, die er sich gemacht hatte, doppelt in Evidenz gestellt.

Elf Monate nach seinem Austritt aus dem Ministerium vergingen, man weiß unter welchen Wechfeln und Anlässen zu Sorgen und Befürchtungen. Pius IX. war in Gaeta. Am Abende des 8. Februar 1849 kam ich, auf einige Wochen nach dem verstorbenen Rom zurückgekehrt, mit Don Michele Caetani aus einer Gesellschaft bei Lord Mount Edgcombe. Auf Piazza Araceli, wo unsere Wege, der seinige nach den Botteghe oscure, der meine nach dem Palazzo Caffarelli, sich trennten, sagte ich zu ihm: Gute Nacht, morgen werden Sie Bürger einer Republik sein. Auf dem Capitol tagte oder vielmehr nächtigte die constituirende Versammlung; ein paar Stunden später weckten die Rufe: viva la Repubblica und Glockengeläute mich aus dem Schläfe. Am 9. erfolgte auf dem Platze vor dem Senatorenpalast die feierliche Proclamation der neuen Freiheit. Michele Caetani gehörte zu denen, die da meinten, der Carneval habe um einige Tage zu frühe begonnen.

III.

Im Jahre 1850 wurde der Fürst von Teano durch den Tod seines Vaters Herzog von Sermoneta und Chef

der Familie. Eine ernste Aufgabe fiel ihm zu. Das Vermögen der Caetani war in großer Unordnung. Don Enrico, der nach dem im Jahre 1842 erfolgten Tode seiner Gemalin schon sechzigjährig und nicht zu seinem Glücke eine zweite Ehe geschlossen hatte, war kein guter Verwalter gewesen. Großer Grundbesitz, namentlich an den Bolskerbergen und in den pontinischen Sümpfen, wo unter anderem das Marquisat Cisterna der Familie gehörte, aber mit drückenden Schulden belastet, die in manchen Fällen von römischen Patrimonien nur Ruinen hinterlassen, wie sie z. B. in unseren Tagen den Großneffen Pius' VI., Herzog Braschi, Erben eines reichen Grundbesizes, so zu sagen, an den Bettelstab gebracht haben. Don Michele, der in seiner Jugend der Bedrängniß seiner Eltern durch zudringliche Gläubiger nur zu oft beigewohnt hatte, erkannte den fressenden Krebs und begab sich an dessen Erstirpation mit größter Energie. Sein Stolz lehnte sich gegen die Knechtschaft auf, die aus dem Schuldverhältniß hervorgeht. Begreiflicherweise kann es sich hier nicht um Détail handeln: es genüge zu sagen, daß er das liquide Vermögen seiner verstorbenen Frau zur Entlastung des Caetani'schen Grundbesizes verwendete und zugleich von letzterem, wo er nicht durch fideicommissarische Eigenschaft gebunden war, Vieles verkaufte und theils alte partielle, zu hohen Zinsen contrahirte Schulden abtrug, theils mäßige Hypothekarschulden creirte und die Administration vereinfachte. Auf der Treppe seines Familienpalastes erinnert eine von ihm

gesetzte Inschrift über der Thüre der Computisteria, nämlich des Rechnungslocals, an diese Operation, indem sie besagt, daß Michelangelo Caetani *aes alienum a majoribus ingens conflatum* in der Zeit von vier Jahren abgetragen habe — eine Geschmacklosigkeit, deren ein Mann von Geist und Stellung sich gegen seine Vorfahren schuldig machte. Er hat für sich selber mit äußerster, man sagte wol mit unverhältnißmäßiger Sparsamkeit gelebt; aber er hat die Vermögensverhältnisse vollständig geordnet, wobei ihm auch seine zweite Heirat (er vermählte sich im Jahre 1854 mit Miß Margaret Knight, einer Engländerin aus einer ihm lange intim befreundeten Familie aus North-Devon) zu statten gekommen ist. Der immer noch ansehnliche Grundbesitz war wieder frei, und den verschönerten Palast bei den Botteghe oscure erkannten diejenigen nicht mehr, welche die Eindrücke vergangener Tage bewahrten.

Abgesehen von diesen häuslichen und Vermögensangelegenheiten, beschäftigte Don Michele sich jahrelang nur mit Kunst und Literatur. Wie gesagt, hatte er die Liebe zu ersterer gleichsam mit der Muttermilch eingesogen. Er war ein äußerst feiner Kenner des Alterthums, namentlich der Glyptik und Toreutik, und man brauchte nicht das Irregehen zu fürchten, wenn man seinem Urtheile folgte. Nicht minder eminent war sein praktischer Kunstsinne. Er zeichnete und modellirte mit seltenem Geschmack, ebenso erfinderisch wie er sinnreich war, in jenem Geiste und mit dem Formgeföhle, die uns in den Schöpfungen der

besten Epoche der Renaissance entzücken, mit derselben Benutzung antiker Motive, die nicht Nachahmung, sondern innere Verwandtschaft erkennen läßt. Der Umschwung, welchen in unseren Tagen die römische Goldschmiedekunst in den trefflichen Arbeiten der Castellani durchgemacht hat, und die Regeneration der Ornamentik sind in nicht geringem Maße seinem Einflusse zu verdanken. Tausende von Zeichnungen von seiner Hand sind vorhanden, größtentheils mit der Benutzung antiker Motive, wie die Früchte neuerer Ausgrabungen sie vielfach boten, theils eigene Erfindungen, mehrfach auch Gruppierungen von Buchstaben, worin er eigenthümliche Gewandtheit an den Tag legte. Aber er war auch Bildhauer. Canova, Thorwaldsen, Tenerani haben seine Begabung bewundert, die schon in den Versuchen des Jünglings offenbar ward, und Phantasie verband sich bei ihm mit einem Sinn für die Form, der an die besten Zeiten erinnerte. Zu seinen kleinen Arbeiten gehört die Gruppe dreier Genien, welche eine Kugel auf dem Rücken tragen, ein graziöses Werk, welches von römischen Silberschmieden häufig als Griff eines Siegels benutzt worden ist. Zu einer Zeit, als die Tragweite seines Auges schon sehr gemindert war, bin ich wiederholt Zeuge gewesen, wie er Abends in kleinem geselligen Kreise Ornamente, Arabesken, Monogramme zeichnete, immer erfindungsreich und graziös und von sauberster Ausführung, wie auch seine Schrift stets sorgfältig und deutlich war. Ich wurde dabei an König Friedrich Wilhelm IV. erinnert,

der in ähnlicher Weise inmitten der Conversation seine poetischen landschaftlichen und architektonischen Skizzen entwarf und ein gleiches Talent für monogrammatische Darstellungen kundgab, in denen Harmonie der Linien erstes Erforderniß ist. Auf Architektur hat Michele Caetani sich nie eingelassen, Begabung und Geschmaç zogen ihn namentlich zur Kleinkunst hin. Er hat sich mit der Reform der Möbel befaßt, welche in seinen jüngern Jahren ein Bedürfniß war; mit welchem Erfolge, weiß ich nicht. Auch in der Waffenfabrikation hat er sich in der Jugend versucht. Er selbst erzählte wol, wie es ihm dabei erging. Er hatte sich ein Jagdgewehr gefertigt und wollte es auf der Lerchenjagd in der Campagna — ein geistreiches Vergnügen der römischen Aristokratie — versuchen. Der französische Botschaftssecretär Baron Beugnot war von der Gesellschaft. Der junge Waffenschmied merkte, daß dieser sein Gewehr aufmerksam beobachtete, und wurde nicht wenig verdugt, als der Franzose ausrief: Ah! le joli canif que votre fusil!

Die Eigenschaften, welche ihn im Kunstfache auszeichneten, verkündeten sich auch in seiner Beschäftigung mit der Literatur. Seine Bildung war nicht vollständig gewesen, aber sie überstieg doch die Mittellinie dessen, was man bei der Mehrzahl der römischen Patricier fand, und sein durchdringender und forschender Geist hatte die Lücken auszufüllen mit Glück und Erfolg gestrebt. Noch in seinem Mannesalter lernte er griechisch, da die Uebersetzungen der

großen Autoren ihn nicht befriedigten. Die classischen Schriftsteller des römischen Alterthums kannte er gut und war ein großer Verehrer Cicero's, dessen Geringschätzung er Mommsen nicht vergab. Mommsen, sagte er, macht es wie die griechischen Sophisten, die nach Rom kamen, um das Gegentheil von dem zu sagen was Andere sagten, wobei er jedoch dessen große Gelehrsamkeit und erstaunliches Gedächtniß gern anerkannte. Sein eigenes Gedächtniß konnte mit den glücklichsten wetteifern. In der modernen Literatur verschiedener Länder war er sehr bewandert, obgleich er von sich sagte, er habe viel studirt aber wenig gelesen. Montaigne und Galiani waren seine Lieblingschriftsteller, und man irrt wol nicht, wenn man findet, daß er ihrem Geiste verwandt war. Seine Rede war gewählt und elegant, dabei präcis und einschneidend wie sein ganzes Wesen. Daß Dante Alighieri sein Lieblingsdichter war, daß er in dessen Studium und Erklärung mit gleich großartiger Synthese das Allgemeine erfaßte und sichtlich konstruirte, wie er Einzelnes analysirend erforschte und erläuterte, entsprach seinem zugleich freien und ergründenden Geiste. Er hat wenig über die Göttliche Komödie geschrieben und gedruckt, aber dieses Wenige heischt Beachtung, mag man nun seine Deutungen annehmen oder nicht. In den Jahren 1852—1857 erschienen drei kleine für Freunde bestimmte Abhandlungen oder Tusculanen, wie er sie wol nach seiner Villeggiatur an den Albanerhügeln nannte. Die erste handelt von dem

Himmelsboten, der im neunten Gesange der Hölle an der versperrten Pforte der Stadt Dis erscheint:

„Das Thor berührt' er kaum mit seiner Gerte,
So sprang es auf, trotz allen Widerstrebens“

— von ihm als Aeneas gedeutet, mit welchem Dante auch Kaiser Heinrich VII. vergleicht. Die zweite Schrift versucht, im Hinblick auf mehrere Gesänge des Purgatorium, die Entwicklung des Bildes des kaiserlichen Adlers aus der mittelalterlichen Form des M. In der dritten endlich handelt es sich um die mysteriöse Erscheinung im 28. Gesange des Purgatorium:

„Ein holdes Weib, die einsam vor sich hinging
Und singend unter all den Blüten wählte,
Die ihren Weg mit bunten Farben malten,“

— die „Matelda“, Gegenstand unzähliger Deutungen, mit deren Besprechung Scartazzini nicht weniger als zwanzig mit feinsten Schrift bedruckte Seiten seines Dante-Commentars gefüllt, während Witte, der sich gewöhnlich in seinen Anmerkungen auf wenige Zeilen beschränkt, der Frage beinahe sieben Seiten gewidmet hat. Daß Caetani's Deutung, es handle sich um Kaiser Otto's des Großen Mutter Mathilde, namentlich in Italien geringe Zustimmung fand, ist leicht erklärlich. Im Jahre 1855 erschien das aus sechs Foliotafeln bestehende Heft, welches eine bildliche Construction von Hölle, Purgatorium und Paradies und eine gewissermaßen räumliche Darstellung des Inhalts der Dichtung versuchte, an ältere Zeichnungen dieser Art sich

anlehnend, in manchem aber neu und eigenthümlich, und von einer Vollständigkeit und, innerhalb der von der Natur des Gegenstandes gesteckten Grenzen, Anschaulichkeit, wie kein mir bekannter Versuch sie theilt. „Ich glaube in Wahrheit“, schrieb Carl Witte, „daß es, wenn nicht unmöglich, äußerst schwierig sein würde, den Bau des Universums, wie Dante denselben als Schauplatz seiner großen Dichtung dachte, mit größerer Klarheit und Evidenz dem Auge des Lesers vorzuführen.“ Mit Flarmanns basreliefartigen Umrissen, Doré's eminent graphischen Bildern, Bernons Skizzen der Localitäten und Monumente, bilden diese Tafeln den Apparat für die das Verständniß der Dichtung erleichternde künstlerische, locale, scenische Anschauung und Erkenntniß des Zusammenhangs. Leider entspricht die mit Rom's damaligen ungenügenden technischen Mitteln unternommene Ausführung nicht der äußerst sinnreichen Anordnung des bis in das kleinste Détail hinein dabei mitwirkenden Autors.

Er interessirte sich lebhaft für historische Arbeiten. „Geschichte“, schrieb er mir im November 1856 aus Anlaß eines längeren Aufsatzes über Coppi's Memorie Colonesi (es ist der letzte Brief von seiner Hand, den ich erhalten), „verlangt Wahrheit und Freiheit, und heutzutage ist dieses Privilegium vorzugsweise Deutschland zutheil geworden. Wohnten Sie am Tiber statt am Arno, so würde ich, nun ich Haupt meiner Familie geworden, mit Freuden mein Archiv öffnen und Ihnen alle Documente

zur Verfügung stellen, die Ihnen bei Ihren Arbeiten nützlich sein könnten.“ Dieses Archiv, eines der reichsten römischer Familien, war unter seiner Aufsicht neu geordnet worden, und was er mir anbot, hat er dem deutschen Historiographen des mittelalterlichen Rom, Ferdinand Gregorovius, der zu ihm und den Seinigen in befreundete Beziehungen getreten ist, mit großer Liberalität gewährt. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts hatte das Caetani'sche Archiv einen schmerzlichen Verlust erlitten, indem, so lesen wir, Costantino Caetani bei der kritischen Bearbeitung des obenerwähnten Lebens P. Gelasius' II. aus demselben gegen anderthalb hundert mit dem neunten Jahrhundert beginnende Documente entlehnte, die im Archiv der Abtei Montecassino geblieben sind und dem Benedictiner G. B. Federici für seine in Neapel 1791 erschienene Geschichte der alten Herzoge von Gaeta gedient haben. Aber es ist, wie gesagt, immer noch eine reiche Sammlung. Als im Jahre 1844, zu einer Zeit, wo in ganz Italien die Geschichtstudien in thätigem Aufschwung waren, in Rom eine historische Zeitschrift „Il Saggiatore“ zu erscheinen begann, welche leider es nur auf drei Jahre brachte, theilte der Archivar des Hauses Caetani, G. B. Carinci, in derselben eine Reihe von Urkunden mit, welche leider nur bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts reichen und plötzlich abbrechen. Der gelehrte Dominicaner Alberto Guglielmotti benutzte dann das Archiv für seine 1862 erschienene Geschichte der Schlacht von Lepanto, und im Jahre 1870 ließ

Carinci die Briefe Onorato Caetani's, welcher, wie oben erwähnt, das päpstliche Fußvolk bei diesem mörderischen Kampfe befehligte, mit vielen historischen Nachrichten über die Familie drucken.

Der Mann, dessen geistiger Blick so scharf, dessen körperliches Auge für alles Schöne nicht minder offen, dessen künstlerische Begabung von so seltener Art war, wurde von dem schwersten Unglück betroffen.

Am 4. October 1852 schrieb er mir nach Florenz: „Ich wünsche Ihnen Glück zu der Fortsetzung ernster Studien und zu dem gegenwärtigen Zustande Ihrer Gesundheit, welche Ihnen gestattet, sich diesen besten Trost des Lebens zu verschaffen. Ich bin in literarischen Dingen wenig bewandert, und es gehörte Kühnheit dazu, mich zu dem kleinen Versuche aufzuraffen. (Es handelte sich um die erste Dante-Schrift.) Häusliche Angelegenheiten überhäufte mich mit den widerrwärtigsten Beschäftigungen und Mühen, während ein Uebel mir zusetzt, das mir Schritt vor Schritt Leben und Gesicht verzehrt.“

Seit längerer Zeit hatte ein bedenkliches Augenleiden sich eingestellt, das langsam, aber stetig fortschreitend mit Amaurosis zu enden drohte. Er kämpfte mannhast gegen dasselbe an; die obenerwähnten Arbeiten von ihm sind aus der Zeit, wo sein Sehvermögen schon sehr geschwächt oder vielmehr sehr beschränkt war, und er hat sich mit künstlerischen Dingen beschäftigt, als er die Gegenstände nur in nächster Nähe sah. Die, welche die Sitzungen des

archäologischen Instituts zu besuchen pflegten, werden sich dessen, wie der noch währenden Sicherheit seines Urteils erinnern. Unterdessen hatte er sich, wie gesagt, zum zweiten Male mit einer Engländerin vermählt, und diese Verbindung hatte ihn das Glück finden lassen, welches unter seinen Umständen noch möglich war, eine angenehme Häuslichkeit in der Gesellschaft einer ihm sehr anhänglichen Frau von klarem Verstande und von literarisch-künstlerischen Interessen, die trefflich für ihn sorgte, nachdem er im Jahre 1865 ganz erblindet war, deren schwache Gesundheit ihm aber auch manchen Kummer bereitete.

Er hat den Verlust des Gesichtes schwer, sehr schwer ertragen. Nicht lange nachher besuchte ich ihn; es war im Erdgeschoße seiner Wohnung, wo er auf den Arm eines Secretärs gestützt in heftiger nervöser Bewegung auf- und abging. Dem, welcher ihn mit dem Wort zu trösten suchte: er sehe doch mit dem Auge des Geistes, erwiderte er bitter, sein Leben lang sei er Künstler gewesen, und für einen Künstler sei das kein Sehen. „Wer verleiht mir wieder die Freude, wie ehemals die Hügel von Fiesole hinanzusteigen und Florenz mit der Umgebung mit dem Blick zu umfassen! Wer verleiht mir wieder diese Freude?“ So rief er in schmerzlicher Erregung aus. „In dieser Zeit nationaler Freude“, schrieb er an Gio. Bat. Giuliani im October 1866 nach der Einverleibung Venetiens, „beklage ich zwiefach meine Blindheit, welche mich mir selber wie allen Andern gegenüber ohnmächtig gemacht hat. Sie

können beurteilen, wie traurig mein Leben geworden ist, seit es von den Künsten und der sichtbaren Natur getrennt ist. Auch das geistige Leben wird dadurch beeinträchtigt, da es sich seines ersten Werkzeugs, des Gesichts, nicht mehr zu bedienen vermag.“ Sein ganzes Leben war verändert. Er war immer gewohnt gewesen viel allein zu sein, zu meditiren, zu schaffen; jetzt war ihm diese Freiheit genommen. Es kam ihm vor, er wäre wie ein Gefangener. Auch die Freiheit der Rede schien ihm durch die Blindheit geschmälert, und er empfand die Behinderung, die aber in der That mehr eine imaginäre war, um so mehr, weil er durch das Wort den düstern Kerker seines körperlichen Zustandes gewissermaßen zu durchbrechen suchte. Ich habe diese Zustände und diese Leiden bei einem andern theuren Freunde erlebt, bei Gino Capponi, welchem jedoch mehr Zeit als Don Michele Caetani gelassen war, sich an einen solchen Zustand zu gewöhnen, wenn Gewöhnung möglich ist. Auch noch in diesen traurigen Zeiten war die Göttliche Komödie Don Michele Caetani's Trost und Freude. Er pflegte wol ihre Verse zu recitiren, um sich zu überzeugen, daß er sie nicht vergessen habe, und zweimal, im Jahre 1870 und nicht lange vor seinem Tode, hat er einem gewählten Kreise Vorträge gehalten, welche namentlich das Paradies des großen Gedichtes erläuterten.

Seine beiden Kinder heirateten, die Tochter schon 1859 den Sohn eines ravennatischen, in der Geschichte der Unruhen der Romagna vielgenannten und als Opfer der Factionen

gefallenen Edelmannes, Grafen Lovatelli, der Sohn eine Engländerin, Miß Wilbraham. Sein Bruder Don Filippo, der viel von seinem Geist und nicht gewöhnliches Geschick in der poetischen burlesken Erzählung hatte, in politischen Anschauungen sein Gegenfüßler, war 1864 gestorben. Jahre hindurch war seine Wohnung, in welcher eine Menge von Kunstgegenständen jeder Art, Literarisches und Curiositäten, woran es bei den großen römischen Familien niemals fehlt, sich angesammelt hatte, Schauplatz wenn nicht glänzender Gesellschaften, wol aber einer ruhigeren, allen geistigen Interessen offenstehenden Geselligkeit. In diesem Hause sind Chateaubriand, Beyle (Stendhal), Balzac, Olivier, Renan, Taine, Dzanam, Ampère, Circourt, die beiden Lenormant, Walter Scott, Sir Robert Peel, Longfellow, Ticknor, Senior, Mrs. Somerville, Witte, Max Müller, Mommsen, Gregorovius, Liszt und viele Andere früher wie später Gäste gewesen, und die wenigen Ueberlebenden bewahren den mit mancherlei Kunstwerken geschmückten obern Räumen des Palastes Caetani dankbare Erinnerung.

IV.

Man hätte glauben sollen, Don Michele's öffentliches Leben wäre längst beendet. Dem war jedoch nicht so. Nach dem großen Wechsel, der Einnahme Roms durch die Piemontesen und der obligaten Abstimmung, wurde ihm angetragen, dem in Florenz residirenden Könige Victor

Emanuel das Resultat des Plebiscits zu überbringen. Die Annahme lag nahe, die Antecedentien seiner Familie, welche die päpstlichen Schlüssel in ihrem Wappen führt, seine einstmalige Stellung zu Pius IX., dessen Orden er trug und der ihm Vertrauen bewiesen hatte, sein körperlicher Zustand wären für ihn dreifacher Grund gewesen, den Antrag abzulehnen, wie immer seine politischen Meinungen, seine Anschauungen von Gegenwart und Zukunft sein mochten. Niemand würde es ihm verdacht, Viele Tact und Zartgefühl darin gefunden haben. Er nahm an und ging zum Könige, der die Abstimmung annahm und dem Ueberbringer die Kette des Annunziatenordens umhing. Er hat seinen Entschluß zu rechtfertigen gesucht und seine Gründe, wie immer sie sein mögen, dürfen nicht unerwähnt bleiben. Michele Caetani war Römer in voller Bedeutung des Wortes. Die Größe und Majestät Roms ließ für ihn alle Größe und Majestät verschwinden. Er hatte Recht, indem er bemerkte, wie keine Größe Rom gegenüber bestand. Als bei einer glänzenden Ceremonie ein Piemontese auf sein Wort: dies ist eine Eigenschaft römischer Gebräuche, erwiderte: in Rom ist aber die Zahl der Fremden eine bedeutende, fiel er sogleich ein: die Füße sind verschieden, der Schuh ist derselbe. Den Grund der langen Dauer des Papstthums sah er in dem Umstande, daß es, römische Institution, im römischen Boden Wurzel geschlagen habe. Aus demselben Grunde leitete er gewisse Bedingungen her, deren kein Papst, wie immer er persönlich gesinnt sei, sich

entäußern könne. Als einmal Jemand Leo XIII. ein Juwel nannte, fiel er ein: Ja, ein Juwel, aber im Etui seines Vorgängers. Wie er mit diesem Bewußtsein die Ansicht in Harmonie bringen konnte, das Papstthum könne zu seiner ursprünglichen evangelischen Einfachheit zurückkehren, ist mir nie klar geworden. Als wenn fünfzehn und mehr Jahrhunderte nicht dazwischen lägen! Als wegen seines Verhaltens im Jahre 1871 ein Angriff auf ihn gemacht wurde, schrieb er: „Bonifaz VIII. hat der Papsttiara die dritte Krone, das Symbol der weltlichen Herrschaft, hinzugefügt. Der Herzog von Sermoneta, ein Sprößling seines Stammes, fand diese Krone auf dem Boden liegend, hob sie auf und überbrachte sie dem Könige von Italien, indem er so die Einheit der ganzen Halbinsel vollendete und die letzte fremde Mannschaft verjagte, welche im Namen des Papstes Rom beherrschte. Der Herzog von Sermoneta und sein Ahnherr Onorato Caetani haben in demselben Geiste für das Wohl der Menschheit, die Civilisation und das Christenthum gehandelt. Der Eine hinderte die Türken in ihrer Besiegung Europa's fortzuschreiten, der Andere wollte keine Zuaven, welche zugleich Italien und dem christlichen und bürgerlichen Fortschritt feindlich waren und gewissermaßen den Papst nöthigten, nach den Maximen des Mittelalters zu regieren, statt nach denen einer milderen Zeit.“ Er nannte die Ueberreichung des römischen Plebiscits die einzige Handlung seines Lebens, die genannt zu werden verdiente. Geduld! Konnte er, der Bewunderer

Roms und seiner Majestät, der Bresche der Porta Pia vergessen, durch welche die neue Civilisation in Rom eingezogen war? Geduld! Wäre der „Cousin du Roi“ nun wenigstens consequent geblieben! Aber in verhängnißvollem Wechsel gesellte er sich nachmals nicht nur in der Kammer zu den Gegnern der Regierung, sondern ließ sich bei einem bedrohlichen Anlauf gegen den Quirinal von Malcontentenhäufen mißbrauchen, denen es, zur Erreichung schnöder Zwecke, um Namen und Stellung des durch Geburt und Geist hochstehenden Mannes zu thun war. Hätte sein erstorbenes Auge sich wieder geöffnet, wie würde er sich der Gesellschaft, in der er sich befand, in tiefster Seele geschämt haben!

Ich habe Don Michele Caetani nach diesem Ereigniß, wie überhaupt seit dem Frühling 1871 nicht wieder gesehen. Nicht als hätte ich ihn irgendwie vermieden: mein tiefes Bedauern über das, was mir als ein kläglicher Fall erschien, konnte den aufrichtigen und warmen Antheil, den ich seit so vielen Jahren an ihm nahm, und die dankbare Erinnerung befreundeter Beziehungen nicht tilgen. Zufällige Umstände verhinderten unsere Begegnung. Zu Anfang des Sommers 1875 suchte ich ihn in Florenz auf, wo er eben eingetroffen war, verfehlte ihn jedoch; es war am Vorabend meiner Abreise. Er hatte kurz vorher zum dritten Male geheiratet. Seine treffliche zweite Frau, die in schweren Momenten sein Engel gewesen ist, war im Herbst 1872 langwierig schleichendem Brustleiden erlegen.

Er stand allein — Sohn und Tochter hatten Familie, und wie ihre gegenseitigen Beziehungen waren, konnten sie ihm nicht gewähren, was er bedurfte. Am 27. Mai 1875 vermählte er sich mit Miß Harriet Ellis, Tochter Lord Howards de Walden, den ich einst als britischen Gesandten in Brüssel gekannt hatte. Seine letzten, meist in Florenz verbrachten Jahre haben einen Entschluß, der ein gewagter scheinen konnte, vollkommen gerechtfertigt.

Die neue Herzogin von Sermoneta wußte sich in die Stimmung und die Lage ihres um mehre Decennien ältern Gemals gut zu finden, und sie gewährte ihm den geistigen Beistand, dessen er bedurfte. Ihre Wohnung in Florenz war der aus Dante's Zeit stammende Palast der Mozzi, auf dem linken Arnoufer, an dem Plage, wo am 2. Juli 1273 Papst Gregor X. zwischen Ghibellinen und Guelfen einen ephemeren Frieden schloß, heute Eigenthum einer deutschen Dame, der Prinzessin Wanda zu Schönau-Carolath. Hier verkehrten der Danteforscher Abate Giuliani, ein alter und lieber Correspondent, Luigi Passerini, Angelo de Gubernatis, Carl Witte u. A. mit Michele Caetani, dessen Geist sie auch in seiner körperlichen Behinderung und seinem Alter bewunderten. Er hatte darum aber Rom nicht aufgegeben, und einer seiner letzten Briefe vom 29. September 1882 war an Giuliani gerichtet, worin er diesem schrieb, er habe nicht nach Florenz zurückkehren können, wie es der Wunsch seiner Frau gewesen, da eine hartnäckige Selbstsucht ihn nöthige, Aerzten und Arzneien

sich zu ergeben. „Die melancholische Krankheit, welche meine Verdauung geschwächt hat, ist Ursache, daß ich so abgemagert bin, um Forese, Bonagiunta und unsern andern Freunden des vierundzwanzigsten Gefanges des Purgatorium zu gleichen. Sobald wir können, kommen wir nach Florenz, wo wir bis zum November bleiben und wo ich Sie bei uns wieder einkehren zu sehen hoffe.“ Aber er kehrte nicht an den Arno zurück.

Seine letzten Tage waren nahe. Michele Caetani war ein freisinniger Katholik, aber er war kein Spötter, wie Manche glauben mochten. In ihm fand sich jene Mischung von weltlich flacher Auffassung des Papstthums und von aufmerksamer Erfüllung der religiösen Obliegenheiten seiner Kirche, die wir namentlich bei Vielen seiner römischen Landsleute beobachten. Er verglich das Papstthum mit der römischen Paulskirche. Die alte Basilika, sagte er, war reich in ihrer Armut, die neue ist arm in ihrem Reichthum. Als er dem Könige von Sardinien das Resultat der römischen Abstimmung überreichte und der König ihn frug, ob die Annahme nicht die Gefahr der Excommunication nach sich ziehen könne, soll er geantwortet haben: Majestät, die Excommunication ist eine Sache des Cardinalstaatssecretärs. Seine erste Frau war eine katholische Polin; die Heirat der zweiten, welche der anglicanischen Kirche angehörte, wurde lange durch die Frage des Uebertritts derselben verzögert, wozu diese, ein ernster und besonnener Charakter, sich nur schwer entschlossen hat.

Auch bei der Heirat seines Sohnes bestand er auf Confessionswechsel. Bei seiner eigenen dritten Vermählung war davon nicht die Rede, aber soviel mir bekannt, ist die Ehe nachmals durch päpstliche Dispensation geregelt worden. Seine Frau begleitete ihn regelmäßig zur Messe und Beide besuchten wiederholt mit päpstlicher Erlaubniß die Dominicaner-Nonnen von Sta. Caterina da Siena auf dem Quirinal, die mit der Familie Caetani von Alters her in befreundeten Beziehungen standen und von ihnen mit Wohlthaten bedacht wurden. Auf seinem Todesbette soll er zu seinem Beichtvater Worte gesprochen haben, welche in nachfolgender Fassung verbreitet worden sind: „Ehrwürdiger Vater, ich bin immer ein religiöser Mann, ein gehorsamer und anhänglicher Sohn der Kirche und wahrhaft katholisch gewesen. Ich habe die Kinder geliebt, wie Christus uns geboten hat. Wenn Ihr oder ein anderer mit Er. Heiligkeit reden könnet, so saget Derselben, daß die Zeit der Kirche feindselig ist, Atheismus, Häresie und Wissenschaft sie bekämpfen, und nichts sie kräftigen und wieder erheben kann als Tugend und gutes Beispiel. Der Papst ist ein tugendhafter und gelehrter Mann. Als solcher muß er einsehen, daß, um zur Religion zurückzuführen, die Miliz wie vor Alters mit den Waffen des Glaubens kämpfen muß, denn hier erlangt man nichts durch Schwirren. Viele nennen sich Christen, aber in meinem langen Leben habe ich nur zu sehr erkannt, daß die Zahl der wahren Gläubigen sehr gering ist. Gott hat uns Alle als

Freie geschaffen, und vor ihm sind wir alle gleich. Laßt uns also Gott für die kostbare Gabe der Freiheit Dank sagen, denn ohne die Freiheit des Denkens würde die Tugend ihren Werth verlieren.“ Ich gebe die Worte, wie sie überliefert worden sind, ohne Zusatz und ohne Commentar. Als seine letzten Augenblicke herannahen, empfing er die Sterbesacramente und entschlief ruhig und in vollkommener Fassung am 12. December 1882 in seinem Familienpalast an den Botteghe oscure im achtundsiebzigsten Lebensjahre. Seinem ausdrücklichen Willen zufolge war sein Begräbniß völlig einfach.

Ein glänzender Geist und ein edles Herz, dessen Mängel und Mißerfolge wesentlich durch einen Complex von Umständen erzeugt worden sind, welche der Einzelne schwer, wenn überhaupt zu besiegen im Stande war.

Ratodon Brown.

I.

Venedig und seine Geschichte haben seit Jahrhunderten auf das Ausland die mächtigste Anziehungskraft geübt. Frankreich und Deutschland haben in der Darstellung derselben gewissermaßen um die Palme gerungen, und es ist wol kein Uebermaß von Bescheidenheit, wenn wir unseren Nebenbuhlern in Bezug auf die Bedeutung ihrer Leistungen, wenn auch nicht immer auf deren Geist, den Vorrang zugestehen. Wenn wir Saint-Réals kleines historisches Gemälde, dessen Zeichnung und Colorit vielleicht mehr vom Roman als von der Geschichte an sich haben, beiseite lassen, so haben wir Amelot de la Houssaie und Laugier, Daru und Galibert, de Mas Latrie und de Cherrier, Armand Baschet und Priarte, und für die neueste Geschichte de la Forge und Henri Martin zu nennen, Autoren von verschiedenem Werthe, wie von verschiedener Gesinnung, welche aber immerhin in der historischen Literatur eine angesehenere Stelle einnehmen. Deutschland ist nicht arm an Namen, die denselben an die Seite zu stellen sind, aber keiner unserer

Autoren außer Lebret hat Venedigs Gesamtgeschichte zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht. Ob Marcus Welser Verfasser der vielbesprochenen Streitschrift über Venedigs Unabhängigkeit ist, mag unentschieden bleiben. Siebenkees, Raumer, Ranke, Tafel, Thomas, Hopf, Cornet, Steinbüchel, Ufrörer, Herquet, Simonsfeld, wahrscheinlich Andere noch, deren Namen mir entgehen, haben einzelne Perioden und Vorfälle, einzelne Institutionen und Anstalten, Politik und Handel, Terraferma und überseeische Provinzen behandelt. Die englische Literatur steht denen der beiden Nachbarländer nach. Aber England, welches seinen großen Dramatiker und Thomas Otway, wie in unsern Tagen Lord Byron als Verherrlicher Venedigs in die Schranken führt, hat unter seinen Söhnen in diesem Jahrhundert einen Mann gezählt, welcher der Republik von Sanct Marcus, der Geschichte wie den Localitäten, ein Interesse gewidmet, eine Anhänglichkeit bewiesen hat, wie es wol nur selten in ähnlichem Maße vorgekommen ist.

Rawdon Brown gehörte einer achtbaren und begüterten, obgleich nicht reichen, wenn ich nicht irre schottischen Familie an und war am 25. Januar 1806 geboren. Es ist mir nicht bekannt, unter welchen Umständen er in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre nach Venedig kam, und was ihn zunächst veranlaßte, die Stadt zu längerem Aufenthalte zu wählen. Der Eindruck den sie auf ihn machte, das Interesse das sie in ihm weckte, müssen von vorneherein überaus groß gewesen sein. Der Eifer mit dem er

sich historischen Studien widmete, die Richtung welche diese Studien nahmen, geben vollgiltiges Zeugniß davon. Seine ganze Individualität, wie sie sich bis zu seinen letzten Zeiten lebendig in ihm ausgesprochen hat, zog ihn vielmehr zur Befriedigung der Wißbegierde eines kenntnißreichen und gebildeten Mannes, als zu gründlichen Studien zu einem ernstlichen literarischen Zwecke, aber die von diesen Studien genommene Richtung verräth ein richtiges Erkennen und eine wissenschaftliche Tendenz, die ihn von den bloßen Curiositäten-Janählern auf historischem Felde streng unterscheiden. Das geschichtliche Détail, sei es daß Politik oder Sitten in den Vordergrund treten, zog ihn augenscheinlich mehr an, als die großen Linien welt-historischer Ereignisse und Combinationen, aber er vereinigte diese Vorliebe mit emsigem Forschergeiste und mit unermüdllichem Fleiße, dessen Ergebnisse sich im Laufe der Zeiten zu einer Fülle und allmählichen relativen Vollständigkeit gestalteten, welche ihm dann auch die Anschauung der beherrschenden Verhältnisse vermittelten. Schon die Wahl des Feldes, auf welchem er seine Forschungen begann, spricht für sein richtiges Erkennen eines Bedürfnisses der historischen Literatur. Es fehlte viel daran, daß er der erste gewesen wäre, der die Bedeutung der Diarien Marino Sanuto's für venetianische und italienische Geschichte nicht bloß, sondern für die ganze gleichzeitige erkannt hätte; denn die stattliche Reihe von Bänden der Aufzeichnungen dieses unermüdllichen Sammlers und einsichtsvollen Redacteurs von

Mittheilungen aller Art, auf welche der damalige erste Bibliothekar von Sanct Marcus, Pietro Bettio, ihn aufmerksam machte, waren bereits von Vielen, Einheimischen wie Ausländern, für einzelne Partien und Zwecke untersucht worden. Emanuel Cicogna hatte in seinem Werke über die venetianischen Inschriften, dessen erster Band im Jahre 1827 vollständig erschien, gezeigt, welchen Nutzen man aus den Diarien schöpfen konnte, und Leopold Ranke hatte in seinen Römischen Päpsten für die Zeiten Alexanders VI. und Julius' II. reichlichen Gebrauch von den nur in denselben uns aufbewahrten Auszügen aus den Relationen der Botschafter beim päpstlichen Hofe gemacht. Selbst Cicogna aber, der fleißigste Sammler von Nachrichten aller Art über venetianische Geschichte, welchen unsere Zeit gekannt hat, ist vielleicht von dem Engländer an planmäßiger Durchforschung der achtundfünfzig bis zu Sanuto's Tode reichenden Foliobände des Chronisten des 16. Jahrhunderts übertroffen worden.

Im Jahre 1837 trat der erste Band der „Ragguagli sulla vita e sulle opere di Marin Sanuto detto il juniore Veneto Patrizio“ ans Licht, welchem im nächsten Jahre der zweite und dritte folgten. Der Herausgeber nannte sich nicht auf dem Titel, auf welchem bloß zu lesen ist, daß diese Bände dem Nobile Jacopo Vincenzo Foscarini von der Freundschaft eines Fremden gewidmet sind. Es ist eine Blumenlese von Nachrichten, Anekdoten, Excerpten, Notizen aller Art, ohne andere Ordnung, als die der

Bände denen sie entlehnt sind, im Originaltext, aber mit eingestreuten Anmerkungen und kurzen verbindenden Commentaren. Das Werk hat eine entschieden dilettantische Form, und man merkt demselben die individuelle Liebhaberei des Autors an, aber es offenbart schon ein offenes Auge für Wissenswerthes und Bedeutendes, das man größtentheils nicht in strengeren Geschichtswerken findet, während ein ausführliches Register — ein Vorzug, welchen es mit allen Publicationen seines Verfassers theilt — ihm einen nicht zu unterschätzenden Werth verleiht. Sanuto's Diarien waren zu jener Zeit in der St. Marcusbibliothek nur in der nicht überall ganz genauen Copie vorhanden, welche Francesco Doná im Jahre 1817 seiner Vaterstadt vermacht hatte, während das Original sich in Wien befand, von wo es später (1866) im Austausch mit besagter Copie nach Venedig zurückgeführt ist.

Rawdon Brown blieb seinem Sanuto treu.

Im Jahre 1847 ließ er zu Padua dessen „Itinerario per la Terraferma Veneziana nell' anno 1483“ drucken — eine Schrift, welche durch die anschaulichen Schilderungen der Localitäten und namentlich der befestigten Plätze um so mehr Interesse gewinnt, als die Zeit der Wanderung die des Krieges um Ferrara ist, in welchen die Mehrzahl der italienischen Staaten aus Anlaß des Haders der Republik mit dem Hause Este verwickelt wurde. Im Jahre 1854 zeigte er, daß er in der Geschichte seiner eigenen Heimat kaum minder gut bewandert war, als in derjenigen

Benedigs. Seine beiden Bände von ausführlichen Auszügen und Uebersetzungen der Gesandtschaftsberichte Sebastian Giustinians, welcher die Republik von Anfang Januar 1515 bis zum Sommer 1519 am englischen Hofe vertrat, unter dem Titel „Four years at the court of Henry VIII.“ verbreiten helles Licht über politische Ereignisse, Verhältnisse und Beziehungen, über Personen aller Nationen und Stände, über Sitten und Gebräuche und die Zustände des Landes in den Jahren, welche die glücklichsten dieses Königs waren, und die Zeit des Aufstrebens der jugendlichen Herrscher Franz I. und Carl V. Die Fülle von Nachrichten jeder Art, die in den Anmerkungen enthalten ist, ist ganz außerordentlich, und James Anthony Froude verdankt diesem Buche eine Menge Détails, welches aber hier mit einer vollständigen Abwesenheit von vorgefaßten Meinungen, Zuneigung und Abneigung gegeben wird, die man vergebens bei dem neuesten Historiker Heinrichs VIII. sucht.

Das letztgenannte Werk hat wol den nächsten Anlaß zu dem Auftrage geboten, welcher die vieljährigen unermüdeten Forschungen des Engländers im Interesse seiner Heimat zu verwerthen bestimmt war. Im Jahre 1856 begann die Publication der Regestenbände, welche die britische Archivcommission unter der Direction des obersten Vorstehers der Staatsarchive (Master of the Rolls), Sir John Romilly, den von ihr ausgegangenen zahlreichen Drucken von Staatspapieren und historischen Schriftstücken

aller Art anzureihen beschlossen hatte. Heute, nach beinahe drei Decennien, liegen von diesen Calendars of Statepapers in ihren beiden Serien für innere und auswärtige Angelegenheiten zahlreiche Großoctavbände vor, für den Geschichtschreiber unentbehrlich, ausführlicher als unsere deutschen Regestenbände zu sein pflegen, wenn auch nicht immer nach den strengen, seit Böhmers Vorgang bei letzteren eingeführten Normen bearbeitet. Der erste Band von Rawdon Browns „Venetian Calendar“, der die Jahre 1202 bis 1509 umfaßt, erschien 1864. Diesem Bande sind fünf andere, von denen der letzte in zwei Abtheilungen durch eine dritte abgeschlossen werden soll, gefolgt, welche die Geschichte gedachter Beziehungen, mit Einschluß derer zu Norditalien überhaupt, bis zum Jahre 1558 — Zeitpunkt des Todes der Königin Maria Tudor — führen. Wenn man bedenkt, daß, mit Ausschluß eines einzigen, diese mächtigen Bände dem Zeitraume eines halben Jahrhunderts gewidmet sind, so begreift man, welche Masse von Detail politischer und commerzieller Natur, Auszüge aus Relationen, Depeschen, Briefen, Flugblättern und Druckfachen aller Art, hier aufgehäuft ist. Die umfassende Kenntniß der Zeit und des riesenhaften in dem Archive der Frari gesammelten, durch Mittheilungen aus anderen oberitalischen Sammlungen vervollständigten Materials, und ein ausdauernder Fleiß, wie er nicht allzuoft angetroffen wird, waren nöthig, um alles das zu bemeistern und das Wissenswerthe von dem vielen Ballast zu sondern. Von

verschiedenen Seiten, nicht bloß von Venetianern, sondern auch von Ausländern, ist die Bemerkung gemacht worden, daß es weit wünschenswerther wäre, wenn wir diese Auszüge, die nicht selten ganze Seiten füllen, mit den Worten der Originale statt in Uebersetzungen hätten; eine Bemerkung, welche der Richtigkeit nicht entbehren würde, wenn man die Wahl zwischen der gegenwärtigen Form der Mittheilungen und einer anderen gehabt hätte, während nur erstere dem maßgebenden Plane der londoner Commission entsprach und entsprechen konnte. Alles in Allem betrachtet, dürfen wir uns glücklich schätzen, daß Rawdon Brown und Armand Baschet ihren Landsleuten und der gesammten Gelehrtenwelt so vieles zugänglich gemacht haben, was man ohne ihre Arbeiten mühsam suchen müßte.

Der Herausgeber hat dem ersten Bande seines Sammelwerkes eine ausführliche Einleitung über die venetianischen Archive vorgefetzt, von welcher zu Venedig im Jahre 1865 eine vielfach bereicherte italienische Uebersetzung von dem Abate Rinaldo Fulin erschienen ist. Ein Mann, der die Geschichte seiner Heimat, die politische wie die der Civilisation, wie Wenige kannte und vor mehr als dreißig Jahren einen vortrefflichen Abriß derselben lieferte, Graf Agostino Sagredo hat dieser Uebersetzung einen Vorbericht beigelegt, worin er die Verdienste dieser Arbeit, welche auch den Venetianern selbst zugute kommt, mit Wärme anerkennt. Auch den anderen Bänden des Calendar gehen Einleitungen voraus, welche die in den-

selben behandelte Zeit in allgemeinem Umriß erläutern. Brown hat sich nicht auf die in diesen Bänden mitgetheilten Materialien beschränkt. In der „Quarterly Review“ veröffentlichte er ausführliche Auszüge aus dem Diarium und den Depeschen der venetianischen Botschafter am Hofe König Jakobs I. in den Jahren 1617 und 1618, eine Arbeit, von welcher man gerne eine besondere Ausgabe hätte. Die britische Archiv-Verwaltung hat nicht weniger als 126 Bände von Copien und Excerpten venetianischer Documente und Papiere aus späteren Zeiten von ihm erhalten, welche der Einsicht zum Behufe historischer Arbeiten zugänglich sind, und deren Nutzen ganz neuerdings von S. R. Gardiner in seiner werthvollen Geschichte Englands unter König Jakob I. und Carl I. anerkannt worden ist.

Nicht auf diese in ihrer Art großartigen Arbeiten hat Rawdon Brown sich beschränkt, sondern er hat auch viele Zeit auf einen Gegenstand verwandt, von dem man schwerlich urtheilen wird, daß er solchen Zeitaufwandes würdig war. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, nachweisen zu können, daß Cervantes' Don Quijote eine Satire auf König Philipp's III. allmächtigen Günstling Lerma sei. Man macht sich kaum einen Begriff von der Mühe, mit welcher er Charakterzüge, Anekdoten, Notizen aller Art aus den entlegensten Vierteln herbeigeht hat, um diese feltjame Meinung zu unterstützen. Wie es in solchen, auch desperatesten Fällen geschieht, hat er einzelnes gefunden, was seinem

Zwecke dienen zu können scheint, aber er hat wol nur sehr Wenige, wenn überhaupt Jemand, von der Wahrheit seiner These durch die Mittheilungen überzeugt, die er unter dem Titel: „Schlüssel für die Charaktere der historischen und politischen Satire des Don Quijote“ in dem londoner Wochenblatt „Athenäum“ von seinen Lucubrationen gemacht hat. Der kenntnißreichste ausländische Darsteller spanischer Literaturgeschichte, George Ticknor, hat in den späteren Ausgaben seines bekannten Werkes dieser Hypothese mit keiner Sylbe erwähnt. Bessern Grund möchte Browns Vermuthung haben, daß die Geschichte des Othello, wie sie zunächst aus der Novelle Giraldi Cinthio's hervorgegangen ist, mit dem Christofalo Moro, Commandirenden auf Cypern, zusammenhängt, worauf auch Carl Simrock in seinen „Quellen des Shakespeare“ nach dem Vorgange des englischen Forschers hinweist.

II.

Ich lernte Rawdon Brown im Juni 1843 kennen. Er bewohnte damals die kleine aber pittoreske Ca Ferro am Canal Grande, welche er später mit dem vormaligen Hause der Familie Guffoni, gegenwärtig Casa della Vida, an dem oberen Theile dieses Canals in der Nähe des Ponte Noale vertauschte. Seine Bekanntschaft verdankte ich der Familie der durch ihre mathematisch-physischen Studien bekannten Mrs. Somerville, die sich für längere Zeit

in Venedig niedergelassen hatte. Er war damals sehr heiter und gesellig, und seine Beziehungen zu Einheimischen wie zu Landsleuten waren sehr zahlreich. In venetianisches Leben und Sitte hatte er sich bereits ganz eingewohnt, und während seine wiederholten Besuche in der Heimat seine Verbindung zu derselben stets lebendig erhielten, wurde er doch mehr und mehr zum Venetianer. Alles, was von ausgezeichneten Engländern nach der Marcusstadt kam, wandte sich an ihn um Anleitung und Belehrung. Intime Freundschaft hat ihn mit manchen seiner Landsleute verbunden, mit den Brüdern Cheney, von denen der eine, Edward, vertrauter Genosse der letzten Fox-Holland, bei denen ich ihn in Hollandhouse im Sommer 1862 zuletzt gesehen habe, sich viel mit historisch-archäologischen und Kunststudien beschäftigt hat; mit John Ruskin, dem geistvollen, obgleich nicht selten paradoxalen Verfasser der „Stones of Venice“; mit Sir William Stirling Maxwell, dem Historiker des Klosterlebens Karls V. und der spanischen Kunst, dessen im Januar 1878 in Venedig erfolgter Tod Brown tief betrückte, und mehren Anderen. Lord Leveson der jetzige Graf Granville, Sir Henry Austen Layard, welcher für die Publicationen der Arundelgesellschaft in Venedig viel gearbeitet und die Stadt so lieb gewonnen hatte, daß er daselbst, als Gesandter in Madrid, ein Haus erwarb, in welchem er, von seinen Kunstschätzen umgeben, seine späten Jahre zuzubringen gedachte; der General Sir Frederick Adam, der in seiner vieljährigen Stellung als

Lord-Obercommissär der Ionischen Inseln venetianische Zustände alter Zeiten vielfach kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, Sir Roderick Murchison, der verdiente Geologe, Horace Walpole Graf von Orford, und wer weiß wie viele andere seiner ausgezeichneten Landsleute nahmen ihn in Anspruch. Mit der ebenso zahlreichen wie distinguirten Gesellschaft, welche namentlich von den dreißiger Jahren an Venedig belebte und die nach langem Verfall aufblühende Stadt noch einmal an den Glanz vergangener Zeiten erinnern ließ, war er im besten Verhältnisse. Die guten Seiten der österreichischen Verwaltung, welche ungeachtet mancher tiefliegenden Contraste hier nicht mit der systematischen Opposition der Mailänder und anderen Lombarden zu kämpfen hatte, hat er immer offen und dankbar anerkannt. Es ist allmählich stiller um ihn geworden. Der Wechsel politischer Verhältnisse, die Bedrängnisse, denen die Stadt unterlag, die fortschreitenden Jahre und die davon unzertrennlichen Verluste alter Freunde, alles dies wirkte zusammen, und wenn es ihn nicht verdüsterte, stimmte es ihn doch herab. Auf andere Gründe solcher Verstimmung werde ich noch zu sprechen kommen.

Sein Leben war einfach und höchst regelmäßig. Den ganzen Vormittag arbeitete er, theils im Archiv oder in der Marcusbibliothek, theils zu Hause. Nachmittags, wenn nur das Wetter es erlaubte, fuhr er in kleinem Kahn, größtentheils selbst rudern, den Canal Grande hinab nach dem Lido, badete dort in der See, ruderte nach Hause und

besuchte Abends gewöhnlich den Marcusplatz, diesen von einer heiteren, aber nicht lärmenden Menge gefüllten leuchtenden Festsaal, dem nichts auf der Welt gleichkommt. Er war äußerst mäßig bei Tische, aber seine Küche war vorzüglich, und gastfrei sah er durchreisende Freunde gern bei sich. Bis in hohes Alter blieb er, wenig über Mittelgröße, blond und von heller Gesichtsfarbe, körperlich frisch und gelenk, und Niemand sah ihm die Jahre an, deren Spuren äußerlich wenig an ihm zu bemerken waren.

III.

Browns Wohnung in Casa della Vida, mit dem weiten Blick über den prächtigen Canal, war ein wahres Museum. Die Mitte derselben nahm einer der großen Säle ein, wie sie den Gesellschaftsraum venetianischer Paläste zu bilden pflegen, mit der dreigetheilten Fenstergruppe, die das volle Licht einläßt, mit dem marmorähnlichen Estrich, mit der getäfelten Decke. Eine reiche, täglich sich mehrende Bibliothek, namentlich von historischen und kunstgeschichtlichen Werken, Porträts, Genre- und Costümbilder, unter denen zahlreiche Darstellungen alter venetianischer Sitte, wie die anmuthigen und ergötzlichen Compositionen Pietro Longhi's, welche heute talentvolle, an Zeichnung und Colorit, wenn nicht an Berve und Naturwahrheit dem Maler des vorigen Jahrhunderts überlegene Nachfolger finden, Porzellane und Majoliken, Tapeten und Stickereien, Kunstsachen und historische Curiositäten aller Art in bunter Abwechslung füllten

den Saal und das an denselben stoßende geräumige Bibliothek- und Arbeitszimmer. Es herrschte keine Unordnung, aber doch jenes malerische Durcheinander, welches den Liebhaber von dem Besitzer eines eigentlichen Cabinets von Merkwürdigkeiten, aber auch von dem Bric-à-Brac-Händler unterscheidet. Hier hat er Jahre nach Jahren gelebt, ein nicht gleichgiltiger, aber ruhiger Zuschauer der Geschichte der Stadt, für die er die wärmste Neigung hegte, des „Volks von Königen“, dessen gute Seiten er warm anerkannte, dessen Schwächen er ohne Härte noch Spott zugestand.

Wie er die geschichtlichen Beziehungen seiner Heimat zu der Republik verfolgte, haben wir gesehen. Nichts von dem, was dieselben betraf, ließ er außer Acht. Er war es, der den Grabstein jenes Thomas Mowbray, ersten Herzogs von Norfolk, auffand, welchen die Wirren der ruhelosen Regierung König Richards II. ins Exil trieben und der im Jahre 1398/99 in Venedig starb, wie Shakespeare in seiner Tragödie, die den Namen des unglücklichen Königs führt, mit beredten und gefühlvollen Worten berichtet. Mowbray's Nachkomme, Thomas Howard, ließ im Jahre 1532 die sterblichen Reste des Verbannten nach England bringen, wohin drei Jahrhunderte später der Grabstein wanderte, der in einem Winkel bei der Marcuskirche geblieben war. Aus den Acten des venetianischen Archivs publicirte Brown ein Kleinfolioheft mit Facsimiles englischer Actenstücke und Unterschriften, welche mit einem

Staatsbriefe König Heinrichs VIII. vom Jahre 1523 beginnen und mit einem Schreiben des Herzogs von York, nachmaligen Königs Jakob II., von 1660 endigen, während die Mehrzahl der Papiere sich auf die Umwälzungen des siebzehnten Jahrhunderts bezieht. Längere Zeit hindurch war er mit Untersuchungen über die Geschichte des englischen Kriegsmannes beschäftigt, der sich von niederem Stande, es heißt vom Schneiderhandwerk, zu geachteter und gefürchteter Stellung als Führer von Soldtruppen aufschwang und Ober- und Mittelitalien mit dem Schrecken seines Namens füllte: jener Sir John Hawkwood, der Giovanni Aguto der toscanischen Chroniken, der seine späten Jahre als Generalcapitän der Republik Florenz verbrachte und durch ein großes Fresco, sein Reiterbildniß, im Dome der Arnostadt geehrt ist. Im ersten Bande des Calendar, sowie in L. Dfio's Sammlung von Schriftstücken aus dem mailänder Archive von San Fedele finden wir viele Briefe Hawkwoods, dessen ungewöhnliche Geschicke während seiner langen kriegerischen Laufbahn in Italien auch den seltsamen Umstand aufweisen, daß er, in mehr als reifen Jahren, Witwer mit mehreren Kindern, 1377 eine natürliche Tochter Bernabò Visconti's, des blutig-gewaltthätigen Beherrschers von Mailand, Namens Donina heiratete, um dann später in bitterste Feindschaft mit dem Schwäher zu gerathen. Ein anderer Landsmann Hawkwoods, wie Brown für venetianische, für florentinische Geschichte mit wahrer Passion thätig, wenn auch nicht, wie dieser, eifrig schrift-

stellernd, John Temple Leader, der Wiedererbauer des Castells von Vincigliata bei Fiesole, hat für eine Biographie des Kriegsmannes mancherlei Material gesammelt. Brown hatte Antheil an dem schönen Auftrage, welchen Ruskin dem damaligen Bibliothekgehilfen, heutigen Unterbibliothekar der Marciana, G. B. Lorenzi, gab, die Urkunden der bis zu jüngsten Zeiten sehr verworrenen und theilweise fabelhaften Geschichte des Dogenpalastes zu sammeln — ein Werk, dessen erster starker Quartband, bis zum Jahre 1600 reichend, 1869 erschien. Wenn es bei diesem Bande blieb (wie mir Brown sagte, weil sein Landsmann und Freund, durch die geringe Theilnahme verstimmt, die bedeutenden Kosten der Fortsetzung nicht mehr tragen wollte), so müssen wir uns damit trösten, daß der wirklich wichtige Theil der Documente uns nun gedruckt vorliegt.

Ob er zu der seltsamen Publication eines anderen Landsmannes gerathen hat, vermag ich nicht zu sagen. Es ist die Sammlung der Decrete der venetianischen Regierung über das Courtisanenwesen, welche Graf Orford im Jahre 1880 privatim drucken ließ: es heißt um zu zeigen, daß die oft vernommene Geschichte von dem den losen Schönen ausgestellten Belobigungsdecret („le nostre benemerite p—e“) eine wer weiß ob scherz- oder böshafte Erfindung ist. Welchen schlimmen Ruf die öffentliche Moral in Venedig im vorigen Jahrhundert hatte, wie es gegen das Ende der Republik in der Stadt der Casano-

va'schen Memoiren und der Goldoni'schen Komödien, der Canaletto'schen Prospective und der Longhi'schen Scenen ausjah, die uns vom Ridotto zum Wochenbette führen, ist nur zu bekannt. Die Schrift des vormaligen Archivdirectors Fabio Mutinelli, welche unter dem Titel „Memorie storiche degli ultimi cinquant' anni della Republica Veneta“ im Jahre 1854 erschien, würde auf geringeren Widerspruch gestoßen sein und weniger Aergerniß veranlaßt haben, wenn dem Schlimmen das Gute zur Seite gestellt wäre, statt daß jetzt die Sünde Chams bei dem Autor nur zu offenbar ist. Wie die geringe Brüderie in der hohen Gesellschaft mit heiterem Witz Hand in Hand ging, zeigt die, ich weiß nicht ob und wo sonst mitgetheilte, Geschichte einer Prinzessin Gonzaga, welche so unzweideutigen Ruf hatte, daß keine der Patricierinnen der Marcusstadt sie bei ihrer Ankunft in Venedig officiell zu präsentiren wagte. Endlich sagte eine Dame aus vornehmstem Geschlechte, die Procuratorin Tron, die einen aus der Dogengeschichte des fünfzehnten Jahrhunderts bekannten Namen trug: „Nun wol, refüsiren alle, so stelle ich sie vor.“ Gesagt, gethan. „Meine Damen“, so lautete die Anrede, „hier ist die Prinzessin Gonzaga. Sie ist aus einer illustren Familie, dafür verbürge ich mich. Was das Uebrige betrifft, so bürge ich weder für sie, noch für euch, noch für mich.“ (Quanto al resto, non rispondo nè de lei, nè de voi, nè de mi.)

IV.

Rawdon Brown war ein treuer Freund und ein äußerst gefälliger. Vielen, sehr Vielen ist seine Kenntniß Venedigs, nebst seinen literarischen Schätzen, mit denen er nie geizte, zugute gekommen, während seine anspruchslose, aber herzliche Gastfreundschaft Manchem den Aufenthalt in der wundervollen Stadt verschönt hat. Aber er war über die Maßen reizbar und konnte seine Empfindlichkeit, wenn diese einmal erregt war, ebenso wenig meistern, wie er sich wieder umstimmen ließ. Mit seinem vorrückenden Alter wurde das Uebel schlimmer, und er entfernte sich mehr und mehr von literarischen Bekannten, auch wenn sie nicht die geringste Absicht gehabt hatten, ihm entgegenzutreten oder auch nur darum wußten, daß sie ihm mißfallen hatten. So wurde es um ihn immer stiller, und ich glaube, er ist nur mit dem Archivdirector Grafen Girolamo Dandolo und dem auch in Deutschland in ehrenvollem Andenken gebliebenen Oberbibliothekar der Marciana Ab. Valentinelli bis an ihr Ende in ungestörtem freundlichen Verkehr gestanden. Er war voll von whims and oddities, und diese steigern sich bekanntlich mit den Jahren. Ich weiß nicht, was die zur Herausgabe der Diarien Marin Sanuto's gebildete Commission: R. Fulin, R. Barozzi, F. Stefani, G. Berchet — gegen ihn peccirt hatte, aber es ist ein eigenthümliches Factum, daß der Mann, welcher sich um den berühmten Annalisten so sehr

verdient gemacht und das von diesem bewohnte Haus mit einer Inschrift geschmückt hatte, unter der Zahl derjenigen fehlte, welche den Druck seines Werkes durch ihre Unterschrift förderten, während er in einem ohne seinen Namen erschienenen, aber von ihm herrührenden Schriftchen (*Il navigatori al polo artico*, Venedig 1880) statt des gedruckten Textes des Sanuto das Manuscript citirte. Er nahm die Wahl zum Ehrenmitgliede der im Jahre 1876 begründeten Deputation für venetianische Geschichtstudien an, aber er hat sich, so viel mir bekannt, weder an deren Publicationen noch an dem von Fulin herausgegebenen „*Archivio Veneto*“ betheiligt. Er hat es dem gegenwärtigen Archivdirector Bartolommeo Cecchetti nie vergessen, daß dieser ihn vor Jahren einfach als „*Sammler*“ (*raccoglitore*), wenn auch als einen unermüdlichen, bezeichnete. Er konnte sich nicht darüber zufrieden geben, daß Ferdinand Gregorovius die in seinem Besitze befindlichen ferraresischen Schüsselfeln mit einem Frauenkopfe, in welchem er das Portrait der Lucrezia Borgia erkannte, der er wirklich ähnlich sah, und die er, eine etwas kühne Annahme, für Malereien Herzog Alfonso's hielt, in seinem Buche über die Tochter des Papstes nicht gehörig gewürdigt hatte, und ich habe seine Beschwerde auch nach Jahren wiederholt vernehmen müssen, indem selbst der Wortlaut der italienischen Uebersetzung ihn erzürnte. Beinahe vier Decennien hindurch war ich, nahe wie ferne, mit ihm im freundlichsten Vernehmen geblieben, und bei meinen oftmaligen Besuchen in

der Lagunenstadt war der Umgang mit ihm mir stets ein lieber und erspriesslicher. Endlich im Jahre 1880 kam die Reihe des Verdrußes auch an mich. Er hatte im dritten Bande seines Calendar aus den Depeschen Gasparo Con-
tarini's herausgelesen, daß Margarethe von Oesterreich, Kaiser Karls V. Tochter, nicht die Tochter eines belgischen Teppichwirkers sondern eine edle Vicentinerin oder Veronesin, die Tochter eines Grafen Girolamo Rogarola, zur Mutter gehabt habe und in Valladolid geboren sei. Mit Untersuchungen über das Leben dieser merkwürdigen Frau, namentlich in Bezug auf ihren wiederholten Aufenthalt in Italien beschäftigt, war ich, wie alle Uebrigen die sich der Erforschung der betreffenden Umstände gewidmet haben, zu einem ganz verschiedenen Resultate gelangt. Unter namentlicher Benutzung der die Daten der vlämischen Archivisten resümirenden Ausführungen des trefflichen Generaldirectors der belgischen Archive, Herrn Gachard, in dessen Einleitungen zu den in den Jahren 1867 und 1870 in Brüssel erschienenen beiden Bänden der „Correspondance de Margueritte d'Autriche avec Philippe II“ legte ich diese Resultate in einem längern, für das florentiner „Archivio storico italiano“ bestimmten Aufsatze dar, worin ich der Brownschen Hypothese mit möglichster Rücksicht auf den verdienten und befreundeten Verfasser entgegentrat. Der Aufsatz war unter der Presse, als ich im Juni 1880 mit Brown darüber sprach, bei welchem ich mit dem Grafen Giberto Borromeo speiste. Er flammte sogleich auf,

wollte von feinen Gründen hören, verwarf kurzweg alle belgischen Autoritäten und druckte beinahe unmittelbar darauf, im Juli, ein Heftchen in italienischer Sprache mit den betreffenden Auszügen aus Contarini's Depeschen. Aus diesen ging aber nichts anderes hervor, als daß man in Madrid zu Anfang 1524 von einer vor achtzehn Monaten in Valladolid gebornen natürlichen Tochter des Kaisers sprach, und daß Carl V. einem von der venetianischen Regierung verbannten Rogarola, dessen Familie schon von Kaiser Maximilians Zeiten her in vertrauten Beziehungen zum Hause Habsburg stand, Unterstützung in seiner Bedrängniß gewährt und einer seiner Töchter eine Mitgift ausgesetzt hatte. Ich äußerte gegen Brown schriftlich das Bedauern, daß er meine Arbeit nicht abgewartet und Gachards freundliches Anerbieten seiner Publicationen nicht angenommen habe, worauf er mir erwiderte, das baldige Erscheinen meines Aufsatzes sei für ihn ein zweifacher Grund gewesen, mit seiner Broschüre zu eilen. Gachard hat in der Einleitung zum dritten, im Jahre 1881 erschienenen Bande der gedachten Correspondenz die Umstände recapitulirt und den völligen Ungrund von Browns willkürlicher Hypothese und seine Trugschlüsse, im Hinblick auf die zahlreichen unverwerflichen Zeugnisse belgischer Documente, betont. Wenn Carl V. eine natürliche Tochter in Spanien hatte, von der übrigens, soviel man weiß, sonst Niemand geredet hat und deren Existenz ganz problematisch ist, so kann es sich nicht um Margarethe handeln.

Brown, der in seinen Vermuthungen ebensoviele Thatfachen sah und sogar die Zeit anzugeben wußte, in welcher die Italienerin ihren Namen in den vlämischen „van Gheinst“ umwandelte, hat sich bei der Sache nicht beruhigt, aber auch seine in Madrid angestellten Nachforschungen sind, wie zu erwarten stand, erfolglos geblieben. In Belgien haben hinwieder spätere Forschungen die Ergebnisse der früheren vollkommen bestätigt.

Sein letztes an mich gerichtetes Schreiben vom Spätherbst 1880 verrieth eine zitternde Hand, die ich bis dahin nicht an ihm bemerkt hatte. Im folgenden Jahre verletzte er sich, auch am Kopfe, durch einen Sturz auf der Treppe. Auf eine von mir an ihn ergangene literarische Anfrage ließ er mir durch einen jungen Archivbeamten, der ihm bei seinen Arbeiten zur Hand war, antworten, indem er sich durch seinen leidenden Zustand entschuldigte. Lange hatte ich nichts von ihm vernommen, bevor ich die Nachricht seines am 25. August 1883 im Alter von 77 Jahren zu Venedig erfolgten Todes erhielt. So ruht nun auch er in „that pleasant country's earth“, wie der Bischof von Carlisle in „King Richard II“ von dem auf der Heimkehr aus dem gelobten Lande gestorbenen Thomas Mowbray jagt. Seine treue Anhänglichkeit an die Erinnerungen der Sanct Marcus-Republik, „del senno uman la più longeva figlia“, bethätigte er noch auf dem Sterbelager in rührender Weise, indem er ein Banner derselben zum Leichentuch wählte. Viele werden ihn vermißt, Viele seinen

Verlust beklagt haben, denn seine Schwächen verschwinden vor seinen trefflichen Eigenschaften und Verdiensten. Wenige sind ihm in der Kenntniß vieler Partien der Geschichte Venedigs, sehr Wenige in der Förderung literarischer und wissenschaftlicher Interessen in den Beziehungen zweier Länder gleichgekommen.

Mit ihm ist beinahe der letzte derjenigen heimgegangen, die ich aus früheren Jahren her in der Lagunenstadt kannte und namentlich im September 1847, bei Gelegenheit der letzten italienischen Gelehrtenversammlung, beinahe drei Wochen lang dort täglich sah. Es war eine festliche Zeit, und obgleich es an Vorbedeutungen kommender Zerwürfnisse und Unruhen nicht fehlte, überwog doch der Genuß des vielen Schönen und Guten, welches die lange Friedenszeit ringsum aufgehäuft hatte. Um nur die klangvollsten Namen derjenigen zu nennen, welche Venedig selber oder nächsten Nachbarstädten angehörten, fehlen heute Jacopo Cagianca, Giuseppe Cadorin, Luigi Carrer, Emanuel Cicogna, Graf Andrea Cittadella, Tommaso Gar, Vincenzo Lazari, Daniele Manin der Dictator von 1848, und sein Namensvetter, der aber nicht sein Verwandter, sondern Nefte des letzten Dogen war, Graf Leonardo Manin, Graf Francesco Miniscalchi Grizzo, Lodovico und Valentino Pasini, Samuel Romanin, Graf Agostino Sagredo, Pietro Estense Selvatico, Giuseppe Valentinelli. Aus der großen Zahl unserer deutschen Landsleute sind Leopold v. Buch, Leo v. Klunze, Carl Friedrich Neumann, Carl

Ritter, Anton v. Steinbüchel, Heinrich Stieglitz zu nennen, letztere beide einheimisch geworden in Venedig. Und endlich waren von den Mitgliedern hoher und höchster Stände anwesend Erzherzog Rainer der vieljährige Vicekönig Lombardo-Venetiens, und seine hoheitblickende Gemalin, Königin Carl Alberts von Sardinien Schwester; die Herzogin von Berry und der damalige Obercommandirende der kaiserlichen Marine, Viceadmiral Erzherzog Friedrich, einer der tapfern Mitkämpfer bei St. Jean d'Acrc im Spätherbste 1840, welche beide ihre schönen Paläste am Canal Grande bewohnten. Mit ihnen Graf Anton Palffy, damaliger Statthalter, eine Stellung, welcher der Aufstand im folgenden Frühling ein jähes Ende bereitete, Marschall Marmont Herzog von Ragusa, Graf Ludwig Ficquelmont, Militär, Staatsmann und politischer Schriftsteller, der Feldmarschalllieutenant Camillo Bacani, als Militärhistoriker vorthcilhaft bekannt, und neben Anderen noch die Grafen Giovanelli und Balmarana, welche in größeren und kleineren Kreisen edle Gastfreundschaft übten. Vielleicht wecken diese Namen bei der Frau Prinzessin Egon von Hohenlohe-Waldenburg, auf dem durch ihre intelligente Sorgfalt restaurirten Schloß Duino am adriatischen Felsenstrande, zu deren Bekanntenkreise Rawdon Brown gehörte, die Erinnerung an die Zeit, in welcher sie als Gräfin Therese Thurn-Balsassina diese Gesellschaft durch Schönheit und geistige Anmuth schmückte.

Der Bildhauer Giovanni Dupré.

I.

Es ist über vier Decennien, als in der toscanischen Hauptstadt eine Ausstellung in den Räumen der Kunstakademie eine Bewegung hervorbrachte, wie Niemand sich einer ähnlichen erinnerte. Die jährlichen Ausstellungen pflegten ziemlich unbeachtet zu bleiben. Die meisten unter den namhaften Künstlern der Stadt und des Landes sandten nichts zu denselben, und obgleich der damalige Präsident der Akademie und Director der Museen, Cav. Antonio Ramirez di Montalvo, ein kunstsinniger, gebildeter und wohlwollender Mann, sich, soweit seine etwas phlegmatische Natur es gestattete, dafür mühte, es war zu wenig Stoff vorhanden, und das Meiste bestand aus Schüler- oder jedenfalls schülerhaften Arbeiten. Diesmal strömte alle Welt nach Via del Cocomero, und die Menge ließ nicht nach, sich um ein Gipsmodell zu drängen. Es stellte einen todt hingestreckt liegenden Abel dar. Hier war nichts auf Effect und Sinnenrausch berechnet. Eine Jünglingsgestalt, ohne andere Bekleidung als ein Stück Ziegenfell um die

Leiden, auf dem Boden liegend oder vielmehr hingegossen, ohne Spur von Kampf und Anstrengung, nur mit der Kopfwunde, die den Tod herbeigeführt, von vollkommener Natürlichkeit und Einfachheit der Attitude, Adel, Reinheit und Harmonie der Glieder, ein Bild der durch den milden Ausdruck des Schmerzes in dem schönen Antlitz nicht gestörten Ruhe im Tode. Das Mysterium der höchsten Kunst, die vollkommene Naturwahrheit und Wirklichkeit bei makelloser körperlicher und geistiger Schönheit, schien sich dem Beschauer dieses Werkes zu enthüllen. Wer heute im Palast Pitti den Bronzeabguß sieht, welchen Elemente Papi nach diesem Modell gefertigt hat, gewinnt ungeachtet seiner Trefflichkeit den durch dasselbe hervorgebrachten Eindruck nicht. Der Abel ist für Marmor und nicht für Erz geschaffen, und wer ihn sehen will, wie der Künstler ihn sich gedacht, muß nach St. Petersburg wandern, wo sich die Marmorstatue befindet, welche die Großfürstin Marie, Herzogin von Leuchtenberg, erwarb und ihrem kaiserlichen Vater schenkte.

Die Wenigsten wußten, von wem das Werk herrührte, welches Gegenstand allgemeiner Bewunderung war und für seinen Urheber das geworden, was die Statue des Jason für Bertel Thorwaldsen gewesen ist: der Anfang seines Ruhmes und Glückes. Der Name Giovanni Dupré war auf Aller Lippen — die Menge vernahm ihn zum ersten Male. Ein junger Mann, kaum über die Mitte der Zwanziger, so hieß es, von armen Eltern, in der Bude

und im Magazin eines Holzarbeiters und Ornamentisten aufgewachsen, ohne akademischen Unterricht, in seinen Freistunden mit Modelliren beschäftigt, welches er wie von selber unter gelegentlicher kurzer Anweisung erlernt, ohne Namen, ohne Mittel, ohne Unterstützung, hatte das Werk geschaffen. Neid und Böswilligkeit warteten nicht lange, das Räthsel — denn ein Räthsel war's den Meisten — zu lösen. Es war kein Erzeugen schöpferischen Künstlergeistes und bildender Künstlerhand: es war die mechanische Reproduction eines bekannten Modells. Man nannte den Namen dessen, der sich dazu hergegeben; man drohte bei dem Präsidenten der Akademie, den Antrag auf Entfernung des Lügenwerkes aus den Ausstellungssälen zu stellen. Es diente zu nichts, daß der angebliche Mitschuldige beim Betrüge den Kläffern, [meist Studirende der Akademie, halb lachend, halb ärgerlich Unsinn und Unrecht klar machte; sie nöthigten ihn sich zu entkleiden und in der Attitude der Statue auszustrecken, und machten sich daran mit Maß und Zirkel seine Gliedmaßen mit denen der Statue zu vergleichen, wo dann selbstverständlich nichts stimmte, und der Cav. Montalvo, von dem Skandal benachrichtigt, ihnen über den Hals kam. Man sollte nicht glauben, daß so etwas unter Kunstjüngern vorkommen könnte, und doch hat es sich, nach Jahren, als Dupré ein bekannter Mann war, in Paris wiederholt, und Calamatta, der talentvolle Kupferstecher, hat seinen Landsmann gegen solche Absurdität in Schutz nehmen müssen.

So begann Giovanni Dupré's Künstlerlaufbahn. Er war zu Siena am 1. März 1817 geboren. Sein Vater, Sohn eines zur Zeit der Regentschaft für Großherzog Franz, den Gemal Maria Theresia's, nach Toscana gekommenen, in seinen Vermögensverhältnissen zurückgegangenen Lothringers, war ein Holzschnitzer, wie Siena deren bis auf den heutigen Tag zahllose, darunter viele treffliche hervorbringt. Der Mann, eine seltsame, unstete Natur, hatte, bevor die Seinigen verarmten, einen Anfang mit gelehrter Bildung gemacht, las die Bibel in Latein und erklärte sie dem Knaben, der mit Noth und Qual etwas Lesen und Schreiben lernte, nachdem er in seinem vierten Jahre mit den Eltern nach Florenz gekommen. Auch hier aber erfolgte kein Bestand und viel Noth. Giovanni war mit dem Vater bald in Pistoja, bald in Prato, bald wieder in Siena, da dieser, wenig brauchbar und schlecht bezahlt, heute hier, morgen dort Arbeit suchte. Die Mutter mit den übrigen Kindern blieb in der Hauptstadt in ärmlichsten Verhältnissen. Der Knabe ist von Pistoja und gar von Siena zu Fuß weggelaufen, von der Sehnsucht nach der Mutter getrieben. So flossen die Jahre der Kindheit dahin, meist in bitterer Entbehrung und freudlos, ohne rechte Heimat. Er sollte des Vaters Kunsthandwerk erlernen, und trat in eine florentiner Holzschnitzerwerkstatt ein, in welcher dieser einst gearbeitet hatte; ich glaube, sie besteht noch. Der Geschmack an diesen Arbeiten, für Kirchen- und Hausdecoration, ist nie abhanden gekommen, und sie haben immer

einen einträglichen Erwerbszweig gebildet. Im 15. Jahrhundert sind aus diesen Bottegen die größten Bildhauer und mehrere große Architekten hervorgegangen, und auch in der Zeit ihrer Reise haben die von San Gallo und von Majano, die Baccio d'Agnolo und Tassi sich Legnainuoli (Holzarbeiter) zu nennen nicht verschmäht. Ihre Kunst hat die allgemeinen Geschicke der Kunst getheilt, und nachdem zuguterlegt der Afters-Classicismus der form- und gedankenlosen französischen Epoche sie tief heruntergebracht, hat sie sich wieder verjüngt und mächtig erhoben, und wetteifert heute als Holzsculptur mit der Steinarbeit, als Kunst eingelegerter Arbeit (Tarsia) mit der Pietradura-Mosaik. Wenn gemeinhin im Fache des Hausgeräths etwas zu viel Rococo vorherrscht, so verbindet sie doch sonst mit Geschmack und Erfindungsgabe große Sauberkeit der Ausführung.

In eine solche Werkstatt trat Giovanni Dupré als Lehrling und zugleich als Dienstjunge ein. Er setzte das Zeichnen, Schneiden, Sägen, Bohren nach den in solchen großen Bottegen zu Hunderten umherliegenden und hängenden Vorlegeblättern und Modellstücken, womit er schon in Siena unter dem trefflichen nachmaligen Inspector der Handzeichnungen in den Uffizien, Carlo Pini, begonnen, mit Eifer fort, und leistete alle möglichen Handlangerdienste, glühte die Eisenwerkzeuge, machte den Leim flüssig, holte das Frühstück für die Arbeiter, schleppte sich mit dem Korbe auf dem Rücken in ärmlichstem Aufzuge, oft in Hemdärmeln, durch die Straßen. Aber er war heiter, er

war fleißig und wollte etwas erreichen, und in den Freistunden aß er sein Stück Brot in der Werkstatt und zeichnete nach den Gipsabgüssen der Reliefs von Benedetto's da Majano Kanzel in Santa Croce und der Ornamente von Ghiberti's großer Bronzethüre, ohne Unterricht, ohne Correctur. Ich ertrug Alles, sagt er, Mühsal, Niedrigkeit, Nachtwachen, harte Verweise und Hohn, um des einen Gedankens willen: Ich will mir Ehre erwerben, Vater und Mutter sollen Freude an mir erleben.

Im Atelier eines wohlwollenden Bildhauers begann er in den Nachmittagsstunden die Versuche im Modelliren und in der Bearbeitung des Marmors, während er die Vormittage in der Werkstatt der Bildschnitzerei widmete, mit Rahmen, Kästchen, Masken, kleinen Figuren beschäftigt, worin er große Geschicklichkeit erlangte. Von früh bis spät war er thätig, obgleich seine Gesundheit nicht stark war und er einmal im Seebade Livorno Kräftigung suchen mußte. Ernst mit Heiterkeit verbindend, leicht erregbar und äußeren Eindrücken zugänglich, ließ er es an gelegentlichen tollen Streichen nicht fehlen, und ist auch wol in Gefahr gewesen, in das Osterienleben und Billardzimmertreiben vieler seiner heranwachsenden Genossen zu gerathen. Aber das Bewußtsein der Pflicht, seinen kargen Lohn mit der armen, mit Erblindung bedrohten Mutter zu theilen, dann eine früh gefaßte ernste Neigung bewahrten ihn vor Schlimmerem. Ueber die Mitte des Lebensganges hinaus gelangt, ein wohlhabender, nicht im Vaterland allein

mit Ehren genannter Mann, hat er Anfänge und Verfolg dieser Neigung mit einer Wärme und Naivität geschildert, die, aus dem Herzen kommend, zum Herzen gehen. Nicht zwanzigjährig, heiratete er ein armes, sittsames, fleißiges Mädchen. Es war, sagt er, das große Ereigniß meines Lebens, dasjenige, welches auf meine Studien wie auf meinen inneren Frieden den heilsamsten Einfluß übte, mir Glück und sittliche Haltung der Familie gebracht hat. Was Viele an dem Einschlagen einer zu Höherem führenden Laufbahn hindert, ist für ihn ein Sporn gewesen. Noch längere Zeit kämpfte er mit dem Entschlusse, sich der edleren Kunst zu widmen, für die er sich geboren fühlte — er kämpfte mit Schwierigkeiten, die mehr als einen auf immer zu Boden gedrückt haben würden, mit Schwierigkeiten, Mühen, Sorgen oft kleinlichster Art, mit kargem Erwerb und sich mehrendem Bedürfnisse. Sechs Jahre vergingen, ohne daß man irgend etwas von ihm wußte, bis er mit dem Abel hervortrat. Und auch dann schwanden die Mühen und Quälereien nicht. Als er mit dem Modell beschäftigt war, hatte der Präsident der Akademie ihm eines der Ateliers verweigert, über welche der Großherzog zu Gunsten junger Künstler verfügte — der Grund war, daß er nicht an der Akademie studirt hatte; daß ihm bei einer Preisbewerbung dieser Akademie der Sieg zuerkannt worden war, kam nicht in Betracht. Und nun, als Alles mit Bewunderung von seinem Werke sprach, hieß es in Künstlerkreisen — ein fast noch ärgerer Unsinn als der

erwähnte frühere —, eine stehende Statue zu machen sei er nicht fähig. Ein florentiner Edelmann alter Art, wie von altem, in ihm ausgestorbenem Geschlecht, mit dem ich viel verkehrt habe, ein Mann von Welt, Tact und Geschmack, Graf Ferdinando Malavolti del Benino, war es, der ihm aus eigenem Antrieb Verfügung über die Mittel gewährte, die ihm fehlten, um große Werke auszuführen, Werkstatt, Einrichtung, Modell, Arbeiter zu bezahlen, sich frei und unbehindert zu fühlen, mit Muth, ja mit Zuversicht auf der schönen Laufbahn fortzuschreiten.

II.

Einen zweiten Gönner und Beschützer fand er, den Großherzog Leopold. Dieser war es nicht, der ihm zuvörderst die Marmor-Ausführung des Abel auftrug. Es war, wie gesagt, die Großfürstin Marie, die in späteren Jahren so lange in unmittelbarer Nähe von Florenz gelebt und, von Natur kunstfönnig, von einem kunstverständigen Manne, Herrn von Liphart, berathen, auf ihrer schönen Villa von Quarto manche Beziehungen zu den Künsten unterhalten hat. Sie war es, welche nicht den Abel allein, sondern auch den von Dupré bald nachher componirten Kain bestellte, Kain, von dem der florentiner Wig böshast, doch nicht ohne einen Schein von Wahrheit, sagte, Er sei von Abel erschlagen worden. Im Palast Pitti sieht man, wie gesagt, Bronzeabgüsse: der Künstler hätte gern Marmor-

Repliken geliefert, aber der Großherzog wollte sich nicht einreden lassen, daß eine vom Urheber ausgeführte Replik keine Copie ist. Großherzog Leopold war ein linkscher, scheuer, ungeschickter Mann, dem es nicht leicht wurde, den rechten Moment und das rechte Wort, wenn er freundlich sein sollte und auch wollte, zu treffen. Aber bei all' seinem Schwanken und Abwägen und seiner sichtbaren Verlegenheit hatte er offenen Sinn für Gutes und Schönes, ein warmes Herz für sein Toscana und seine Toscaner wie für die Pflichten seiner Stellung. Ich habe viele Fürsten gekannt, keinen der ihn, mochte er ihm an Geist und Conceptionsgabe weit überlegen sein, in diesen Eigenschaften und an genauer Kenntniß des Landes übertroffen hätte. Er fand auch immer die Mittel, deren er bedurfte, seine Absichten ins Werk zu setzen — kein Fürst ist dem Lande weniger zur Last gefallen, was immer die Satire in Prosa und Versen sagen mochte, die, wie alle Negation, es leicht hatte und am Ende durch Erfahrung eines Besseren belehrt wurde. Ohne daß das geringste Aufsehen gemacht wurde (Ausposaunen war in Toscana vor 1859 unbekannt), hat er Vieles und Großes geschaffen, und mit steter Liberalität das, was er schuf, gemeinnützig werden lassen, wofür ihm von Tausenden schlecht gedankt worden ist, auch von Fremden, die sich heute beschweren, wenn sie an allen Thüren von Museen und Sammlungen ihre Lira zahlen müssen, während einst die Annahme des freiwillig Gebotenen durch die Custoden streng verpönt war. Der

Großherzog, keineswegs immer ein sicherer Menschenkenner, aber nicht selten scharfblickend, erkannte Dupré's Werth und ist seiner Zuneigung zu ihm bis ans Ende treu geblieben. Er hat ihm zahlreiche Aufträge ertheilt, in künstlerischen Dingen seinen Ansichten und Wünschen wiederholt Rechnung getragen; er hatte ihm große Arbeiten zugedacht, deren Ausführung das Jahr 1859 vereitelte. Im Palast Pitti ist von ihm der prächtige Bronzefuß des kostbarsten und vollendetsten, aber vermöge arger Ueberladung verfehlten Mosaiktisches, der jemals ausgeführt worden ist, den Triumph Apollo's mit den Musen darstellend. Anderes ist als Geschenk nach München und Neapel gegangen. Unter den Uffizien steht, von der Großherzogin bestellt, die Statue Giotto's. In Livorno sollte eine Madonnen-Capelle reichsten Sculpturen-Schmuck erhalten; die endlich restaurirte große antike Porphyrschale, welche heute vernachlässigt im Vorjaal der Gallerie Pitti steht, sollte auf einen kunst- und sinnreichen Marmorfuß gestellt werden, dessen bewundertes Modell vollendet war. Doch dies war bei weitem nicht Alles. Leopold hat den Künstler durch seinen eigenen Leibarzt behandeln lassen und ihn zu längerem Aufenthalt in Neapel und Rom unter Uebernahme der Kosten gewissermaßen gedrängt, als ein ernstes Leiden, Folge nervösen Ueberreizes, der sich wiederholt bei ihm kundgegeben hat, seine Thätigkeit hemmte und für sein Leben oder seinen Verstand Besorgniß weckte; Reise und Aufenthalt, die ihm, unter angenehmsten Verhältnissen, im

Berein mit seiner Familie, Lust und Kraft wiedergaben. Auch zu einer Reise nach London hat er ihn mit freigebigster Unterstützung veranlaßt.

Giovanni Dupré hat seinem gütigen Souverän treues und dankbares Andenken bewahrt. Als er, zwei Decennien nach dessen Scheiden von Toscana, lange nach dessen Tode, die eigenen Erinnerungen aufschrieb, hat er ausführlich erzählt, wie liebevoll Leopold II. ihn unterstützt und ihm zu allen Zeiten Zuneigung und Vertrauen geschenkt hat. Aber er hat nicht auf diese späten Tage gewartet, seiner Gesinnung Ausdruck zu geben. Als Großherzog Leopold als Verbannter in Böhmen lebte, ahmte Dupré nicht das Beispiel derer nach, die das Gestern über dem Heute und den Hoffnungen des Morgen vergaßen. Es war im März 1861, als der alte Herrscher Toscana's seinem vormaligen Schützling einen Auftrag ertheilte. In seinen Antworten gewährte dieser dem Ausdruck seiner Dankbarkeit Raum. „Einst“, schrieb er, „vertraute die Großherzogin mir die Ausführung der Statue des Giotto für die Uffizien in einem für mich höchst kritischen Momente an. Es war der Moment des heftigsten Kampfes gegen meinen Abel, als man die Arbeit meiner Hand zu der eines Gipsformers herabwürdigen wollte. Es war ein gewichtiger gegen meine Reputation geführter Streich, aber die Wahrheit zerbrach die Waffe, oder richtiger wandte sie zum Schaden meiner Gegner um. Dennoch gab es solche, welche an die Fabel glaubten. Da hatte die Großherzogin den Muth, mir den

Giotto zu übertragen, und dieselbe Kritik, ihrem Princip treu, sagte, die Statue sei zu wahr. Aber unser großer Dichter, der mehr als die Tageskritiker verstand, sagt irgendwo in seinem unsterblichen Werke:

Doch wenn ich als der Freund der Wahrheit zage,
Befürcht' ich, nicht bei denen fortzuleben,
Die alt einst nennen werden unsre Tage.

Und unser größter Meister in der Sculptur, Bartolini, hat zu Anfang meiner Laufbahn wiederholt den einfachen aber magistralen Satz gegen mich ausgesprochen, der sich auf alles Wissen anwenden läßt: »Wahrheit trügt nie.« Solchen Principien folgend, die meine Religion in der Kunst sind, schreite ich vorwärts, ohne Furcht zu irren, und hoffe mit Gottes Hilfe das Ziel zu erreichen.“

Und bald darauf, indem er auch Werke erwähnt, von denen später noch die Rede sein wird: „Ihr Schreiben, Kaiserliche Hoheit, hat mir wahren Trost bereitet. Das Interesse, mit welchem E. K. H. den Erfolg meiner armen Arbeiten verfolgen, giebt mir wiederum die Trefflichkeit Ihres Herzens kund. Wahr ist, was Sie sagen, daß die Fortschritte meiner Tochter Amalie in der Kunst mir zu größter Freude gereichen müssen, und daß der sorgfältige Unterricht, den ich ihr widme, in den Früchten reichen Ersatz findet. Gegenwärtig wird die Photographie der großen Nünette der Façade von Sta. Croce nebst der schönen Erläuterung derselben von der Hand Luigi Venturi's in Ihren Händen sein; Letztere

wird zur rechten Erklärung einer Composition beitragen, von welcher ich wünsche, daß sie Ihnen nicht mißfallen möge. Jetzt bin ich an der Marmorausführung des Monuments Ferrari, welches ich innerhalb eines Jahres zu vollenden denke und von dem ich eine nicht ungünstige Wirkung erhoffe, wenn die Beleuchtung der Capelle, in der es zu stehen kommt, solche Wirkung nicht hindert. Am Schlusse Ihres Briefes sagen E. K. H., Sie würden sich glücklich schätzen, mir einen Auftrag zu geben, mittels dessen meine Hand ein unser Heimatland (il nostro paese) ehrendes Werk schaffen könnte. Ein solcher Gedanke hat mich lebhaft gerührt und die Erinnerung an die vielen von E. K. H. mit übertragenen Werke wachgerufen, aber mein Gedanke ist nicht bei diesen stehen geblieben. Der wahrhaft jammervolle Zustand meiner Gesundheit, in welchen ich im Jahre 1853 verfallen war, ist mir wieder vor die Seele getreten, ein Zustand, welcher mich ohne die Hilfe E. K. H. unfehlbar zum Tode geführt haben würde, wie mir durch das Bekenntniß der Aerzte selber offenbar geworden ist, welche ich nach meiner Wiederherstellung befragte. Der Gedanke an jene Zeit und an jene Gefahr läßt mich in Ihrer Hilfe gleichsam die Hilfe des Höchsten erkennen, der gewollt hat, daß ich leben solle, und ihr verdanke ich alle die Werke, die ich seit jener Zeit auszuführen im Stande gewesen bin. Und E. K. H. wollen glauben, daß ein solcher Gedanke mich nie verläßt, mag ich eine Arbeit beendigen oder an eine neue

Hand anlegen, denn es ist mir klar, daß, menschlich zu reden, Ihr von mir gesegneter Entschluß die Urquelle jedes meiner Werke gewesen ist. Danach können Sie schließen, wie innig ergeben ich Ihnen bin und mit welcher Rührung Ihre letzten Zeilen mich erfüllt haben.“

Auf eine vielbesprochene Angelegenheit, auf den dem David Michelangelo's beschiedenen Ortswechsel ist Dupré zur Zeit Leopolds II. nicht ohne Einfluß gewesen. Es ist nicht nöthig, hier Gründe und Umstände dieses Ortswechsels zu erläutern. Damals — es war im Jahre 1853 — war beschlossen worden, den Koloß von seinem Platz an dem Eingangsthore des Palazzo vecchio in die Loggia de' Lanzi zu bringen. Daß der Präsident der betreffenden Commission, der Hofbaumeister Poccianti, dafür stimmte, mag hingehen, daß ein genialer Künstler, wie der Bildhauer Lorenzo Bartolini, gleicher Meinung war, ist geradezu unbegreiflich. Dupré, der nicht zur Commission gehörte, ging zum Großherzog, um von dem Vorhaben abzurathen; der Großherzog hörte ihn an und entließ ihn, indem er bemerkte, seine Gründe möchten discutirbar sein, aber die Sache sei nun einmal beschlossen. Dupré aber, der sehr wohl einsah, daß man die ganze artistische Decoration der Loggia ändern, die mit Recht und Unrecht in ihr aufgestellten Statuen wegschaffen mußte, um dann dem Bauwerk wie dem David dort anzuthun, gab sich nicht zufrieden. Er erhielt unerwarteten Succurs. Lassen wir ihn den Vorgang selber erzählen.

„Eines Morgens trat in meine Werkstatt ein Herr, der mich zu sprechen wünschte. Da ich Niemanden zu meinem Arbeitszimmer zuzulassen pflegte, ging ich den Fremden zu empfangen. Es war ein hochgewachsener Mann von zugleich würdevollem und einnehmendem Aeußern, mit blauen Augen und vollem schneeweißen Haar, das sich von einer edlen Stirn zu beiden Seiten emporhob und lang hinter den Ohren herabfiel. Er reichte mir die Hand und sagte: Seit einiger Zeit habe ich viel von Ihnen reden gehört. Da aber der Ruf oft täuscht, habe ich bei meinem Besuche in Florenz durch Betrachtung Ihrer Werke die Wahrheit des von denselben Berichteten prüfen wollen. Ich habe mich überzeugt, daß man nicht zu viel gesagt hat, und mir die Freude verschaffen wollen, Ihnen die Hand zu drücken. Er that es mit Herzlichkeit. Sie sind Künstler? frug ich. Ja wohl, erwiderte er, Bildhauer. Ich war etwas ungewiß — er sprach vortrefflich Italienisch, aber man erkannte den fremden Accent. Bewohnen Sie etwa Rom? Nein, antwortete er, ich habe viele Jahre dort zugebracht, aber seit lange lebe ich in Berlin. Ich bin Rauch. Ich verbeugte mich — er umarmte mich und trat mit mir in mein Arbeitszimmer, wo wir uns setzten. Nie werde ich seine Conversation vergessen, ruhig, klar, voll wohlwollender Gesinnung. Während er sprach, standen die trefflichen Werke des großen deutschen Bildhauers vor meiner Seele, sein schönes Monument Friedrichs des Großen, die prächtige Victoria und andere mehr; ich

erinnerte mich seines Streites mit Bartolini, und ohne mich um dessen Anlässe zu kümmern, dachte ich mir die Milde dieses Charakters gegenüber der faustischen Lebhaftigkeit unseres Meisters. Alles das ist längst vorüber, und der Friede des Jenseits wird sie einander genähert haben, wie ihre Büsten heute im Saale meiner Villa zu Lapeggi neben einander stehen.

Unter anderem berührte unsere Unterhaltung den Ortswechsel des David und die Wahl der Loggia des Orcagna. Rauch mißbilligte sie aufs höchste und lag mir an, meinen Einfluß geltend zu machen (ich brauche keinen Ausdruck), um den Großherzog von dem Gedanken abzubringen. Nun erzählte ich ihm meinen Versuch und dessen Erfolg. Er dachte nach und meinte, man dürfe sich dadurch nicht abweisen lassen und müsse die Sache nochmals vorbringen. Von meiner Seite, fiel ich ein, geht das wahrlich nicht. Ihr Name und Ihre Stellung und die hohe Achtung, deren Sie beim Großherzog genießen, können Wunder wirken, und der Wunder bedarf's, denn schon ist ein Decret unterzeichnet. Lassen Sie mich gewähren! Morgen speise ich bei Hof und werde die Sache aufs Tapet bringen und das Mögliche thun. Fragt der Großherzog mich nicht, so werde ich nicht sagen, daß wir uns darüber besprochen haben. Wenige Tage darauf kehrte er zurück und erzählte mir, er habe mit dem Großherzoge lange über die Angelegenheit geredet. Dieser habe ihn ohne Widerspruch ruhig angehört und dann lächelnd

bemerkt, ich habe ihm dieselben Einwendungen gemacht, worauf er, Rauch, sich über unsere Unterredung offen geäußert habe. Kurz darauf reiste er ab — er hatte die Sache so gut eingeleitet, daß der Großherzog nicht mehr an die Aufstellung in der Loggia dachte, während er die Studien über die Mittel zur Bewahrung der Statue vor dem Einflusse der Atmosphäre fortsetzen ließ. Er beschied mich zu sich und theilte mir mit: Rauch habe die Aufstellung in der Loggia entschieden widerrathen. »Rauch«, dies waren seine Worte, »ist inbetreff des David vollkommen mit Euch einverstanden. (Das voi ist die Anrede in Vertrauen und Freundschaft.) Das Urtheil eines solchen Mannes in solchem Falle verdient Vertrauen, und ich habe es Euch sagen wollen, weil es Euch Freude machen muß und weil Ihr Recht hattet.«

Ich dankte dem Großherzog für seine Beachtung von Rauchs Ansicht und seine Güte gegen mich. Bald darauf erhielt ich von Berlin einen Brief (17. December 1854), den ich dem Großherzog zeigte, welcher ihn in Händen behielt und mir ihn erst nach einigen Tagen zurückgab. »Ich vernehme mit Freuden«, heißt es darin, »daß Se. K. K. Hoheit sich entschlossen hat, den David auf seinem Plaze zu belassen, nachdem mit dem Gipsmodell eine Probe gemacht worden ist. Eine andere Veränderung jedoch würde ich dem Großherzog anrathen, nämlich die Gruppe des Ajax (Menelaos) und Patroklos von ihrer gegenwärtigen Stelle zu entfernen und ihr ein passendes

Local mit gutem Licht und geeigneten Verhältnissen anzuweisen, dessen dieses göttliche Werk griechischer Kunst würdig ist.«

Das Endresultat war, daß der David, von welchem Clemente Papi einen trefflichen Bronzeguß ausgeführt hatte, den Platz bewahrte, auf dem er im Jahre 1504 in Folge eines im Verein mit Michelangelo selber von den berufensten Künstlern abgegebenen Urtheils aufgestellt worden war. Zwanzig Jahre später aber hat er diese Stelle leider verlassen müssen, weil die Zunahme der Schäden des Marmors zu bedenklich erschien; nicht zwar um in der Loggia aufgestellt zu werden (von dem unverständigen Project war nicht wieder die Rede), sondern um im Hofraum der Kunstakademie eine eigens errichtete Medicola einzunehmen, welche von dem talentvollen Architekten Emilio de Fabris, dem Baumeister der Domfaçade entworfen worden ist. Das alte Marmor-Piedestal am Haupteingange des Palastes der Signoria wurde demolirt, und der Platz hat nach 370 Jahren den schönsten Schmuck und seine zugleich harmonische und historische Gestaltung verloren. Die treffliche antike Gruppe aber nimmt noch immer, neben Sculpturen der Renaissance und des 19. Jahrhunderts, die völlig ungeeignete Stelle in der Loggia ein, von welcher der große deutsche Bildhauer sie vor drei Decennien zu entfernen rieth, wie er mir damals in Florenz selbst berichtete und später wiederholte. Dem schönen Bronzeguß des David von Papi, den man einmal als Remplacant

des Originals verwenden wollte, hat auch kein günstiges Geschick gelächelt. Er steht auf der Höhe von San Miniato, im Centrum des Michelangelo-Plazes, wo er mit den zu seinen Füßen liegenden Abgüssen der vier Statuen der Mediceer-Gräber das allerunglücklichste Ensemble in der denkbar ungünstigsten Perspective bildet.

III.

Es ist Zeit zu Dupré's Bildungsgang zurückzukehren, den wir um der Schilderung äußerer Umstände willen verlassen haben, und sein Kunstprincip, wie seine Stellung in der modernen Sculptur, zu charakterisiren zu suchen. Er verbrachte seine Jugend fern von der Schulbildung, welche nur die öffentlichen Anstalten ihm geben konnten; er, der Arme, zum Handwerk Bestimmte, pries die Bemittelten glücklich, welche an dem akademischen Unterricht theilnehmen konnten. Wer weiß jedoch, ob nicht eben seiner Ausschließung und relativen Vereinsamung, diesem auf sich selber Angewiesensein, die eigenthümliche Entwicklung seines Geistes und Talents vorzugsweise beizumessen ist. Als er begann, lag der akademische Unterricht in der Hand Stefano Ricci's, eines braven, nicht ungeschickten Mannes, welcher freilich der Aufgabe des ihm übertragenen Dante-Monuments für Sta. Croce nicht gewachsen war, aber in dem kleinen Denkmal Michael Stotniki's in der Sacraments-Capelle derselben Kirche ein anmuthiges, innerlich

wahres Werk geschaffen hat. Das System war das alte: die griechisch-römische Sculptur lieferte ohne rechtes Naturstudium die Vorbilder, das Schaffen war Nachahmung. Ricci jagte zu mir, als ich in jungen Jahren ihn besuchte, auf die antiken Modelle im Atelier zeigend: Das sind unsere Kirchenväter! (Ecco i nostri Santi Padri!) Nicht als hätte es an Opposition gefehlt: der Name Lorenzo Bartolini weist darauf hin, daß eine andere Kunstrichtung vertreten war. Die Beziehungen zwischen diesem und Dupré sind nicht häufig gewesen, denn Bartolini war eine Natur, mit welcher schwer auszukommen war, für die Unterwürfigen schwer, weil er Unterwürfigkeit haßte und geißelte, für die Unabhängigen schwerer, weil er in verlegender Bräuskerie kein Maß hielt, gerade wie er in der Anwendung seines Princips der Naturnachahmung das richtige Maß zu überschreiten geneigt war. Aber ohne Bartolini wäre Dupré vielleicht nicht geworden, was er worden ist. Er ist ihm an Genialität und Studium des Details schwerlich nachgestanden und hat ihn an Schönheitssinn, vor allem aber an tiefem und gläubigem Gefühl und an Adel der Auffassung übertroffen. Neben Bartolini, dessen schönstes Werk, die Gruppe der Charitas im Palast Pitti, zeigt, was dieser Mann vermochte, wenn seine Kräfte in Harmonie waren, stand dann Luigi Pampaloni auf, der in späteren Zeiten den zu Anfang der dreißiger Jahre durch seine Kolossalstatuen Arnolfo's und Brunellesco's und den betenden Knaben geweckten Hoffnungen nicht

ganz entsprochen hat, aber immerhin von besserer Richtung zeugt.

Es ist die Eigenthümlichkeit in Giovanni Dupré's Bildungsgang, daß das in seinen vorzüglicheren Werken zur Geltung gebrachte und zum Siege geführte Princip ihm bei seinem ersten Auftreten gewissermaßen offenbart wurde, und daß er nachmals in längeres Schwanken gerieth und sich ohne Befriedigung abmühte, bis das Wahre und Echte so glänzend vor seinem Geiste stand, daß er Auge und Gedanken nicht wieder abwandte. Er hat dieses erkannte Grundprincip wiederholt ausgesprochen: nur im Wahren ist das Schöne zu suchen, außerhalb der Natur existirt das Schöne nicht. (*Rien n'est beau que le vrai*, sagt Boileau von der Dichtung.) Er hat es in dem oben angeführten Briefe an Großherzog Leopold ausgesprochen, er hat es immer wieder bekant, nachdem die Lehren einer falschen Aesthetik ihn zu dem Glauben verführt hatten, es gebe eine ideale Schönheit, die man im Wirklichen vergebens suche, und zu dieser Schönheit gelange man durch Nachahmung der Antike und mit Hilfe der Phantasie. Ernste unbefangene Beobachtung und fleißiges Studium brachten ihn von dem Irrthum zurück — er erzählt einmal halb komischer Weise, wie der Anblick einer Trasteverinerin ihn, den an die etwas spärlichen toscanischen Formen Gewöhnten belehrte, daß der Nacken der Venus von Milo kein Kunstproduct ist. „Nichts ist gefährlicher“, schrieb er, „als diese Theorie des außer der Natur liegenden

Ideals. Das Schöne ist in der gesamten Schöpfung verbreitet. Der Künstler, geboren es zu empfinden und was er empfunden zu verkörpern, worin der Zweck der Kunst liegt, verfolgt Erkenntniß und Wiedergabe mit dem Geiste wie mit dem Herzen; die Natur bietet ihm ein oder mehrere Bilder zum Ausdruck des Typus, der ihm vor der Seele steht, und die Wirklichkeit kommt der Idee zu Hilfe, indem sie derselben ihre Vollendung giebt. Der Künstler, der sich abmüht, ein Ideal außer der Natur zu finden, indem er sein Gedächtniß mit Erinnerungen an Gesehenes und Studirtes quält, bringt ein kaltes und conventionelles Werk zu Stande, welchem Leben und Wärme fehlen. Solche Künstler sind Nachahmer, schüchterne Freunde der Wahrheit. Ihnen stehen die Naturalisten gegenüber, heute weit zahlreicher und anspruchsvoller, Leute ohne Ideal, deren Auge und Sinn in der Natur, welche sie, wie der Zufall sie ihnen bietet, copiren, nichts suchen und nichts finden, woraus der Ausdruck eines künstlerischen Gedankens entspringen könnte.“ Beide Schulen, sagte er einmal, sündigen durch Uebertreibung. Die Akademiker halten sich an allgemeine Regeln, vernachlässigen Naturstudien und Detail; die Naturalisten suchen ihr Heil in slavischer Nachahmung, in der Verwirklichung von Nebendingen und ziehen die Kunst herab.

Eines wie das andere Verirrungen, eines schlimmer als das andere. Wohin der Naturalismus oder Verismus einer neuen italienischen Schule sich verstieg, hat

Dupré Gelegenheit gehabt namentlich auf der Pariser Ausstellung von 1867 kennen zu lernen, wo er den Nachahmern Bela's, des talentvollen und kühnen mailändischen Bildhauers, begegnet ist. „Der Geschmack“, bemerkt er, „der die Arbeiten des Meisters auszeichnet und eine individuelle Eigenschaft ist, war bei ihnen System oder vielmehr Manier geworden, das Ebenmaß in Starrheit verwandelt, gelegentliches Sichgehenlassen in absolute Nachlässigkeit, neben einer zum Lächerlichen gesteigerten geleckten Nachahmung des Unwesentlichen und Neufferlichen, die ihren Werken die Bewunderung der Modehändlerinnen und großen wie kleinen Kinder eintrug.“

Giovanni Dupré hat die Klippen der modernen Sculptur umschifft. Er ist nie in Manierismus und servile Nachahmung verfallen, er hat in der Natur seine beständige Meisterin erkannt, aber sie mit dem Auge des Künstlers angeschaut und wiedergegeben. Er hat auch in den Werken, in denen bei profanen Sujets das Nackte vorwaltet, den Sinnen nicht geschmeichelt, sondern die Kunst rein und keusch bewahrt; er hat in den religiösen Darstellungen ein Maß beobachtet, welches tiefen religiösen Sinn von Frömmerei und gar von Bernini'scher Süßlichkeit scheidet. In der größten Zahl seiner Werke offenbart sich eine Harmonie, die keine äußerliche ist, sondern das Product der Uebereinstimmung von Herz und Gemüth des Künstlers mit der Idee, welche er zu verkörpern unternommen hat. Mir scheint er realisirt zu haben, was in

einer Zeit, wo die Kunst sich von drückenden Fesseln zu befreien begann, Schiller in einem Briefe an Goethe vom 14. September 1797 als ihre Bedingung und höchste Aufgabe aufstellt. „Zweierlei gehört zum Poeten und Künstler, daß er sich über das Wirkliche erhebt, und daß er innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt. Wo beides verbunden ist, da ist ästhetische Kunst. Aber in einer ungünstigen formlosen Natur verläßt er mit dem Wirklichen nur zu oft auch das Sinnliche und wird idealistisch und, wenn sein Verstand schwach ist, gar phantastisch, oder will und muß er, durch seine Natur genöthigt, in der Sinnlichkeit bleiben, so bleibt er gern auch bei der Wirklichkeit stehen und wird, in beschränkter Bedeutung des Wortes, realistisch, und wenn es ihm ganz an Phantasie fehlt, knechtisch und gemein. In beiden Fällen also ist er nicht ästhetisch.“

IV.

Es ist nicht Zweck der vorliegenden Skizze, in das Détail von Dupré's Lebensumständen und die Schilderung seiner zahlreichen Werke einzugehen. Im Jahre 1879 hat er selber es in einem lebenswürdig originellen Buche gethan, welches unter dem Titel: *Pensieri sull' Arte e Ricordi autobiografici*, viel gelesen und bald wieder aufgelegt, in der Reihe der Künstler-Biographien einen Ehrenplatz zu behaupten bestimmt ist und in gleichem Maße wie seine wenigen kleinen literarischen Produkte, über Buonarroti's Mediceergräber und Kunst, über die Wiener Aus-

stellung u. a. und seine Briefe, ihn als Schriftsteller lebendig charakterisirt. Ein Buch, welches den Menschen schätzen und lieben lehrt, den Künstler in seinem innersten Sein und Wesen erkennen läßt. Sein Lebensgang war einfach, aber nicht völlig an die Heimat gebunden, aus der er Charakter und Kraft geschöpft, deren Eindrücke er aber durch Kenntniß des Auslandes ergänzt, erweitert und zugleich fester bestimmt hat. Er war zum andern, dann zum dritten Mal in Neapel und Rom, er war in Turin und Oberitalien, er besuchte Paris, London, Wien in öffentlichem Auftrage, aus Anlaß der großen Ausstellungen, bei denen er als Preisrichter oder Preisbewerber mitwirkte. So fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, Länder, Werke, Leute kennen zu lernen. Immer ist er mit Freuden, an Erfahrung reicher, in sein Florenz, die Stätte seines Werdens und Schaffens, zu seiner geistigen Heimat zurückgekehrt. Florenz bewahrt manche seiner Werke. Im Porticus der Uffizien steht die schon erwähnte Statue des Giotto, keine seiner glücklichsten Schöpfungen, in welcher man einen Widerhall der sehr fühlen Charakteristik Carl Friedrichs von Rumohr vermuthen möchte, wenn man annehmen dürfte, daß er dieselbe gekannt habe. Ihr gegenüber der heilige Antoninus, das treue Abbild von Demuth und Frömmigkeit, durch welche Verstand und Kraft in diesem seltenen Manne verklärt worden sind. Die Wand einer Capelle in San Lorenzo wird durch das große Denkmal der Gräfin Bertha Ferrari Corbelli, geb. Moltke,

eingenommen: der Engel, der die Sterbende von der Erde, die sie festhalten zu wollen scheint, zum Himmel emporhebt, eine der schwierigsten Aufgaben der Kunst, deren Schwierigkeiten, wenn nicht alle, doch in der wunderbar schönen Hauptfigur vollkommen gelöst sind. Die Marmor-Façade von Sta. Croce, ein gegen den Ausgang des sechsten Decenniums unseres Jahrhunderts ausgeführter Bau, zeigt außer der Madonnenstatue in dem Relief über dem Hauptportal eines seiner bewundertsten, in der Idee durchdachten und schönsten, in der Composition trefflichsten Werke, den Triumph des Kreuzes, historisch wie symbolisch in voller Harmonie. Im Dörfchen Rovizzano, ein paar Miglien vor dem nach Arezzo führenden Thore, in der Capelle der vormaligen Villa Poniatowski, steht das Monument von Madame Favard de L'Anglade, auch ein schwieriges Thema: der Engel der Auferstehung, welcher mit ausgebreiteten Flügeln der halb aus der Erde sich Erhebenden die Hand reicht. Von anderen in Toscana befindlichen Arbeiten nicht zu reden, bewahrt Siena in der Kirche Sant' Agostino die Statue Papst Pius' II. Piccolomini, und in San Domenico, in der Capelle Bichi Ruspoli, vielleicht die schönste und tiefstgefühlte von Dupré's Schöpfungen, die Pietà, welcher in Paris der erste Ehrenpreis zu Theil wurde. In der Autobiographie hat er geschildert, wie er lange nicht zu ihm genügender künstlerischer und originaler Gestaltung des von so manchen und größten Künstlern behandelten Gegenstandes gelangte, bis ihm ein Traum an

hellem Tage die Gruppe offenbarte, wie er, kaum erwacht, sie der Vision in kleinem Modell nachbildete: der Heiland, das Haupt auf die Brust gesenkt, auf dem Knie der im bittersten Schmerz über ihn sich beugenden Mutter hingegossen mit den edlen langgestreckten Gliedern. Eine Gruppe, unabhängig von den Compositionen Michelangelo's, Montautto's, Canova's, Rietzschels, Achtermanns, und Domenichino's, Annibal Carracci's, Overbeck's, welche auf verschiedene Weise diesen rührenden Gegenstand behandelt haben, von größter Einfachheit und mächtig ergreifender Wirkung.

In London erhielt Dupré einen Preis für sein Modell eines Wellington-Denkmals, welches, wie er vorausgesehen, einem englischen Künstler auszuführen übertragen ward. Das Monument Cavours für Turin hat er ausgeführt, ohne an der Bewerbung Theil genommen zu haben. Er war einer der Preisrichter, deren Urtheile so weit aus einander gingen, daß am Ende beschlossen wurde, davon ganz abzusehen und eine freie Wahl zu treffen. Sie fiel auf Dupré. Er empfand keine Lust, den ihn ehrenden Auftrag zu übernehmen. Auf wiederholten Zuspruch des Präsidenten der Commission, Grafen Sclopis, und das Drängen von Cavours Nichte, der in Florenz in seiner Nähe wohnenden Marquise Alfieri, hat er nachgegeben. Ich glaube, so während der Arbeit wie nachmals hätte er gewünscht, auf der Ablehnung beharrt zu haben, und vielleicht wäre es besser für ihn gewesen. Nach acht Jahren war das große figurenreiche Werk vollendet und aufgestellt.

Ueber Schönheit und Sorgfalt der Ausführung ist nur eine Stimme (ich kann aus wiederholter nächster Anschauung urteilen) — rechte Befriedigung hat das Monument nicht gewährt, und Turin, das statuenreiche, hat auch jetzt nur ein Denkmal, welches allen Anforderungen in höherem Sinne entspricht, Marocchetti's Emanuel Philibert. Die Hauptgruppe, die vom Falle sich erhebende, ihrem Retter die Bürgerkrone reichende Italia, ist in der Conception nicht glücklich, abgesehen davon, daß dieser Retter für die Kunst ein sehr ungünstiger Gegenstand ist. Die allegorischen Figuren lassen kalt. Das Recht und die Pflicht, die Politik und die Diplomatie, die Revolution und die Independenz, die Einheit und die Provinzen: man empfindet's, hier ist Studium, kein freier Erguß. Und etwas anderes empfindet man: des Künstlers Herz ist nicht bei dem Werke gewesen. An Anfeindungen, die mit der Arbeit nichts zu thun hatten, hat's auch nicht gefehlt.

Wie Giovanni Dupré als Mensch war, welche Fülle tiefen und warmen Gefühls in ihm lag, wie viel Milde und Güte bei sehr lebendigem und reizbarem Temperament und leichtem und raschem Wechsel der Stimmung von Freude zu Trauer, wie viel Treue und Pflichtgefühl, dies hat seine Selbstbiographie der Welt offenbart, ästhetisch wie moralisch ein merkwürdiges und fesselndes Buch, voll hohen Ernstes und naturwüchsiger Heiterkeit und Laune, das er nicht mit der Absicht der Veröffentlichung für weitere Kreise zu schreiben begann. Die ihm näherstehenden

Landsleute wußten alles dies, und die Zahl der Freunde ist keine geringe gewesen. Unter den Künstlern haben, abgesehen von den Toscanern, Tenerani, Rauch, Marochetti, Gibson, Emil Wolff, Overbeck, Minardi, Calamatta u. m. A. ihm Achtung und Zuneigung geschenkt; in Siena, seinem Geburtsort, hat er in Luigi Mussini, dem trefflichen Director der Kunstschule, einen verwandten Geist gefunden. Sein Atelier, zuletzt in den weitläufigen Bauten der Kunstakademie, wurde von allen, durch Geburt oder Geist Hochstehenden besucht, die nach Florenz kamen. Souveräne und Fürsten sind in Menge eingekehrt, neben ihnen Manzoni, Azeglio, Prati, Andrea Maffei, Sclopis, Gualterio, Selvatico, Tommaséo, Aleardi, Rossini, Verdi, wer weiß wie viele Andere. Seine Unterhaltung war lebendig, jünnig, ein Gemisch von Ernst und Heiterkeit, gleich seinem Wesen, das sich auch in Zügen und Ausdruck, mit einer Spur des Leidens in seiner offenen, freien Miene, kundgab. Man merkte ihm an, wie viel er nachgedacht, wie viel er durchgemacht hatte: daß er als Laufbursche und Lehrling in einer Werkstatt begonnen hatte, merkte man ihm nicht an. Seine Haltung war frei und männlich, sein Wesen entgegenkommend, aber nöthigenfalls gleich entschieden abweisend. Er liebte Geselligkeit nach der Arbeit und hat manche Befreundete auf seinen Landhäusern in der Umgebung der Stadt, namentlich auf der Villa Lapoggi bewirthet, die in den Tagen ihres Glanzes die mit Geist gewürzten, von Licenz nicht freien Symposien des letzten

Cardinals aus dem regierenden Hause Medici, Francesco Maria, gesehen hatte. Er war häuslich gesinnt, liebevoller Sohn, Gatte, Vater; er hat viel Schweres erlebt und die meisten seiner Theuren ins Grab gelegt. Der reichste Trost ist ihm eine seiner Töchter gewesen, Amalia, von ihm unzertrennlich, seine talentvolle Schülerin, die ihm durch eine Reihe sinniger und annuthiger Werke Ehre gemacht hat. Er war ein theilnehmender, treuer und verständiger Lehrer; die jungen Künstler warnte er, sich zu leicht dem Eindruck von Lobeserhebungen hinzugeben. Lob, sagte er, ist ein Wohlgeruch, der einschläfert, wenn man ihn zu stark auf sich wirken läßt. Von allen politischen Manifestationen hielt er sich fern. Sein Herz gehörte dem alten Toscana an, aber wo er mit Rath und That nützlich sein konnte, entsprach er dem Vertrauen, das ihm von allen Seiten entgegenkam, und half gern mit zu vaterländischen Zwecken. An Neidern und Gegnern hat es ihm nicht gefehlt; aber es ist nicht zu den heftigen und langathmigen Feindschaften gekommen, welche so manche seiner älteren Zeitgenossen und Mitstrehenden veruneinigt haben. Man sagte ihm nach, er liebe das Geld. Der, welcher in der Jugend mit der bitteren Noth gekämpft und sich mit tausend Mühen den Weg gebahnt, war doch schwerlich zu tadeln, wenn er die Früchte schwerer Arbeit, erst in reiferen Jahren geerntet, nicht gering achtete, während er nach seinem Stande und seiner Neigung angenehm und gesellig lebte und für Bedürftigkeit stets offene Hand hatte.

Er hatte manches Traurige und manchen ernsten Krankheitsfall durchgemacht, wobei das Gemüth am meisten litt. Seine Gesundheit schien gut, als gegen Ende des Jahres 1881 ein Unterleibsleiden ihn niederwarf. Seine Krankheit war eine schmerzhaft, sein Ende das eines gläubigen Christen, wie er sich stets im Leben, ohne Ostentation wie ohne Scheu, gezeigt hatte. Seine letzten Zeilen, vom 28. December, waren an den bekannten Dante-Erklärer Giovan Batista Giuliani gerichtet, der ihm einen Weihnachtsgruß gesandt hatte. „Mein verehrter Freund. Auch wir, Amalia und ich, wünschen Ihnen aus dem Grunde unserer Herzen, jetzt und immer, alles Gute, welches Gott verleihen kann, vollkommene Gesundheit, Freiheit des Geistes, ruhig heitere Empfindungen, den Frieden des Herzens in Betrachtung des Schönen und des Guten, und die unsterbliche Hoffnung künftigen Lebens, höchstes Gut, welches die modernen Sadducäer verneinen.“ Der 12. Januar 1882 war sein Todestag; er hatte das 65. Jahr nicht ganz vollendet. Stadt und Land empfanden, was sie an ihm verloren. Unvollendet hinterließ er die Statue Sanct Zanobi's für die Façade des florentiner Doms, welche unter der einsichtigen und sichern Leitung seines Freundes Emilio de Fabris, eine Schuld von Jahrhunderten abtragend, mit raschen Schritten dem Ziele sich nahte, und die beweist, daß das Verständniß des Mittelalters wieder aufgelebt ist in dem Lande, wo es einst so schöne und ungeachtet ihrer Stilverwandtschaft selbständige Werke geschaffen

hat. Ebenso wenig war ihm vergönnt, die Statue des Armen von Assisi zu vollenden, den er nach dem Bilde zu verkörpern strebte, welches der Dichter der Göttlichen Comödie von ihm, der „Jeraphgleich in seinen Gluten“, entworfen hat. Während der Arbeit an diesem Werke befiel ihn die Krankheit, die ihn nach manchen Wechseln von Schlimm und Besser zum Grabe führte. Noch gegen Ende November 1881 schrieb er darüber an den Generalvicar von Assisi, Vorsitzenden des dortigen Vereins, der ihm den Auftrag zu der Statue anvertraut hatte. „Was werden Sie, ehrwürdiger Herr, von mir gedacht haben, da Sie auf Ihr freundliches Schreiben keine Antwort erhielten? Ob ich ferne von Florenz sei oder aber krank? Beides ist wahr. Ich war im October in Rom, später in Mailand. Nach Hause zurückgekehrt, wurde ich von einem Unterleibsleiden befallen, welches mich eine Woche lang das Bett zu hüten nöthigte. Ich genas und konnte das Lager verlassen, und glaubte das Uebel verschwunden, als es mit erneuter Heftigkeit zurückkehrte und ich eine andere Woche bettlägerig zubringen mußte. Wiederum fand ich mich wohler und wieder schlimmer, und nach verschiedenen Alternativen stehe ich wieder auf und gehe umher, und der Arzt zweifelt nicht mehr an meiner Genesung und hofft, daß ich in einigen Tagen die Arbeit wieder aufnehmen kann. Aber wie habe ich gelitten! Doppelt: wegen des Uebels, das mich bedrängte, und wegen des Liegenlassens meiner geliebten Arbeiten, die mein Herz und

mein Leben sind! Welches Fest wird für mich der Tag sein, an welchem ich meine Werkstatt wieder betreten und meinen heiligen Franciscus wieder sehen kann. Beten Sie für mich, mein gütiger und ehrwürdiger Herr, und empfehlen Sie mich Ihren Collegen in Ihrem Verein.“

Es ist ihm nicht vergönnt gewesen, die Statue zu vollenden. Aber die Hauptsache, das Modell war fertig und der Gipsabguß stand vor ihm, und in seiner Werkstatt lag der Marmorblock, aus welchem die Statue geschaffen werden sollte. Der Arme von Assisi ist in raube Wolle gekleidet, die Hüften mit dem Strick umgürtet, das Haupt geschoren und ein wenig nach einer Seite geneigt, die Augen gesenkt, die Lippen halb geschlossen, die Arme gekreuzt über der Brust, wie das Wappen des Franciscanerordens sie zeigt. In der ganzen Gestalt und Haltung der Ausdruck der stillen Bescheidenheit vereint mit dem des milden poetischen Geistes, der diesen Gottgeweihten die Natur umfassen und umarmen und mit ihr reden ließ, für den Alles Leben hatte, das Wasser und das Feuer, die Sterne und die Blumen, und Alles in Gott sich zur Harmonie des Weltalls vereinigte. Als er das Modell beendigte, sprach der Künstler in trauriger Ahnung: „Wer weiß ob dies nicht meine letzte Arbeit ist!“ Jetzt steht die Statue auf dem höchsten Punkte der Stadt Assisi, auf dem kleinen Platze vor der Kathedrale von San Rufino, dessen Verhältnisse und architektonische Umgebung die Wirkung des schönen Bildwerkes erhöhen, und die Inschrift besagt,

wie Assisi sieben Jahrhunderte nach San Franciscus' Geburt seinen größten Bürger durch dieses letzte Werk Giovanni Dupré's geehrt und durch das Monument seine dankbare Gefinnung bethätigt hat. Des Künstlers Tochter hat den Marmor vollendet und der edleren Materie das Gefühl und den Ausdruck eingehaucht, welche das Modell belebten, und Assisi hat beim siebenten Centenarium, am 4. October 1882, das schöne Monument vor seiner Hauptkirche sich erheben gesehen.

So war Giovanni Dupré. Er hat mächtig dazu beigetragen, daß die christliche Sculptur in Italien aus dem tiefen Verfall erstanden ist, welchen die Statuen der Ordensstifter und manche Papstmonumente in der vaticanischen Basilika, die Bildsäulen der Apostel in der Laterankirche nur zu laut verflagen. Tenerani, Jacomelli, Dupré haben nicht umsonst gelebt.

Pietro Ercole Visconti.

Der letzte Commissar der römischen Alterthümer.

Zu dem Manne, dessen beide Taufnamen die Erinnerung an die Traditionen des ältesten mythischen Rom mit jener an die Anfänge der christlichen Zeit vereinigen, ist einer der vornehmsten Repräsentanten der päpstlichen Stadt und Epoche abberufen worden. Der Name Visconti hat zwei Mal eine hereditäre Bedeutung gehabt. Vor 439 Jahren starb der letzte derjenigen, welche die auf den Trümmern der communalen Freiheiten aufgebaute, in ihnen gewissermaßen verkörperte, arbiträre und blutige Fürstengewalt über den größten Theil Italiens als Regierungssystem auszubreiten drohten. Etwas von ihrer zähen Consequenz war auf die, wenn ich nicht irre, aus dem Genuesischen stammenden römischen Visconti übergegangen, deren Zusammenhang mit den mailändischen nachzuweisen schwerlich selbst der kühnste Genealoge (Genealogen sind immer kühn gewesen, Litta und Passerini nicht ausgenommen) ver-

suchen wird, mochte immerhin der jüngst Verstorbene das Wappen derselben, die Biscia, nämlich die Schlange mit der Menschengestalt zwischen den Zähnen, führen und zur Decoration seiner Vorzimmer-Möbel benutzen. Gianbatista Visconti wurde Winkelmanns Nachfolger als Commissär der römischen Alterthümer — ein Amt, in welchem er seinen Sohn Filippo Aurelio, seinen Enkel Pietro Ercole, der die rühmliche Reihe beschloffen hat, zu Nachfolgern erhielt. Gianbatista's anderer Sohn, Ennio Quirino, den die Geschiehe der römischen Republik von 1798 nach Frankreich vertrieben, wo der Name in der Künstlerwelt fortlebt, ist der genialste und gelehrteste italienische Archäologe der Neuzeit gewesen. Noch einen dritten Sohn gab's, Alessandro, Arzt, und da ein Visconti nicht ohne Antiquitäten leben konnte, zugleich tüchtiger Numismatiker. Er war der Vater Pietro Ercole's, der im Jahr 1802 das Licht der Welt erblickte.

Wer diesen Mann in späteren Jahren gekannt hat, begreift, daß seine Geistesgaben sich schon früh bemerklich machen mußten. Gern glaubt man, daß er bedeutende Anlagen zeigte und mit nicht gewöhnlicher Leichtigkeit tüchtige literarische und gelehrte Studien machte. Als ganz junger Mann zeichnete er sich so durch seine Kenntnisse wie durch Gewandtheit in deren Verwerthung aus, und eine lange Reise, die er, nicht viel über zwanzig Jahre alt, mit einem Sachsen-Gothaischen Herzog machte, vollendete seine Bildung durch den dabei gewonnenen Reichthum eigener

Anschauungen und die Beziehungen zu den höheren Ständen. Seine ersten Arbeiten legen an den Tag, daß er das Fach der Archäologie im weitesten Sinn umfaßte, und wie er stets classische und moderne Literatur in gleichem Maße beherrscht hat, verband er classische und christliche Alterthumskunde und moderne Kunstgeschichte. Frühzeitig zum Mitgliede der päpstlichen archäologischen Akademie ernannt, lieferte er für dieselbe schon im Jahre 1823 seine ersten Arbeiten, welche altchristlichen Inschriften und römischen Funden jener Zeit gewidmet waren. Im ersteren Fache fand er einen Lehrer an Francesco Cancellieri, der dem jungen Manne lebendiges Interesse gewährte, und dessen polyhistorische Erudition, wenn sie von den Schwächen und Uebelständen solchen bis zum Kolossalen getriebenen Anhäufens guter wie schlechter Materialien nicht frei bleiben konnte, doch auch einem Manne, welcher klaren Verstand und Tact vereinigte, vielfach zu gute kam. Wie viel aber Cancellieri's bedeutendste Werke für christliches Alterthum geleistet haben, wird auch heute, wo diese Wissenschaft so hohen Aufschwung genommen hat, gern anerkannt. Die Erläuterung einer Reihe antiker, an der Via Appia ausgegrabener Inschriften, welche Cancellieri in seiner Wohnung angebracht hatte, aus Visconti's Feder, erschien 1826 kurz vor dem Tode des alten Abate, welchem er in der Accademia Tiberina, einem im zweiten Decennium des Jahrhunderts gestifteten Verein zur Besprechung römischer Dinge, einen warmen Nachruf widmete. Wie mit dem

christlichen, beschäftigte er sich auch mit dem ägyptischen Alterthum, zur Zeit als die Champollion'schen Entzifferungsarbeiten Rom, dessen Obeliskten so lange der Wissenschaft wie den Phantasien wahrer wie angeblicher Aegyptologen getrockt hatten, in Bewegung brachten. Damals wurde unter Berufenen und Unberufenen zur Mode gewordene eifrige Theilnahme geweckt, welcher man als beste Consequenz die von Zppolito Rosellini geleitete toscanische Expedition nach Aegypten und Nubien verdankt, und in deren Gefolge einige Jahre später das um diese Zeit gegründete römisch-deutsche Institut für archäologische Correspondenz in den hieroglyphischen Bilderkreis hinein gezogen wurde, als Bunsens persönliches Interesse an ägyptischen Dingen die Berufung Richard Lepsius' 1836 als Secretär des Instituts veranlaßte, dessen Wirkungskreis, bei dem großen Fortschritt der Aegyptologie, nachmals wieder auf griechisches und romano-etruskisches Alterthum beschränkt ward. Auch Visconti hat sich, so viel ich weiß, nur vorübergehend mit diesen Dingen beschäftigt, die ihn, den schon Vieles Umfassenden, in Gefahr brachten, sich zu sehr zu zerplittern.

Eine Gefahr, die überhaupt sehr nahe lag und welcher er nicht ganz entgangen ist. Amtliche Arbeiten, Ciceronendienste, gefellige Abhaltungen vereinigten sich, ihn mehr in Anspruch zu nehmen, als ernstem Studium förderlich war. Er war ein höchst begabter Mann, und der Vielseitigkeit seines Wissens stand die Leichtigkeit zur Seite, womit er

es handhabte. So kam es, daß im Laufe der Zeit kaum irgend ein fürstlicher Besucher in Rom eintraf, welchem Visconti nicht zum Führer gedient hätte. Es begreift sich leicht, daß die Wissenschaft dabei keine Förderung erfahren konnte. Visconti besaß jenen leichten Fluß der Rede, für den es keine Zweifel noch Schwierigkeiten giebt und dem es vor allem darauf ankommt, den Dingen eine annehmliche, möglichst comprehensive und abgerundete Form zu geben. Wo es eine Lücke gab, überbrückte er sie ohne sie auszufüllen; er hat Alles plan und plausibel gemacht. Ich glaube, er hat nie eine sein Nichtwissen bekennende Antwort auf eine an ihn gerichtete Frage ertheilt, nie hat ein Name oder eine Jahreszahl ihn in Verlegenheit gesetzt. Seine Argumentation war eine sehr einfache: der dem er die Dinge erläuterte, wußte in neunundneunzig von hundert Fällen nichts davon, und der Cicerone durfte sich nicht dem Risiko aussetzen, Nichtwissen bekennen zu müssen. Es kam ja auch gar nicht auf die richtige Jahreszahl oder den Namen an — wer rechnete ihm nach? Aber diese ganze Beschäftigung mit ihren nothwendigen Folgen brachte ihn doch zu sehr in den Ruf eines vornehmen Fremdenführers und der davon unzertrennlichen Ungründlichkeit, den er im Grunde doch weniger verdiente als es den Anschein hatte. Nun kamen die akademischen und öffentlichen Aemter hinzu, welche ihm in reichlichem Maße zufielen. Beim Tode Giuseppe Antonio Guattani's, bei dem der

Gelehrte mit dem Begleiter der Primadonna stritt (er hatte die Antiquitäten an den Nagel gehängt und eine schöne Sängerin geheiratet, mit der er Jahre lang die Bühnen von Norddeutschland bis Lissabon besuchte), wurde er 1830 beständiger Secretär der archäologischen Akademie, beim Tode Carlo Fea's im Jahre 1836 Commissär der Alterthümer. Viele hätten dieses wichtige Amt lieber Antonio Ribby übertragen gesehen, dessen Studien über römische Topographie und über Geschichte und Alterthümer der Campagna ihm einen mit Recht geachteten Namen gemacht hatten, mögen deren Resultate, wenigstens in Bezug auf die Stadt, immerhin heute durch Forschungen und Ausgrabungen größtentheils beseitigt worden sein. Die Bildung des Gregorianischen Museo Etrusco im Vatican nahm Visconti vielfach in Anspruch, die Ausgrabungen in Ostia, welche so vieles zu Tage gefördert und deren antike Inschriften er veröffentlicht hat, die auf einem Theile des Palatin, welche die Entdeckungen in den Farnesischen Gärten ergänzen sollten, jene in Trastevere, welche das Quartier der siebenten Cohorte der Vigiles ans Licht förderten, wurden ganz oder theilweise von ihm geleitet. Ihm waren die Ausgrabungen übertragen, wobei Grotten und Reste des Dratoriums Sant' Alessandro am siebenten Meilenstein der Via Nomentana zum Vorschein kamen, welche auch für Rom's älteste christliche Zeiten, Anfang des zweiten Jahrhunderts, bemerkenswerth sind, indem hier der Ort ist, wo der erste römische Bischof dieses Namens mit

mehren seiner Getreuen beigesetzt wurde, von wo Papst Paschalis I. achthundert Jahre später ihre Reliquien nach der Kirche Sta. Prassede bringen ließ, worauf die erste Grabstätte in Vergessenheit gerieth und verödete. Endlich war er es, von welchem der Plan der Ausgrabung des Emporiums am Tiberstrand ausging, welcher Rom einen nicht geahnten antiken Marmorreichthum, wie er in solchen Massen wol nie vorgekommen ist, verdankt, und wo man erkannte, wie beim Hereinbrechen der Unglücksfälle, welche die Stadt der Verwüstung und Beraubung durch nordische Feinde preisgaben und endlich das Westreich zertrümmerten, noch Baumaterialien aufgehäuft und zur Verwendung vorbereitet in Menge am Ufer lagerten, wo dann der Strom sie unter seinen Schlamm verschwinden ließ und die Jahrhunderte sie vergaßen. Und doch ist in dieser kurzen Uebersicht der ihm zu Theil gewordenen amtlichen Aufträge nur das Bedeutendere aufgeführt.

Es ist begreiflich, daß unter solchen Umständen die Zahl größerer archäologischer Werke gering bleiben mußte. In der That glaube ich nicht, daß seit der dem Jahre 1836 angehörenden Beschreibung der Resultate der von Don Alessandro Torlonia in dem von ihm erworbenen classischen Territorium von Caere veranstalteten Ausgrabungen eine größere Arbeit in diesem Fache von Visconti erschienen ist. Aber die Denkschriften der archäologischen Akademie, das „Giornale Arcadico“ und das neuerdings gestiftete „Bollettino archeologico comunale“ enthalten zahlreiche Abhand-

lungen und Aufsätze aus verschiedenen Fächern, abgesehen von einzelnen kleineren Schriften. Im epigraphischen Fach war er im Lateinischen wie im Italienischen gewandt. Seine römischen Studien waren nicht auf das Alterthum beschränkt geblieben, und gleich Fea, Nibby, Coppi hatte er sich auch mit dem Mittelalter beschäftigt und neuere Zeiten nicht außer Acht gelassen. Er wußte unendlich viel von diesen Dingen, ohne bei denselben auf den Grund gegangen zu sein und seine Studien in rechten Zusammenhang gebracht zu haben. Seine nicht vollendete Geschichte der Familien Roms und des Kirchenstaats ist zu breit angelegt und läßt manches zu wünschen übrig, ist aber immer ein sehr brauchbares Hilfsmittel. Diesem Kreise von Arbeiten gehört auch das Leben der Vittoria Colonna an, welches der im Jahre 1840 von dem Fürsten Torlonia bei Gelegenheit seiner Vermählung mit Donna Tereza Colonna veranstalteten Ausgabe der Dichtungen der berühmten Tochter Roms vorausgeht. Eine fleißige gutgeschriebene Biographie, welche die älteren ärmlichen Versuche weit übertrifft, aber keineswegs hinreicht, wirkliche Einsicht in Leben und Fühlen, Denken und Glauben dieser merkwürdigen Frau zu geben, welche aus einem selbst in seinen geistlichen Mitgliedern, einen Papst ausgenommen, fast nur auf dem Felde der Kämpfe und Parteiungen bekannten Geschlechte hervorging. Die von Visconti durch eine Reihe ungedruckter Stücke bereicherte Sammlung der Gedichte ist späteren Drucken und Uebertragungen zu Grunde gelegt

worden, ohne weder dem reichen Stoff noch der Kritik vollständig zu genügen; die versprochene Sammlung der Briefe Vittoria's ist nie erschienen. Zu einer Zeit als vielleicht noch kein Gelehrter in Italien daran dachte, der Volkspoesie Aufmerksamkeit zuzuwenden, nämlich zu Anfang der dreißiger Jahre und somit lange vor Tommaséo, Tigri u. A., sammelte Visconti populäre Gedichtchen in der römischen Campagna und ließ ein Heftchen drucken, welches gleich so vielen kleinen italienischen Druckfachen geringe Verbreitung gefunden hat.

Ich glaube sagen zu dürfen, nicht in der literarischen Production lag der Schwerpunkt von Visconti's Thätigkeit und Bedeutung. Er lag in seiner Persönlichkeit und in der Stellung, die er sich in der eigenthümlich gestalteten, aus verschiedensten Elementen zusammengesetzten römischen Welt zu machen verstand. Er war — schon ist darauf hingedeutet worden — das rechte Widerspiel eines Stubengelehrten. Er arbeitete viel, aber er war bis zu vorgerückten Jahren unermüdet im geselligen Verkehr. Sein ganzes Wesen eignete ihn dazu. Beredt, gewandt, mit dem treuesten Gedächtniß begabt, mochte es sich um Namen, Facta, Zahlen oder um poetische Stücke handeln, war er ein glücklicher Gelegenheitsdichter und Uebersetzer, mit dem Geschick im Handhaben des Epigramms, welches so manchen Römern eigen ist, während ihre Art des Epigramms mehr komisch wirkt als verlegt. In der heiteren Conversation mit jenem Tact, der die Grenzen nicht über-

schreitet, in der ernsten mit der Sicherheit, welche das Wissen stets zur Hand hat und die Lücken desselben geschickt verdeckt, rasch im Auffassen und im Erwidern — mit solchen Mitteln war er des Erfolgs in der Gesellschaft gewiß, deren Formen ihm bequem waren. Jahrelang war er die Seele der Symposien, welche die beiden Akademien für Alterthum und Kunst, die päpstliche archäologische und die Malerakademie von San Luca, am Palilienefeste, dem sogenannten Geburtstage Roms (21. April) in irgendeiner der schönen städtischen Villen zu halten pflegten, und an denen Cardinäle mit den übrigen Mitgliedern, einheimischen wie auswärtigen, theilnahmen und gelegentlich, wie z. B. Cardinal D'Andrea, der in seiner letzten Zeit in eine so unglückliche wie unhaltbare Stellung zu Papst Pius IX. gerieth, mit diesen im lateinischen Sinngedicht oder in anderen Compositionen wetteiferten. Mit manchem Anderen, was das päpstliche Rom aufwies, sind gegenwärtig auch wol solche Zusammenkünfte verschwunden, und ich lasse es dahingestellt sein, ob das Neue immer Ersatz bietet. Einen Anordner wie Visconti hat es aber schwerlich gegeben. Seine Beziehungen zum vornehmen Adel sicherten ihm, dem angenehmen Gesellschafter, eine angenehme Stellung, während er durch seine amtlichen Verhältnisse sich nach vielen Seiten hin nützlich zu machen im Stande war. Visconti hat sein Licht nicht unter den Scheffel gestellt, aber er ist nicht neidisch gewesen. So unter Papst Gregor XVI., wie unter dessen Nachfolger, genoß er große

Gunst und Vertrauen; beide haben die Leitung bedeutender Unternehmungen in seine Hand gelegt und ihn dafür reichlich belohnt.

So war, als das Jahr 1870 für Rom den großen Wechsel herbeiführte, seine Stellung zu demselben klar vorgezeichnet. Er enthielt sich der Eidesleistung, welche die neue Regierung forderte, und schied aus seinen Aemtern, von denen er die Professur der Archäologie und alten Geschichte an der Sapienza mit nicht geringem Erfolge verwaltet hatte. Gleich Giovanbatista de Rossi und manchen Anderen bewahrte er dem Papste die gelobte Treue, ohne sich der Betheiligung an Vereinen und Unternehmungen zu entziehen, welche dem allgemeinen Besten auf wissenschaftlichem Felde gewidmet waren. Zu diesen gehört die städtische antiquarische Commission und die vor acht Jahren gestiftete Gesellschaft für römische Geschichte. Zu dem Institut für archäologische Correspondenz ist er schon zu einer Zeit, wo manche Römer sich von demselben fernhielten, in gutem Verhältniß gestanden, obgleich er, wenn ich nicht irre, zu dessen Publicationen selber nichts beigetragen hat. Die Zwecke dieses Vereins, dessen steigende Bedeutung er nicht verkennen konnte, hat er aber gefördert, und in späteren Jahren gehörte er zu den Ehrenmitgliedern der Direction. Sein Nefte und Schüler Carlo Lodovico, in welchem er sich mit väterlicher Liebe und Sorgfalt einen Nachfolger erzog und der ihm in seinen Arbeiten wie in seinem Lehramt an die Hand ging, hat zu den Schriften

des Instituts wiederholt tüchtige Arbeiten geliefert. Vor Jahren wollte er eine Sammlung seiner kleinen Schriften unter dem etwas pretiösen Titel „Viscontea“ herausgeben; aber ich glaube, er ist in jüngsten Zeiten wenig mehr zum Drucken gelangt. In diesen Zeiten hat er sich noch viel mit der Umgestaltung des Verzeichnisses der Albani'schen Sammlungen und der Katalogisirung der Torlonia'schen befaßt, die er entstehen gesehen hatte.

Bei einem zahlreich besuchten Festmale, welches das archäologische Institut im Spätherbst 1836 in dem schönen großen Saale der Villa Albani gab, machte ich, kurz vorher zum ersten Mal in Rom angelangt, Visconti's Bekanntschaft. Er war damals noch ein junger Mann (man nannte ihn wol Viscontino), und Manche beneideten sein rasches Aufsteigen. Unzählige Male bin ich in späteren Zeiten mit ihm zusammen gekommen und, wenn fern von Rom, stets im Briefwechsel mit ihm gestanden, und kann seine Gefälligkeit und Bereitwilligkeit nur rühmen. Auf antiquarischen Ausflügen, z. B. nach Ostia, war er der angenehmste Begleiter. Wird man es ihm verargen, wenn er wol den Ergebnissen seiner Arbeiten größere Bedeutung beilegte, als sie in der That besaßen? Uberschaut man das ganze Feld, auf welchem er thätig war, so wird man der Summe des von ihm Geleisteten Anerkennung nicht versagen.

Längst mit Nebeln vorrückender Jahre behaftet, blieb er, ein ergrauter Mann, geistig lebendig und thätig, wie

in seinen besten Zeiten. An Ehren und Auszeichnungen mancher Art, einheimischen wie fremden, überreich, ein treuer Sohn seiner Kirche, bei Hoch und Niedrig beliebt, erreichte er das Alter von 78 Jahren. Der 14. October 1880 war sein Todestag. Von seiner Generation der Literaten Roms war nur Einer noch, Salvatore Betti, am Leben, der ihm bald nachgefolgt ist.

Mit dem letzten Commissar der römischen Alterthümer ist auch das alte Rom zu Grabe bestattet worden. Das antike Rom nicht, das Rom des Alterthums, welches für den Forscher ewig lebt. Aber das Rom des Dichters und des Künstlers, das Rom des Frieden-Suchenden und Weltmüden, des Denkers und des Dulders, das Asyl, wo Alle eine Stätte und eine Heimat fanden, wo die Stralen der ganzen christlichen Welt convergirten, das für alles Leid und alle Verluste ein Wort des Trostes und der Beruhigung hatte, dieses Rom ist zerstört. General Cadorna's glorreiche Kugeln haben es, mitjammt der Porta Pia, in den Grund geschossen.

Drei Gelehrte.

Betti. Vannucci. Ricotti.

I. Betti.

Der Name Salvator Betti's führt uns in eine Zeit der italienischen Literatur zurück, welche, an sich schon ferne liegend, in dem heutigen Geräusch und Gewühl doppelt entlegen erscheint. Es waren andere und doch verwandte Dinge, um die man sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts stritt. Noch handelte es sich nicht um Classiker und Romantiker, für welche eine nun auch schon längst hinter uns liegende Epoche in der Literatur Partei ergriff; es handelte sich um den ewigen Widerstreit inbetreff der Sprache, welcher, ungeachtet großer Beispiele an denen das ganze vielfach bewegte achtzehnte Jahrhundert nicht arm ist, dessen letzte Zeit thöricht selbstmörderischen Krieg erklärt hatte, indem sie, große Muster vernachlässigend und kaum noch kennend, in französischer Nachahmung ihr Heil suchte und, wie Melchior Cesarotti, die Nachahmung zum Vorbilde erhob. Wohl hatten, dem Ausgange dieses achtzehnten Jahrhunderts nahe, Parini, Alfieri, Monti, Foscolo durch Wort und That das bessere Recht frei und

muthig proclamirt, aber es währte lange, ehe man sich von fremden Fesseln losriß und einem Studium zuwandte, das für Viele gar nicht mehr vorhanden zu sein schien. Die fünfundzwanzigjährige französische Herrschaft in Italien trug viel dazu bei, dem bösen Beispiel Vorschub zu leisten und die Anstrengungen der Bessern und Ernsteren als Pedanterei erscheinen zu lassen. Es hat eines harten Kampfes bedurft, um der italienischen Sprache zu ihrem angestammten Recht zu verhelfen und ihr Einfachheit, Originalität und Würde wiederzugeben.

In der Schaar der Männer, denen in diesem Kampfe ein Ehrenpreis gebührt, stand Graf Giulio Berticari. Einer alten ehrenwerthen Familie angehörend, wurde er am 15. August 1779 zu Savignano, einem kleinen Orte bei Cesena in der Romagna, geboren. Literarische Tendenzen waren in seinem Hause heimisch, und sein Vetter Graf Francesco Cassi übersezte die Pharsalia des Lucan, eine Uebersetzung, welche auch heute gelesen und gelobt wird. Eltern und Beziehungen führten ihn nach dem nahen Pesaro, und wenn seine Jugendbildung seinem eigenen Drange wenig entsprach, so begriff er bald die Nothwendigkeit ernster Studien und gab sich in Rom, wo er namentlich der Jurisprudenz oblag, willig dem bessern Antriebe hin, der ihn zur Erkenntniß und zum Verfolgen des wahren Weges führte. Seine Bekanntschaft mit Vincenzo Monti, dessen schöne und geistvolle Tochter Constanza seine Gattin wurde, trug wesentlich dazu bei, seinen literarischen

Geschmack zu klären und zu befestigen, und während er nach des Vaters Tode in Pesaro und seiner Provinz gerichtliche und municipale Aemter übernahm, widmete er sich der Literatur und Wissenschaft mit einem Eifer, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Er stand in der Literatur zwischen zwei Schulen, zwischen derjenigen, welche das vierzehnte Jahrhundert der toscanischen Sprache für allein maßgebend hielt und Veraltetes, Gewöhnliches, Unschönes in demselben Maße wie die Blüten der großen Dichter gebrauchte, und der überwiegenden Junft der Neuerer, welche jede Regel und Autorität gering schätzten und Verständlichkeit für den höchsten Zweck erklärten. Es galt zwiefache Uebertreibung zu vermeiden, die engherzige Beschränktheit der Puristen und das schlaffe und schlotterige Sichgehnlassen der Neuerer, mit denen auch der alte Kampf der Nicht-Toscaner gegen die angebliche Tyrannei der toscanischen Sprache und ihres Wortschatzes sich wiederholte. Mit zwei bedeutenden Werken ist Berticari für die Wahrheit seiner Principien in die Schranken getreten, mit dem Buche über die Schriftsteller des Trecento und Maß und Grenze ihrer Nachahmung, und mit der Apologie Dante's gegen die Verfeinerung seines Patriotismus und seiner Gesinnungen — Werke, umsomehr der Anerkennung werth, als der Verfasser mit weiser und gerechter Mäßigung verfuhr und auch in der Polemik die Grenzen nicht überschritt, wie es Monti begegnet war. Die Beschäftigung mit Dante, welchen zwei Jahrhunderte beinahe außer

Acht gelassen hatten, und namentlich das Studium seiner kleinern Schriften ist wesentlich durch Berticari ermuntert worden. Wie die Göttliche Comödie ihm, den Widersachern des großen Dichters gegenüber, die Waffen zur Vertheidigung seiner warmen Vaterlandsliebe und seiner patriotischen Gesinnung in die Hand gab, so bot ihm der Tractat „De vulgari eloquio“ das Mittel zur Definition der Sprachverhältnisse in Italien zu Dante's Zeit. Hier aber verfiel er in den Irrthum, Raynouards Ansicht von dem Einfluß des Provenzalischen auf das Italienische zu weit auszudehnen und zu behaupten, dies alte Italienische oder Toscanische sei in Sicilien früher als am Arno gesprochen worden, woran sich der zweite Irrthum reihte, der im vierzehnten Jahrhundert die edle Schriftsprache in allen Theilen Italiens neben den Dialekten finden wollte und sie so ihres toscanischen Charakters entkleidete.

Auf keinen Andern hat Giulio Berticari in dem Maße gewirkt wie auf seinen Landsmann Salvator Betti, welcher, dreizehn Jahre jünger, im Jahre 1792 geboren war. Seine Familie gehörte dem adriatischen Theil von Mittelitalien an, sein Vater war Bibliothekar an der Oliveriana zu Pesaro. Nicht in seiner Heimat aber verbrachte er seine ganze Jugendzeit. Er war in den Orden Sanct Romualds getreten, der im Gebirge zwischen Romagna und Toscana seinen Ursprung gehabt hatte, aber er hatte die höhern Weihen nicht empfangen. In jungen Jahren führte diese seine Bestimmung ihn nach Rom — er hat

selbst einmal ausgesprochen, die Reise von Pesaro nach Rom sei seine ganze Odyssee gewesen. In dem Camaldulenser-Kloster von San Gregorio, welches mit der gleichnamigen Kirche und der Capelle mit den schönen Fresken Domenichino's und Guido Reni's aus der Geschichte des Apostels Andreas am Fuße des Monte Celio in freier beherrschender Lage auf das Thal zwischen diesem Hügel, dem Palatin und dem Aventin hinblickt, hat er mehrere Jahre verbracht.

Die Aufhebung der geistlichen Orden und Congregationen durch die napoleonische Regierung veränderte auf immer seine Bestimmung. Er trat in den Laienstand zurück. Papst Gregor XVI., der dem Orden Sanct Romualds angehörend, ihn im Kloster San Gregorio gefannt hatte vergab ihm dies nie und hielt ihn immer für einen Abtrünnigen, so daß er ihm während seiner langen Regierung nie eine Gunstbezeigung zugewandt und ihn immer „Frate Betti“ genannt hat. Die auf die französische Zeit folgenden Jahre, welche zugleich das letzte Decennium Pius' VII. waren, sind es gewesen, in welchen Betti sich seinen Lebensgang bildete, der von da an bis zu seinem späten Alter unverändert derselbe geblieben ist. Es war in der Literatur eine Epoche heilsamer und nöthiger Reaction gegen das fremde Wesen, und unter den Namen derjenigen, die sich im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in Rom zusammen fanden, sei es zu bleibendem, sei es zu bloß temporärem Aufenthalt, giebt es solche, die für frühere Ver-

luste, für Gaetano Marini und Ennio Quirino Visconti Ersatz bieten konnten.

Zu den letzteren, nämlich zu denen, welche die Stadt nur zu längerem oder kürzerem Aufenthalte wählten, gehörten Berticari, Bartolommeo Borghesi, Giacomo Leopardi, alle drei Betti's engere Landsleute. Dauernd haben sich in Rom niedergelassen Girolamo Amati Scriptor an der Vaticana und tüchtiger Philologe, Carlo Fea ein geborner Piemontese, der sich zu einem der gelehrtesten und zuverlässigsten Kenner römischen Alterthums entwickelte, Luigi Marini der Herausgeber des Vitruv, dessen Kritik seinen architektonischen Kenntnissen nicht gleichkam, Luigi Biondi geschmackvoller Uebersetzer römischer Dichter, Pietro Odescalchi, ein Sprößling der Familie Papst Innocenz' XI., der erste Uebersetzer der Bücher Cicero's vom Staate, Antonio Coppi in der Nähe von Turin geboren, der tüchtige und bis über sein achtzigstes Lebensjahr hinaus thätige Fortsetzer von Muratori's Annalen. Zu ihnen gesellte sich Angelo Mai, der seinen an der Ambrosianischen Bibliothek erworbenen Ruhm durch seine fortgesetzten Entdeckungen in der Vaticana vermehrte und in späterer Zeit zu höchsten kirchlichen Würden aufstieg. Neben den Genannten standen die eigentlichen städtischen Antiquare, wie Filippo Aurelio Visconti und Stefano Piale, während gelehrte Ausländer, Deutsche, Franzosen, Engländer, Skandinaven, an gemeinsamen Forschungen theilnahmen.

Im Jahre 1819 gründete Giulio Berticari die Zeit-

ſchrift, welche unter dem Namen des „Giornale Arcadico“ manche Stürme überlebt und bis zu ſpäten Jahren gewährt hat. Betti wurde mit der eigentlichen Redaction unter der Leitung ſeines Lehrers und Freundes betraut und hat dieſelbe bis zum Ende geführt. Es hat eine Zeit gegeben, in welcher das Giornale Arcadico die beſten Kräfte in Mittelitalien vereinigte und ein Gesamtbild der literariſchen und wiſſenſchaftlichen Thätigkeit in dieſen Regionen lieferte, welches die Literärgeſchichte nicht unbeachtet laſſen darf. Berticari's Entfernung von Rom bedrohte das junge Unternehmen mit Stockung. Der Tod ſeines Vaters rief ihn nach Hauſe zurück, und in der engern Heimat erwarteten ihn Familienangelegenheiten und öffentliche Aemter, ohne ihn jedoch ſeinen Lieblingsſtudien untreu werden zu laſſen, bis ein unerwarteter früher Tod ihn, den Dreiundvierzigjährigen, zu San Costanzo, einem kleinen Orte bei Mondolfo in ſeiner heimatlichen Provinz, ereilte, inmitten vieler literariſchen Pläne, unter denen die Textcorrection des „Ditamondo“ des Fazio degli Uberti, Dante's jüngern Zeitgenoſſen, von ſeiner ſteten Beſchäftigung mit der Literatur des goldenen Zeitalters italieniſcher Poeſie zeugt. Betti that das Mögliche, das Unternehmen in dem Sinne ſeines Urhebers fortzuführen, und wenn die Beiträge zeitweilig ſpärlich floſſen, ſo ſind daran neben den literariſchen auch die politiſchen Wandlungen ſchuld, welche ſchon unter Papſt Leo XII., namentlich aber ſeit Gregors XVI. Regierungsantritt, in den römischen Zuſtänden eine von den

Stimmungen der Restaurationsepoche gründlich verschiedene Phase beginnen ließen. Betti hat zu der Zeitschrift eine Reihe werthvoller Artikel über classische und moderne Literatur und Numismatik, Archäologie und Kunst beige-steuert, von denen noch die Rede sein wird. Er war zum Secretär der Akademie von San Luca ernannt worden und hielt an derselben regelmäßige Vorlesungen über Mythologie für Künstler und alte Kunst und Geschichte, während er deren Geschäfte in ihren Beziehungen zu den Behörden leitete. Eine andere Stellung hat er nie gesucht, noch erhalten. Er war mit derselben zufrieden. Selten habe ich einen genügsameren Mann gekannt. In seiner kleinen bescheidenen Wohnung am Fuße des Quirinals, in der Straße, welche man nach einem großen öffentlichen Wasser- und Waschbecken Via del Lavatore del Papa nennt, fand ich ihn zuerst im Herbst 1836. Hier hat er sein ganzes römisches Leben zugebracht, umgeben von einer ansehnlichen Bücher-sammlung, die seinen ganzen Reichthum bildete. Ruhig heiter, immer von gleicher Stimmung, wohlwollend und von verbindlichen Umgangformen, schien er von den äußeren Dingen wenig berührt zu werden und verbrachte die Stunden, welche seine Amtsgeschäfte, seine literarischen Studien, seine Correspondenz ihm frei ließen, mit den Freunden, von denen die älteren ihm alle vorausgingen, während manche jüngere an deren Stelle traten. Abgesehen von Literaten, gehörten verschiedene ausgezeichnete Künstler zu seinen Freunden. Canova, beständiger Präsident der

Akademie von San Luca, war bereits 1822 gestorben. Später trat Betti in vertrauteste Beziehungen zu Pietro Tenerani, Roms und Italiens ausgezeichnetstem Bildhauer unserer Zeit, zu Luigi Poletti dem Erbauer der Paulskirche, zu Virginio Vespignani, von welchen manches tüchtige und geschmackvolle Bauwerk aus der Zeit Pius' IX. herrührt. Als dieser Papst noch Cardinal war, unterhielt er mit Betti, seinem Landsmanne, befreundete Beziehungen. Gleich nach seiner Thronbesteigung verlieh er ihm das Kreuz des Gregoriusordens und ernannte ihn zum Mitglied der Staatsconsulta — ein Amt, welches Betti keine großen Geschäfte auferlegt hat. Wie mit vielen Landsleuten, stand er auch mit manchen Ausländern in gutem Verhältniß und nahm in späteren Jahren an den Versammlungen des deutschen archäologischen Instituts theil.

Seine Jugendzeit fiel in die Epoche der Blüte des Classicismus. Monti und Foscolo waren die Helden dieser Zeit, und Betti hat deren Principien nie verleugnet. Pietro Giordani, der nie eine größere Arbeit unternommen hat, galt als Meister der Prosa und Giovan Batista Niccolini's jugendliche Tragödien waren antiken Mustern nachgebildet. Betti hat diesen Männern, mit denen, Foscolo ausgenommen, er in fleißigem Briefwechsel stand, eifrig nachgestrebt. Er war kein Dichter, aber er hatte für die Poesie lebendigen Sinn und hat immer reinen Geschmack an den Tag gelegt. Die Vorzüge der sprachlichen Form seiner Arbeiten hat die Akademie der

Crusca vor langen Jahren anerkannt, indem sie ihn zum correspondirenden Mitgliede wählte. Seine Schriften sind an Zahl nicht bedeutend, aber Inhalt und Form machen manche derselben gleich werthvoll. Ein einziges Werk von ihm ist von größerem Umfang: „L'Italia illustre.“ Es erschien im Jahre 1841, zwei Jahre vor Gioberti's „Primato“. Die akademische Form des Dialogs thut der Wirkung einigermaßen Abbruch, aber die große Verbreitung des Buches, welches, so viel ich weiß, fünf Auflagen erlebt hat, beweist, daß dasselbe an der Zeit war. Die Idee ist im Grunde dieselbe wie in Gioberti's berühmter Schrift: die Glorie Italiens, welches Jahrhunderte lang allen Nationen voraus ging und in allen Fächern, auf allen Bühnen des Lebens glänzende Bilder aufwies. In einem Punkte aber ist das Werk des römischen Gelehrten von dem des im Auslande schaffenden Piemontesen verschieden. Nicht das politische Element giebt ihm seine Färbung, sondern das historisch-literarische. Darin liegt der Grund des geringeren populären Effectes von Betti's Buche in einer Zeit, in welcher die Ungeduld und der Drang nach Wechsel, unklar aber mächtig, sich an Italiens Vergangenheit im Hinblick auf seine Zukunft anflammerten.

Alle übrigen Schriften Betti's sind von kleinerem Umfang, theilweise Vorträge, die er in der Akademie von San Luca oder in der päpstlichen archäologischen, deren Präsident er zeitweilig war, gehalten hat, theilweise Beiträge zum Giornale Arcadico, über alte Geschichte und die

anderen Fächer, welche oben genannt worden sind. Es würde viel zu weit führen, die einzelnen zu nennen, nur ein paar will ich beispielsweise anführen. Betti war einer der Ersten, welche auf die Uebertreibungen des Tacitus in der Schilderung des Tiberius aufmerksam machten und eine gerechtere Beurteilung des Imperators anbahnten. In einer längeren Untersuchung bestrebte er sich, das Verhältniß der Chronik der Malespini zu jener des Villani nachzuweisen, und wenn er nicht zu dem Schlusse kam, daß in dem einen Werke eine Fälschung vorliegt, so zeigte er doch, daß dessen Sätze zum Theil nur durch Vergleichung mit denen des andern, als dessen Verstümmelung sie erscheinen, richtig verstanden werden können, und war somit der Wahrheit fast ebenso nahe, wie Arnold Buffon. In der Besprechung der berühmten Canzone Petrarca's: „Spirto gentil“ widersprach er mit dem Abbé de Sade entschieden der Ansicht, welche sie auf Cola Rienzi bezieht, und theilte sie Stefano Colonna dem Jüngeren zu, worin ihm viele seiner Landsleute, unter andern Giosue Carducci, der kühne Reformator italienischer Lyrik, gefolgt sind, während neuerdings wieder ein Fürsprecher des römischen Tribunen sich auf den Kampfplatz gestellt hat, der die historischen wie die sprachlichen Gründe dieser wol stets räthselhaft bleibenden Poesie nochmals zu Gunsten des vielbesprochenen Volkshelden erörtert hat. Minder glücklich war Betti in dem Versuche, der gewöhnlichen Annahme zuwider, Petrarca's Laura nicht in Laure de Sade, sondern mit Bimard de la Bastie

und einem neueren französischen Autor in einer *Laure de Baur* finden zu wollen. Seine *Dante-Briefe* enthalten manches Bemerkenswerthe, wie immer man es mit seiner Deutung der *Matelda*, in welcher er die *Markgräfin von Canossa* sieht, und jener des *Beltrio* halten mag, der für ihn *Papst Benedict XI.* ist. Eine Sammlung seiner kleinen Schriften erschien zu *Florenz 1856*, könnte jedoch durch manches Spätere ergänzt werden.

Von der Politik hatte Betti sich stets fern gehalten. Der Friede seiner letzten Jahre wurde dennoch in etwas durch die politischen Ereignisse getrübt, indem die Einnahme Roms durch die *Piemontesen* einen Wechsel in der Stellung der *Academie von San Luca* zur Folge hatte, welche ihre Selbständigkeit und alten Institutionen gegenüber den Eingriffen der neuen Regierung vertheidigte. Sein Gesicht war damals schon sehr geschwächt, was seiner literarischen Thätigkeit ein Ziel setzte, aber seiner ruhigen Heiterkeit im Umgange mit Freunden und seiner Betheiligung am akademischen Leben keinen Abbruch that. Diese ruhige Heiterkeit und Fassung, die ihn durch das ganze irdische Dasein begleitet, verließ ihn auch in seiner letzten Krankheit nicht, und er schied vom Leben in der zuversichtlichen Hoffnung, daß seine Seele ruhen werde in dem Bewußtsein der unendlichen Weisheit. Der 11. October 1882 war sein Todestag.

In der französischen Zeit und in Jahrzehnten, welche gewöhnlich die der clerikalen Unterdrückung gescholten werden,

hatten die Romagna und die benachbarten adriatischen Landschaften ein Zahl Männer, welche in der Literatur und den Wissenschaften einen ehrenvollen Platz einnahmen und, freudig verehrt, ihrem Geburtslande Glanz verliehen. Vincenzo Monti war zu Fusignano im Ravennatischen geboren und gehörte Rom und der Lombardei allerdings mehr als der engern Heimat an. Aber Dionigi Strocchi von Faenza, der treffliche Uebersetzer des Callimachus und der Georgica, der große Alterthumsforscher Bartolommeo Borghesi von San Marino, Paolo Costa der Aesthetiker, der Dichter Giovanni Marchetti und der Physiker und Archäologe Francesco Orioli von Bologna, die Brüder Luigi Crisostomo und Michele Ferrucci von Lugo, Filippo Mordani von Ravenna u. m. A. werden mit Berticari und Betti genannt, wenn es sich um den literarischen Ruhm der Romagna des neunzehnten Jahrhunderts handelt. Manche dieser Männer haben ihre Thätigkeit der heimatlichen Provinz gewidmet und sind in ihr groß geworden und gestorben.

II. Vannucci.

Wenn die Politik Leben und Wirken des römischen Gelehrten kaum berührte, so übte sie großen Einfluß auf die Geschichte Atto Vannucci's. Er war zu Tobbiano im Gebiete von Pistoja am 1. December 1808 geboren und erhielt seine Bildung in dem Seminar gedachter

Stadt, in welchem er auch die Priesterweihe empfing. In seinem dreiundzwanzigsten Jahre wurde er Lehrer der classischen Literatur, dann der Geschichte an dem Collegium Cicognini in dem benachbarten Prato. Es war eine Zeit, in welcher das mittlere Unterrichtswesen in Toscana einer großen Umwandlung entgegen ging, wozu in erster Linie ein an manchen Orten und in verschiedenen Stellungen unermüdet thätiger Mann den Anstoß gegeben hat, der Abate Giuseppe Silvestri, dessen Leben und Wirksamkeit von einem Schüler seiner Schüler, dem heutigen Archivdirector Cesare Guasti in Florenz, in einem äußerst reichhaltigen und lehrreichen Buche anschaulich geschildert worden sind. Zu Vannucci's Collegien und Freunden gehörten Giuseppe Arcangeli, der als Secretär der Akademie der Crusca starb, Enrico Bindi nachmals Erzbischof von Siena, Giuseppe Tigri, der sich namentlich durch seine schöne Sammlung toscanischer Volkslieder verdient gemacht hat, u. A. Mit diesen Männern unternahm er die Herausgabe einer Sammlung lateinischer Autoren mit italienischen Anmerkungen sowohl sprachlichen als geschichtlichen und sonst erläuternden Inhalts. Es war ein bedeutender Fortschritt, wenn man die alten Schultexte, wie sie noch vom vorigen Jahrhundert her beim Unterricht im Gebrauch waren, mit den neuen Editionen vergleicht, und wenn diese unseren heutigen Anforderungen auch in Bezug auf Textkritik wenig entsprechen, so haben sie doch namentlich für ein besseres Eingehen in den Inhalt der römischen Schriftsteller, wovon früher, so zu sagen,

nicht die Rede war, fördernd gewirkt. Die älteren römischen Dichter, das Lustspiel und die Satire, Catull, die römische Eloquenz und Cicero, Sallust, Cornelius Nepos, Livius und Tacitus, Tibull, Propertius und Ovid sind nebst den Fabeldichtern in den Kreis der Betrachtung gezogen worden. Vannucci hat die Einleitungen, welche er den von ihm behandelten Autoren vorausschickte, mit mehreren ähnlichen Aufsätzen vermehrt, in einem besonderen Bande vereinigt, der unter dem Titel „Studi storici e morali sulla Letteratura latina“ in zweiter, stark vermehrter Auflage zu Florenz 1862 erschienen ist. Diesem Bande ist auch die Uebersicht über die Publicationen des Deutsch-römischen Archäologischen Instituts beigelegt, die er, soviel mir bekannt, der erste und einzige Italiener, für das florentinische Archivio storico italiano ausarbeitete, zugleich mit der Schilderung der römischen Campagna, unter Benutzung der zahlreichen italienischen und fremden Arbeiten, und Aufsätzen verwandten Inhalts. Daß er in der alten Geschichte sehr bewandert war, zeigte sein umfangreiches, mehrmals gedrucktes Werk über die alte Welt Italiens bis zum Untergange des Römerreiches, welches unter den pragmatischen Darstellungen, die sich an ein größeres Publicum wenden ohne den wissenschaftlichen Charakter aufzugeben, eine ehrenvolle Stelle einnimmt, wenngleich der Verfasser nicht von dem Vorwurf freizusprechen ist, modernen Ideen bei der Betrachtung antiker Zustände und Thatsachen zu weiten Spielraum eingeräumt zu haben. Von einer eigentlich

kritischen Behandlung, so der Geschichte wie der Literatur, muß man bei diesen Arbeiten absehen, welche jedoch große Belesenheit und redlichen Fleiß, wie ein warmes Gefühl nicht verleugnen, in der Art der Behandlung aber und großentheils auch in der Auffassung sich wesentlich französischen Mustern anschließen. Als Lehrer vereinte Bannucci Vorzüge mit Mängeln. Er hat die Schüler immer lebendig angeregt. Worte, wie Thatfachen, waren für ihn in erster Linie nur Behikel zum Ausdruck oder zur Bestätigung von Anschauungen und Urteilen. Es braucht nichts angeführt zu werden, daß diese Methode auf Abwege führen mußte. Die spätere Richtung philologischer Studien und philologischen Unterrichts hat dann auch in Mittelschulen andere Wege eingeschlagen.

Das Jahr 1848 wurde für diesen Mann verhängnisvoll. Er hatte seine Stellung in Prato aufgegeben und sich nach Florenz gewandt. Er hing den Priesterrock an den Nagel und hieß fortan statt Abate Bannucci einfach Professor. Ich wünsche, daß er Ruhe und Befriedigung nach diesem Schritte gefunden habe. Wenn ich ihn mir aber vorstelle, wie er manche Jahre nachher in einer Kirche, aus welcher Manche, wie die Pariser es mit Ste. Geneviève gethan, statt eines Gotteshauses ein Pantheon machen möchten, vor einer Versammlung, in welcher nicht Wenige als Freidenker ohne Scheu den Hut auf dem Kopfe behielten, in Laientracht eine Trauerrede hielt, so meine ich immer, es müsse ihm eigenthümlich ums Herz gewesen sein.

Er wurde einer der eifrigsten Mitarbeiter an dem Journal „L'Alba“, durch welches der geistvolle, durch und durch revolutionäre Sicilianer La Farina, nachmals Cavour's eifrigster Mitarbeiter, zum Aufkommen und zur Entwicklung ungesundester Begriffe und Zerstörung rationellen Fortschritts in Toscana mächtig beigetragen hat. Als die Dinge so weit gekommen waren, wie diese Leute wünschten, der Großherzog außer Landes, Guerrazzi am Regiment war, ging Vannucci als toscanischer Abgesandter nach Rom, wo statt des Papstes Mazzini herrschte. Die Wahl anderer Vertreter dieser Regierung war eine ähnliche. Die Folge war, daß nach der Restauration vom April 1849 der improvisirte Diplomat nicht nach Florenz zurückkehrte, sondern in der Schweiz, in Frankreich, in England durch Unterricht und literarische Arbeit seinen Unterhalt fand. Als die Ereignisse der unruhigen Zeit halb vergessen waren, im Jahre 1856, sah er die Heimat wieder; drei Jahre später begann auch für ihn ein neuer Lebensabschnitt. Seine Dienste, wie man es nannte, wurden nicht vergessen. Man muß ihm übrigens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es ihm mit seinen politischen Gesinnungen Ernst war, daß er kein Capital daraus zu schlagen suchte und nie zu der Sorte lärmender Tribunen gehört hat, ein stiller, zurückgezogener Mann war, der für das öffentliche Leben wenig paßte. Er wurde zum Bibliothekar der Magliabechiana, welches Amt er nach nicht langer Zeit wegen Augenschwäche niederlegte, und zum Professor an

dem Institut für höhere Studien ernannt, und erhielt von der italienischen Regierung die Senatswürde und das Comthurkreuz des Sanct Mauritius-Ordens. Ob er an den Sitzungen der politischen Körperschaft theilgenommen hat, vermag ich nicht zu sagen. Seine Zeit war literarischen Arbeiten gewidmet, als deren bedeutendste die zweibändige Biographie Giovan Batista Niccolini's zu nennen ist, welche eine reiche Auswahl aus dessen Briefwechsel enthält und für die italienische Literaturgeschichte von der napoleonischen Zeit an von Bedeutung ist, wie immer man über die Anschauungen des Verfassers urtheilen mag. Zu seinen übrigen literarischen Arbeiten gehört eine Geschichte der ersten Zeiten des florentinischen Gemeinwesens, welche mehr pädagogische als gelehrte Zwecke verfolgt, eine Auswahl und Erläuterung altlateinischer Sprichwörter und eine mehrmals gedruckte und erweiterte Geschichte der sogenannten Märtyrer der italienischen Freiheit. Die Akademie der Crusca hatte ihn, der die Sprache zugleich mit Gewandtheit und Reinheit handhabte, vor einer Reihe von Jahren zum Mitgliede gewählt, und er war in den letzten Zeiten deren Senior. Er starb am 20. Mai 1883 und hinterließ ein kleines Besitztum, der Heimat gedenkend, zu wissenschaftlichen und wohlthätigen Zwecken.

III. Ricotti.

Zu Anfang des Jahres 1836 schrieb die Turiner Königliche Akademie der Wissenschaften, ein Institut von

altem, verdientem Rufe, eine Preisaufgabe aus: eine Darstellung des Kriegswesens der italienischen Soldschaaren bis zum Tode Giovanni's de' Medici, des Führers der Schwarzen Banden, und Erörterung des Einflusses derselben auf die Ausbildung der nachmaligen italienischen Heere. Zwei Jahre später wurde der Preis der Arbeit eines bis dahin unbekanntem jungen Mannes erteilt: Ercole Ricotti, geboren zu Boghera am 12. October 1816, Sohn eines Arztes, dessen eigentliches Studium das der mathematischen Wissenschaften war und der zum Civil-Ingenieurcorps gehörte. Im Jahre 1840 ernannte die Akademie den glücklichen Bewerber zu ihrem ordentlichen Mitgliede — ein bis dahin bei so jungem Alter vielleicht nie vorgekommener Fall, worauf namentlich Graf Cesare Balbo eingewirkt hatte, welcher mit richtigem Blicke erkannte, wie viel Italien sich von diesem frühe gereiften Talent versprechen durfte. Erst in den Jahren 1844 und 1845 erschien das vierbändige Werk „Storia delle compagnie di ventura in Italia“, welches seinen Verfasser in ganz Europa bekannt machte und auf mannigfaltige Weise (ein deutscher Geschichtschreiber hat daraus einen ganzen Band über Francesco Sforza zusammen gestoppelt) benutzt worden ist.

Dieses Werk umfaßt jedoch den Stoff in bei weitem größerem Umfange, als die Preisaufgabe, deren Grenzen so zu Anfang wie am Ende kaum richtig gezogen waren. Es beginnt mit dem Kriegswesen der aus der Völkerwanderung entstandenen Staaten und endigt mit den letzten

Italienern, die in fremdem Dienste Kenntnisse und Talente verwendeten. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt jedoch in dem Theile, der von dem eigentlichen einheimischen Söldnerwesen handelt, welches die fremden Abenteurerbanden des 14. Jahrhunderts verdrängte und sich zu den kunstgerechten Formen entwickelte, die bis zu dem Aufkommen der neueren Kriegskunst in Folge der Verbesserung der Artillerie und des Festungswesens gewährt haben. Nicht bloß das eigentlich Geschichtliche ist in knapper, aber immer anschaulicher und belebter Erzählung vorgetragen, sondern Alles, was sich auf die innere Gestaltung, die Bildung und Einrichtung der Compagnien und ihr Verhältniß zu den Communen und Herrschern bezieht, ist mit großer Sorgfalt dargestellt, während der Zusammenhang mit der fast anhaltend äußerst verwickelten allgemeinen Geschichte des Landes stets im Auge behalten ist. Auch die Anfänge des communalen Kriegswesens, welches die Soldheere ablöste, ohne ihnen völlig ein Ende zu machen, sind mit Sorgfalt behandelt. Wenige Werke haben einem Gegenstande, der nur zu leicht Eintönigkeit oder aber Zersplitterung herbeiführen konnte, eine so ansprechende Form zu geben verstanden, und im Zusammenhange mit der allgemeinen Geschichte die wechselnden Geschehnisse dieses Theils des öffentlichen Lebens so klar und anziehend darzustellen gewußt. Warme patriotische Gesinnung leuchtet aus dem ganzen Buche hervor, ebenso aber die Wehmuth über das Vergeuden von Geist und Tapferkeit, erst in der Corruption

des Söldnerwesens, welches allmählich in ein Handwerk und in Sucht nach Gold und Besitz ausartete, dann in der Verwendung desselben für fremde, dem Lande nicht selten feindliche Zwecke. Ricotti's Werk hat die Anregung zu einer wichtigen Sammlung von Documenten über das mittelalterliche Heerwesen aus den toscanischen Archiven gegeben, welche der Trientiner Giuseppe Canestrini im Jahre 1851 dem Archivio storico italiano mit einer ausführlichen Einleitung einverleibte, wodurch die Arbeit des piemontesischen Historikers namhafte Erläuterung und Bereicherung erhält.

Im Jahre 1846 wurde Ricotti zum Professor der modernen Geschichte an der Turiner Universität ernannt. Der Lehrstuhl wurde neu creirt, denn, man sollte es kaum glauben, vaterländische Geschichte wurde an der Hochschule nicht docirt (was Professor Paravia las, war viel mehr eine Reihe literarisch-historischer Tableaux in ansprechender, aber rhetorischer Form, als ein eigentlicher Geschichtscursus), und als man sich gedrängt fühlte, der Jugend etwas über vaterländische Geschichte in der strengeren Bedeutung des Wortes beizubringen, hatte man nicht den Muth, dem Kinde seinen rechten Namen zu geben, und aus der italienischen Geschichte wurde eine „moderne“ oder „militärische“. Ricotti's Befähigung zum Lehramt war keine eminente und er hat die allgemeine Geschichte nur als Nebensache betrachtet und behandelt, aber er verstand es doch, die Zuhörer anzuziehen und hat Ersprießliches gewirkt. Von wissenschaftlicher Bedeutung sind seine später

gedruckten Vorträge, diejenigen über die Reformationszeit, sein Buch über die englische Verfassungsgeschichte 2c. nicht. Seine wissenschaftlichen Arbeiten wurden durch das Jahr 1848 unterbrochen. Auch er wurde von dem politischen Treiben ergriffen, betheiligte sich am Journalwesen, zog als Capitän im Geniewesen in den lombardischen Krieg und war eine Zeit lang österreichischer Gefangener. Er war zum Militär nicht gemacht, und seine große Kurzsichtigkeit würde allein schon ein ernstes Hinderniß gewesen sein. Aber er versah den Dienst mit Eifer und verließ ihn erst nach zehn Jahren mit dem Range eines Majors. Seine Vorlesungen hatten während dessen nicht gerastet und er hatte ernste Forschungen für sein zweites größeres Werk angestellt, durch welches er der Geschichte seines Vaterlandes einen wesentlichen Dienst geleistet hat.

Man würde sich täuschen, wenn man glaubte, die geringe Begünstigung, welche dem historischen Studium im Unterrichtswesen durch den officiellen Lehrplan zu Theil wurde, liefere den Maßstab für den Stand dieses Studiums und die wissenschaftliche Production. Vor vielen Jahren habe ich in den Berichten über die neuere historische Literatur in Italien in der „Allgemeinen Zeitung“ später in dem 1862 erschienenen Leben Cesare Balbo's wiederholt darauf hingewiesen, was auch von manchen Seiten bestätigt worden ist, wie schon unter dem letzten Herrscher der älteren Linie des Hauses Savoyen, König Carl Felix, eine tüchtige historische Schule sich in Piemont gebildet

hatte und wie namentlich vaterländische Geschichte und Alterthümer gepflegt wurden. Die lange Regierung König Carl Alberts setzte in dieser Beziehung mit gemehrten Kräften und gemehrtem Eifer fort, was unter seinem Vorgänger unternommen worden war. Wo der König nicht persönlich eingriff, traten die Akademie der Wissenschaften und selbst Privatleute an seine Stelle, und von 1830 an ist eine Reihe von Werken erschienen, die einen bleibenden Werth behalten. Statt aller Namen nenne ich den des trefflichen Balbo, welcher die lange durch die politischen Ereignisse wider seinen Willen ihm geschaffene Muße theils zu eigenen Arbeiten, theils zur Förderung derjenigen Anderer benutzte, so daß, als im Jahre 1846 der Marchese Cesare Alfieri di Sostegno an die Spitze des Unterrichtswesens trat, in welches durch ihn neues Leben kam, obgleich er die alten Hemmnisse nicht vollständig wegzuräumen vermochte, nicht bloß ein fruchtbarer Boden vorhanden war, sondern reiche Früchte rühmlicher Thätigkeit vorlagen. Die rasche Ausbildung eines Mannes wie Ricotti und die großen Erfolge seiner Lehrthätigkeit dürfen daher nicht Wunder nehmen. Die Geschichte des Kriegswesens war überhaupt ein Lieblingsgegenstand damaliger Zeit, und während Ricotti an seinem größeren Werke arbeitete, beschäftigte sich ein anderer junger Piemontese, Carlo Promis, mit den Untersuchungen über das italienische Kriegsbauwesen und die Artillerie in den Zeiten des Uebergangs von dem Mittelalter in die neuere Zeit, wozu ein piemontesischer

Edelmann aus ältestem Hause, Cesare Saluzzo, und der König selber ihm die Mittel boten. Carl Albert hat durch die thätige Theilnahme, die er stets den Wissenschaften gewidmet und die bei ihm nicht aus Berechnung, sondern aus wahren Interesse hervorging, manches wieder gut gemacht, was man ihm zur Last legen kann. Er war längst nicht mehr, als Ricotti an sein zweites größeres Werk ging. Luigi Cibrario hatte seine Geschichte der savoyischen Monarchie mit dem 15. Jahrhundert unterbrochen, Domenico Carutti mit dem ersten Könige Victor Amadeus II. wieder begonnen. Die dazwischen liegenden zwei Jahrhunderte wählte Ricotti zu seinem Thema und veröffentlichte in den Jahren 1861 bis 1869 in Florenz die sechsbändige „Storia della Monarchia Piemontesa“ vom Herzog Carl III. an bis zum Regierungsantritt des genannten Königs. Die Aufgabe war weder eine leichte, noch immer eine lohnende. Besagter Zeitraum beginnt mit einer Art Fremdherrschaft, mit der Unterwerfung des größten Theils der Länder der savoyischen Krone unter die Franzosen. Wenn der thatkräftige und siegreiche Herzog Emanuel Philibert durch die Schlacht bei St. Quentin sein väterliches Erbe wieder gewann und im Innern umschuf, während er ihm nach außen eine geachtete und gesicherte Stellung gab, so setzte die lange und unruhige Regierung seines Nachfolgers Carl Emanuel zeitweilig wieder aufs Spiel, was er geschaffen hatte, und lange Regentschaften und Familienzwist ließen die Wiederaufnahme des Werkes des

großen Herzogs nöthig erscheinen. Die Arbeit Ricotti's ist eine durchaus selbständige und beruht auf vieljährigen archivalischen Studien, während die Gewissenhaftigkeit des Autors Lob und Tadel ruhig und sorgsam abwägt. Wenn dieses Werk nicht den Beifall und die große Verbreitung seines früheren gewonnen hat, so liegt dies mehr an dem Gegenstande, dessen Interesse in manchen Theilen ein beschränktes ist, als an der Darstellung, welche durch diesen Umstand ungünstig beeinflusst worden ist. Auch einem lebendigeren Erzähler, als Ricotti war, würde es schwer geworden sein, manchen Partien Leben einzuhauchen und Farbe zu geben. Die Geschichte Piemonts leidet unter der Ungunst, welche alle Geschichten italienischer Staaten vom zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts an betroffen hat, aber wir haben in derselben ein tüchtiges und zuverlässiges Werk gewonnen.

Unterdessen war Ricotti, welcher sonst noch manche kleinere Arbeiten lieferte, in Stellung und Ehren vorangeschritten. Im Parlament vertrat er zuerst seine Vaterstadt Voghera, dann Ventimiglia und wurde später zum Senator ernannt. An dem politischen Leben hatte er sich übrigens in späteren Jahren nicht ernstlich betheiligt. An Auszeichnungen seitens seines Königs fehlte es ihm nicht. Bei dem Tode des Grafen Federigo Sclopis im März 1878 wurde er zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und zum Vorsitzenden der Königlichen Deputation für vaterländische Geschichte ernannt. Seine Vorlesungen

an der Universität stellte er mit dem Jahre 1880 ein, als seine Gesundheit zu ernster Besorgniß Anlaß zu geben begann. Nach längeren Leiden starb er am 24. Februar 1883 im 67. Lebensjahre. Sein Verlust wurde allgemein schmerzlich empfunden, nicht in der engeren Heimat allein, sondern in ganz Italien und überall, wo die historischen Studien Geltung haben. Er war ein durchaus redlicher, aufrichtiger Charakter. Seine ernste Religiosität, die mit seinem historischen Urtheil nicht in Contrast gerieth, bewährte sich im Leben wie im Tode. In seiner Ausdrucksweise war er entschieden und nicht ohne eine gewisse Schärfe, wenn er sich anspruchsvoller Mittelmäßigkeit gegenüber fand, aber ebenso warm oder noch wärmer war er im Anerkennen des Verdienstes. Er hatte im Reden eine Eigenthümlichkeit, die mich wol an den verstorbenen Professor Waagen vom Berliner Museum erinnerte. Dieser sagte zu allen Aussprüchen Ja, und entwickelte dann gelegentlich dieses Ja auf eine Weise, die es zum Nein machte. Ricotti konnte in Lobsprüche eines Mannes einstimmen und dann dessen Fehler oder Mängel auf eine Art charakterisiren, die von dem Lobe wenig oder gar nichts übrig ließ. Es war weder Malice noch Unaufrichtigkeit: beide lagen ihm fern. Seine wahre Ansicht schien ihm selber erst während der Rede klar zu werden.

Carl Hillebrand.

Im October 1862 machte ich zu Turin im Hause des preußischen Gesandten Grafen Brassier de St. Simon die Bekanntschaft Carl Hillebrands. Ich gestehe, daß ich über ihn nichts wußte. Das Detail und Persönliche der Ereignisse der deutschen Sturmjahre war mir, dem von der Heimat Abwesenden, fremd geblieben, Hillebrand aber hatte vor seinem dreißigsten Jahre nichts veröffentlicht, was ihn mir hätte nahebringen können. Die Conversation mit ihm in kleinem Kreise an der Mittagstafel interessirte mich sehr. Ich fand einen lebendig angeregten und kenntnißreichen jungen Mann, der die Kunde französischer Literatur und Lebens mit der Vertrautheit mit der Dante'schen Zeit verband und der mich auf solche Weise zwiefach anregte. Der vielgewanderte und gewandte Hausherr hatte von Jugend an, freilich in sporadischer Beschäftigung, Beziehungen zu deutscher Poesie lebendig gehalten, und wenn die Zeit seiner allbekanntesten hübschen Barcarole „Das

Schiff streicht durch die Wellen“ sehr ferne lag, so fehlte es doch nicht an poetischem Nachklang. Damals gab mir Hillebrand sein kurz zuvor in Paris erschienenenes Buch über Dino Compagni und das Zeitalter der Göttlichen Comödie, mit welchem er sich an der Sorbonne den philosophischen Doctorgrad erworben hatte, in unserer Zeit eine für einen Ausländer seltene Erscheinung. Ich nahm eine angenehme Erinnerung an den Verfasser mit nach Rom, wohin ich mich zum Winteraufenthalt begab.

Unerthhalb Jahre verstrichen, bevor ich wieder etwas von dem deutschen Landsmann vernahm, ausgenommen daß er in Bordeaux seine Studien fortgesetzt und verwerthet hatte. Auf einer Reise durch Provence und Languedoc im Mai 1864 suchte ich ihn in der Stadt der Garonne auf, ohne ihn zu finden. Der bekannte fleißige Historiograph und Forscher in basischer Viterärgegeschichte Francisque Michel, damals Professor in der literarischen Facultät der großen Gascogner Handelsstadt, in welcher er mich gastfreundlich aufnahm, sagte mir, Hillebrand sei im nördlichen Frankreich als Collegialprofessor beschäftigt. Der Zufall wollte, daß ich auf der Weiterreise, die mich durch die für Geschichte und Kunst gleich bedeutungsvolle anmuthige Touraine führte, in Orléans mit ihm zusammentraf. Die napoleonische Regierung hatte die Brauchbarkeit des jungen Ausländers erkannt und ihn, abgesehen von der Stellung als Professor in der Facultät zu Douai, die sie ihm übertrug, zur Inspicirung der Unterrichtsanstalten

gebraucht, welche ihn gerade damals nach der Loire geführt hatte. Wir fuhren zusammen nach Paris, und ich kann nur sagen, daß es eine angenehme und lehrreiche Fahrt war. Hillebrand war in Frankreich völlig heimisch geworden. Er hatte die Universitätsstudien in Deutschland, durch die politischen Ereignisse unterbrochen, wieder aufgenommen und strenge durchgemacht, die akademischen Grade erlangt, das französische Heimatrecht erworben und war durch geistige Gaben und unermüdlchen Fleiß zu der geachteten Stellung gelangt, die er damals bekleidete. Der napoleonische Unterrichtsminister Herr Victor Duruy, auch in Deutschland als Geschichtschreiber Roms vortheilhaft bekannt, hat Hillebrands Brauchbarkeit gewürdigt, als es sich um die Reform der Unterrichtsanstalten handelte, und auf dessen Veranlassung ist im Jahre 1868 die Schrift „De la réforme de l'enseignement supérieur“ erschienen, nachdem der Verfasser bereits zwei Jahre vorher eine namentlich für den eigenen Zuhörerkreis bestimmte Uebersetzung von Otfried Müllers griechischer Literaturgeschichte mit einer umfangreichen „Etude sur Otfried Müller et sur l'école historique de la philologie allemande“ herausgegeben hatte. Wer hätte in dem Professor an einer kaiserlichen Anstalt den jugendlichen deutschen Flüchtling wieder erkannt, der mit Lebensgefahr den Casematten von Rastatt entkommen, in der französischen Hauptstadt Jahre lang als Secretär des schwer kranken Heinrich Heine gelebt und durch mühsame Arbeit das Brot erworben hatte, statt

wie hundert Andere in stets fortgesetztem, fruchtlosem revolutionären Treiben unterzugehn?

Jahre vergingen. Hillebrands Name wurde in Frankreich wie in Deutschland überall bekannt und mit Ehren genannt. Den Rath Heine's französisch zu schreiben, ein Rath welcher sowol Genauigkeit und Schärfe in der Begriffsbestimmung wie Klarheit und Eleganz des Ausdrucks berücksichtigte, hatte er treulich befolgt, und ein guter Theil seiner nachmaligen Erfolge ist diesem Umstande beizumessen gewesen. Er hatte das Glück, denn ein wahres Glück war es für ihn, mit den beiden bedeutendsten literarischen Instituten Frankreichs, mit dem Journal des débats und der Revue des deux mondes in Verbindung zu treten, und die scharfe Kritik, welche die Redactionen von beiden an den Beiträgen ihrer Mitarbeiter üben, ist ihm wesentlich und in hohem Grade zugute gekommen. „Damit ein Gedanke klar und formgerecht erscheine, muß er durch französischen Schmelztiegel durchgehn.“ Ich weiß nicht ob der Ausspruch in seiner umfassenden Deutung wahr ist, bin aber geneigt ihm Begründung zuzugestehn. Hillebrand bemühte sich Jahre lang deutsches Leben und deutsche Literatur den Franzosen nahe zu bringen, und um dies zu können, mußte er die Form seines Vortrages dem verwöhnten französischen Gaumen anpassen. Er hat es nicht in der scurrilen und spottenden Weise Heine's gethan, welche schon durch diesen Charakter des Erfolges bei einem großen Theil des französischen Publicums sicher war. Er

ist in seinem Empfinden und seinem Urtheil deutsch geblieben, aber er hat die französische Form in dem Maße bemeistert, welche seinem Zweck, beachtet und gelesen zu werden, also dem legitimsten Zweck eines Autors, entsprach. Wenn er in der Schilderung literarisch-geselliger Zustände, wie Berlin sie unter König Friedrich Wilhelm III. kannte, sich zu sehr auf die verschönernden Darstellungen Barnhagens und seiner Nachbeter und Genossen verlassen hat, so wird man dies in einem Falle entschuldigen, in welchem er über keine persönlichen Anschauungen verfügte, und man wird höchstens von dem Lobe abstreichen, welches die vergangene Zeit in zu schmeichelhaftem Lichte erscheinen läßt.

Es kam Hillebrand sehr zugute, daß er nicht bloß in literarischen Kreisen der französischen Hauptstadt, sondern in der Gesellschaft überhaupt heimisch wurde. Seine Professur stand ihm dabei nicht im Wege, denn nach einiger Zeit schlug er seinen eigentlichen Wohnsitz in Paris auf und war in Douai nur zum Zweck der akademischen Vorlesungen und sonstigen Obliegenheiten anwesend, welche ihm den größten Theil der Zeit frei ließen. Die politischen Ereignisse des Jahres 1870 brachten ihm einen großen Wechsel. Die gemäßigte Gesinnung, die er in seinen Aufsätzen an den Tag legte, das sichtbare Bestreben der Ausgleichung nationaler Contraste, soweit der nationale Charakter nicht dadurch gefälscht wurde, die vielen und guten Beziehungen über die er verfügte, endlich die zwanzig Jahre des Aufenthalts in Frankreich und der Umstand

seiner Naturalisirung und Anstellung vermochten nichts gegen den Sturm, der plötzlich auch die meisten der sonst Ruhigen und Verständigen ergriff. In Lille als preussischer Spion bedroht, mußte er fliehen, ging erst nach England, dann nach Italien. Schon früher hatte er sich, wie wir sahen, mit italienischer Geschichte und Literatur beschäftigt. So fand er in Florenz, dem alten Sammelplatz so vieler Italiener, denen die eigene engere Heimat nicht Sicherheit noch Freiheit der Bewegung gewährte, gastfreundliche Aufnahme. Längere Zeit hindurch war er Correspondent der Times und lebte, zum Zweck solcher Berichterstattung, auch zeitweilig in Rom, wohin seit 1870 das politische Leben Italiens gravitirte, selbst bevor Hof und Regierung dahin übersiedelten. Aber mit der Zeit streifte er auch diese Fessel ab und blieb in Florenz, durch kein gelehrtes Amt gebunden, frei und unabhängig seinen Studien und literarischen Beschäftigungen lebend. Seine Stellung in der Welt sollte sich im Lauf der Jahre freundlich und fördernd gestalten. Eine alte Neigung zu einer geistig hochstehenden Frau, einer an einen Südfrauzosen verheirateten Engländerin, wurde, nachdem dieselbe Witwe geworden war, durch das Band der Ehe befestigt, und am Lungarno nuovo, in unmittelbarer Nähe des unvergleichlichen Spaziergangs der Cascinen, gründete Hillebrand im Verein mit seiner Schwiegermutter eine Heimat, in welcher Literatur und Musik einander zu schönster Harmonie die Hände reichten. Es war ein glückliches und reiches Leben an dem

vielfesungenen Fluß, mit dem Blick auf die mit Delbäumen bedeckten Hügel, während vom jenseitigen Ufer die sanfte Höhe mit Kirche und Kloster von Mont' Oliveto aus ihrer Cypressengruppe ernst freundlich herüberschaute.

Florenz war der Ort, wie Hillebrand ihn für sein literarisches Schaffen bedurfte. Die Härten und Schroffheiten des Lebens schienen sich unter diesem milden Himmel und inmitten der Erinnerungen und Einflüsse toscanischer Cultur abzuschleifen. Allerdings hatten Aufregung und Kriegszereignisse der ruhelosen Jahre 1848/49 und 1859/60 Manches verstört und verändert, aber Florenz und Toscana waren vom eigentlichen Kriege nicht berührt worden, und wo auch mehr oder minder tief liegende Unterschiede obwalteten, waren sie doch nicht der Art heftige Spaltungen zu erzeugen oder den Meinungen und Gefühlen unverföhnliche Schärfe zu verleihen. Das literarische Leben war hier nie sehr lebendig gewesen, aber in ihm hatten Charaktere mannigfaltigster Färbung sich zusammen gefunden. Nach Jahren des anregenden und ermunternden aber auch ermüdenden pariser Lebens waren Ruhe und Frieden dem Geiste Hillebrands wohlthätig. Wenn er keine geistige Unterhaltung in dem größern geselligen Leben fand, wie die französische Hauptstadt es ihm dargeboten hatte, so konnte er sich den kleinern Kreis bilden oder einen solchen finden der ihm zusagte. Er hat nicht mit dem Mangel

an Bewegung und Beziehungen zu kämpfen gehabt, der Andern, Jahre lang vor ihm, die Thätigkeit erschwerte und der in ihren Zeiten erst überwunden werden mußte. Er hat sich einer nach allen Seiten hin freien Bewegung der Geister zu erfreuen gehabt, zahlreiche Anflänge genommen und Stoffe wie Anschauungen zu eigener Thätigkeit gefunden. Ein neuer literarischer Verein wie Florenz ihn bedurfte, Circolo filologico ist unter seiner Theilnahme entstanden und hat ihm Gelegenheit zu manchen Mittheilungen aber auch zur Bereicherung eigenen Wissens geboten. Was er an der pariser Gesellschaft vorzugsweise hochschätzte und liebte, die Theilnahme gebildeter Frauen, dies kostbare Element französischer Zirkel, hat er allerdings in größerem Maße entbehrt oder nur außerhalb der eigentlichen Gesellschaft gefunden. Aber seine Beziehungen zu den Einheimischen waren vielfach und lohnend, und wenn ich hier nur des einzigen Gino Capponi erwähne, so bezeichne ich damit auch das Werthvollste, was Florenz ihm bieten konnte. Unter den ausgezeichneten Frauen aber, zu denen er im Lauf der Jahre in Beziehungen intimer Gesellschaft getreten ist, nenne ich die Marquise Martellini, vormalige Oberhofmeisterin der verwitweten Großherzogin, und deren Tochter, die Marquise Ida Corsini von Tresana. Beide schon durch Geburt und Familie mit Deutschland und deutscher Bildung verwandt (die Mutter war eine Schwester des österreichischen Generals Grafen Nobili aus lucchesischem Geschlecht), Beide Deutschland aus eigener

Anschauung kennend und mit dessen Geist und Literatur befreundet, Beide mit feinstem Gefühl und innigstem Verständniß für Musik, worin die Gattin Hillebrands excellirte, welchem Beide, kurz nacheinander, im Tode vorausgingen, so daß der Salon verschwand, in welchem man sich, ungeachtet der dem alten Herrscherhause treu bewahrten Gesinnung und Traditionen seiner Bewohnerinnen, gleichsam auf neutralem Boden befand.

Hillebrand stand zu Anfang der Vierzig, als er Florenz zu bleibendem Aufenthalt für die Wintermonate wählte, während er den Sommer an verschiedenen Orten und in verschiedenen Ländern verbrachte, zum Theil in Deutschland, wo Archive und Sammlungen ihm Materialien boten. Er stand somit in der vollen Blüte männlichen Alters. Ueber mittelgroß, blond, mit lebendigem Auge und angenehmen Gesichtszügen, gelenk und ausdauernd in der Bewegung, gefellte er zu geistigen Vorzügen die Kunst und die Fertigkeit des mündlichen Ausdrucks, welche der lange Aufenthalt in der französischen Gesellschaft vervollkommenet hatte. Denn in dieser Gesellschaft ist die Kunst der Rede nicht etwa eine äußere Zugabe, sondern ein Element des Erfolges und der persönlichen Stellung. Seine Courtoisie war eine angeborene und im Umgang geschulte und gemehrte. So gründlich und so fleißig er sich mit den Studien beschäftigt hatte, merkte man ihm doch nichts vom Professor und dem Stubengelehrten an, und seine Conversation war die anregendste und erstreckte sich über

alle Fächer und Lebenslagen. Ohne je von seinen eigenen Arbeiten zu reden, welche doch so viele Fächer und so mannigfache Gegenstände umfaßten, zeigte er sich in allem bewandert und reich an neuen Ideen und Anschauungen. Er verkörperte das Recht der unzüngigen Literatur. Wenn die Journalistik bisweilen etwas zu sehr vorwalten mochte, so geschah es doch nicht weil er derselben eine zu große Bedeutung beimaß. Aber er konnte sich in dieser Beziehung von den Eindrücken französischer Traditionen nicht befreien, und allerdings haben diese Traditionen eine mehr als gewöhnliche Bedeutung. Er pflegte wol die französische Gesellschaft, welcher die *Revue des deux mondes* täglich zur Hand war, mit der deutschen zu vergleichen, der die „Gartenlaube“ Unterhaltungstoff bot. So lange er nicht ein eigenes Heim gegründet hatte, sah man ihn in vielen Kreisen, und er hat sich vielfach thätig, fördernd, hilfreich bewiesen. Auch nachmals blieb er mit Welt und Gesellschaft in steter Beziehung. Seine Verbindungen waren die mannigfaltigsten. Wie mit dem trefflichen deutschen Bildhauer Adolf Hildebrand, von welchem seine Büste gearbeitet worden ist, stand er in häufigem und freundschaftlichem Verkehr mit Theodor Heyse, dem zartfühlenden und sinnreichen Philologen, der seine vorgerückten Jahre in stiller Zurückgezogenheit in Florenz verbrachte, wo Hillebrands Gesellschaft, welche ihm zuletzt unerwartet fehlen sollte, seinen späten Tagen einen milden und tröstenden Abendglanz verlieh.

Die florentiner Jahre sind eine Zeit überraschend großer und vielseitiger literarischer Production gewesen. Während seines Lebens in Frankreich hatte Hillebrand sich von aller Betheiligung an politischen Parteien fern gehalten. Es war nicht bloß Vorsicht was ihn dazu bewog. Seine Natur war nicht zum Handeln gemacht. In früher Jugend hatte er sich durch eine Idee auf die praktische Bahn hinreißen lassen, aber Ruhe und Betrachtung hatten ihm seinen wahren Weg gewiesen. Nicht als ob er die Dinge der Welt kalt und theilnahmlos betrachtet hätte, aber er wollte sie sich nicht durch politische Parteistellung die Hände binden und zu einem beliebigen Programm verpflichten lassen, während er täglich Lüge neben Wahrheit, Schein neben Wirklichkeit erkannte. Als im Jahr 1864 die preußischen Siege die Vereinigung Deutschlands vorher verkündeten, erwachte sein Vaterlandsgefühl, aber nicht in engem Kreise und mit vorgefaßten Meinungen. Er hat dies selber ausgesprochen, als er die Reihe von Aufsätzen, in denen er die Zwecke und Institutionen Preußens durch das Journal des débats den Franzosen zu erklären versuchte, zu einem Buche zusammenstellte (*La Prusse contemporaine et ses institutions*, 1867), gleichsam des Schicksal ahnend, welches ihn in seiner neuen Heimat so bald erreichen sollte. „Man mag sich“, sagte er, „in einem Lande acclimatiren dem man nicht durch Geburt angehört, man mag sich dessen Ideen, Sitten, Interessen, ja dessen Leidenschaften zu eigen machen: es kommen Momente wo alle

geheimen Fibern, die uns mit den Wurzeln des vaterländischen Bodens verbinden, unwillkürlich sich zu regen beginnen.“

So stand er der Welt völlig frei gegenüber. Nach allen Seiten hin reichte seine literarische Thätigkeit. Sie bezog sich auf das Land, in welchem er, ein erfahrungsreicher Mann, eine Stätte gefunden hatte. Sie zog dasjenige in ihren Kreis, in welchem sie groß geworden und Form und Ausdruck erworben hatte. Sie berührte endlich England, dessen Geist und Institutionen mit ihrer historischen Bildung auf ihn eine besondere Anziehung geübt haben. Hillebrand war für diejenige Form literarischer Mittheilung geboren, welche in beschränktem Umfange das einzelne Sujet entwickelt und zur Geltung bringt, und eben in ihrer Beschränkung einen besondern Reiz auf den Leser ausübt. Der Essai ist in England entstanden und hat sich, nach einer langen Lebensdauer etwas hausbackener Produkte wieder belebt, in Frankreich eingebürgert, wo er seine glücklichste Wirksamkeit eröffnet hat. Hillebrand hat sich denjenigen zum Muster genommen, der das größte Talent der Form mit der größten Versatilität, reichsten Inhalt, innere Wahrheit und ästhetische Freiheit zu verbinden gewußt hat, Sainte Beuve. Seine Stellung mit ihren Vorzügen und ihren Wechselln, seine zugleich ernste und wohlthuend lebendige Stimmung, seine mannigfachen Lebensanschauungen befähigten ihn zu dem was er unternahm. Und doch war das erste was er in Florenz schrieb,

abgesehen von journalistischer Thätigkeit, nicht der eigentliche Essai, sondern ein Tribut an das Land, welches er eben verlassen hatte und dem er gerecht werden wollte, gegenüber der Verfeinerung durch falsche Meinungen und banale Ueberhebung, herkömmliche Unkenntniß und sich weise dünkende Oberflächlichkeit. Eine Charakteristik, die sich zu einem Essai im Großen gestaltete und Gutes gewirkt hat. Das Buch „Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts“ zeugt von der genauen Kunde, die der Verfasser von Volk und Land gewonnen, und zieht eine scharfe Scheidelinie zwischen dem öffentlichen Leben der Nation und dem Privatleben, während es die Umstände schildert, welche die politische Haltlosigkeit erzeugt haben, neben welcher die Familie, von den jähen und zahlreichen Wechsellern sozusagen unberührt geblieben, ein Bild bietet, das in weiser Beschränkung und Mäßigung Andern zum Muster dienen kann. Zudem der Verfasser solcherart beinahe unbekannt gebliebene Eigenschaften des Volks- und Familienlebens darstellt, zeigt er zugleich, was und wie viel wir von den Franzosen, abgesehen von den musterhaften Formen der Gesellschaft, lernen können, und wie nicht bloß die großen Geister und glänzenden Schriftsteller den fremden Nationen bekannt zu sein und ihrer Bewunderung würdig sind. Eine so eingehende, maßvolle und gerechte Schilderung und Charakteristik der bleibenden Eigenschaften des französischen Volkes, am Tage nach dem Siege über dasselbe, war

zwiefach erfreulich und für Deutschland und den deutschen Verfasser ehrend, während von Seiten der Ueberwundenen eine Flut bittern Grolls und verletzender Satire sich zu ergießen fortfuhr und die Wogen der banalsten Antipathie sich nur mühsam und keineswegs vollständig beruhigt haben.

Was Hillebrand in den ersten Zeiten nach seiner Uebersiedlung schrieb, insoferne es sich auf Italien bezieht, ist zwiefacher Art. Er hatte sich, wie wir sahen, schon in Frankreich mit der ältern Geschichte von Toscana beschäftigt und widmete dieser ebenso wie den spätern Tagen der lothringischen Dynastie seine Zeit und Aufmerksamkeit, zum Theil aus Anlaß der Bücher, welche der Verfasser gegenwärtiger Schilderung über Lorenzo il Magnifico und Toscana als Großherzogthum bis auf den Tag seiner Einverleibung in den zum Königreich Italien anstrebenden piemontesischen Staat veröffentlicht hat. In Bezug auf Dino Compagni, den er in die leidenschaftliche und gelegentlich würdelos scurrile Tagesliteratur hineingezogen fand, blieb er, ohne an der Polemik theilzunehmen, seiner alten Ansicht treu. Ueberdies betrachtete er gleichfalls im Anschluß an fremde Werke Petrarca und die Borgia, die Anfänge der Renaissance und das Ueberwuchern derselben in ihrer verkehrten Anwendung auf Staat und Sitte zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Zeitgenössisches blieb nicht ausgeschlossen. Manzoni, Gino Capponi, Guerrazzi, Niccolò Tommaseo boten ihm bei ihrem Tode Stoff zu

Besprechung, nur bei dem zweiten auf Grund persönlicher Bekanntschaft. Diese Charakteristiken haben nichts Bedeutendes und sind nur flüchtig hingeworfene Skizzen für die Tagespresse. Inhaltreicher, aber an subjectiven Meinungen und Anschauungen von zweifelhafter Begründung reich, ist die Beurteilung der Dichtungen eines Revolutionärs in der italienischen Poesie, Giosuè Carducci, der allerdings durch Gehalt und Originalität über die Gäng- und Gäbe-Dichtung der neuern italienischen Lyrik weit hervorragt und neue, theilweise bedenkliche, um nicht zu sagen phae-thontische Bahnen einschlägt. Im allgemeinen sind diese, Italien gewidmeten Aufsätze nicht den bedeutendsten Hillebrands beizuzählen und stehen gewissermaßen sporadisch in der Zahl der Essais, welche zeitgenössischen Autoren gewidmet sind.

Auch auf diesem Boden knüpfte Hillebrand an seine französischen Arbeiten an. Im Jahre 1868 hatte er in Paris einen Band „Etudes italiennes“ herausgegeben, welchem andere über deutsche und englische Literatur folgen sollten. Es waren Vorlesungen, die er in Douai gehalten hatte. Sie handelten von der epischen Poesie, mit der Göttlichen Comödie beginnend und die Dichtungen des karolingischen Sagenkreises umfassend, um dann zu der dramatischen Poesie überzugehen, indem sie die Bedingungen einer nationalen Schaubühne betrachteten und bei Lorenzo de'Medici die politische Seite des Mysticismus zu Ende des

Mittelalters erläuterten. Nachdem sie endlich dem politischen das religiöse Element und dessen Vertreter in Fra Girolamo Savonarola gegenübergestellt, gingen sie zu dem Lustspiel der Renaissance des sechzehnten Jahrhunderts über und handelten von dessen beiden vornehmsten Repräsentanten Ariost und Machiavell. Auch in der spätern Zeit kehrte er zu den Studien über das italienische Cinquecento zurück und schrieb über Machiavell und Torquato Tasso, aus Anlaß der neuen Arbeiten Pasquale Villari's und Pier Leopoldo Cecchi's über dieselben. Aber mit Vorliebe behandelte er zeitgenössische Charaktere.

Antonio Panizzi der Bibliothekar und Director des Britischen Museums, in seinem Leben und den Wechselln seines Geschicks eine auffallende Anomalie, nicht sowol durch eigene Werke bekannt als durch Mittheilungen und an ihn gerichtete Briefe auf die große Schaubühne gestellt, und der Neapolitaner Luigi Settembrini, dessen literarische Thätigkeit in zweiter Linie neben dem Geschick des Galeerensträflings steht, welches König Ferdinand von Neapel über ihn, den systematischen Verschwörer verhängte. Neben diesen ein Mann der Mitte, Giuseppe Pasolini von Ravenna, in fortdauernder Arbeit für die Cultur und die moralische Hebung seiner Heimat unermüdlich thätig, auf kurze Zeit ein Minister P. Pius' IX., nachmals in dem vereinten Italien erster Verwalter Venedigs. Alle diese sind nach fremden Büchern geschildert, Panizzi nach seiner Correspondenz, die aber größtentheils nur eine einseitige, nämlich

die Briefe Anderer enthaltende ist, Settembrini nach den Denkwürdigkeiten, die nach seinem Tode von anderer Hand vollendet wurden, Pasolini nach den Notizen und Schriftstücken aller Art, welche sein Sohn gesammelt und gesichtet hat. Die literarische Charakteristik steht hier vor dem Thatsächlichen und Erlebten zurück. Man kann nicht umhin zu bemerken, daß Luft und Umgebung, in der die italienischen Skizzen entstanden sind, auf dieselben gelegentlich einen Einfluß geübt haben, welcher den übrigen Aufsätzen fremd bleibt. Es ist eine Verschwörungs-Atmosphäre, in der man athmet — gegen den Souverän ist die Verschwörung gestattet, auch wenn man im öffentlichen Dienste steht. Ein Mann der Revolution hat dies naïv ausgedrückt, der pisaner Professor Montanelli. Als er, toscanischer Ministerpräsident im Jahr 1848 geworden, im Gouvernementspalast die Stufen hinaanstieg, sagte er pathetisch: „Anche qui conspirerò.“ (Auch hier werde ich conspiriren.)

Anderes ist es mit den Charakterbildern beschaffen, welche Hillebrand den Söhnen Frankreichs gewidmet hat. Hier ist er in seinem wahren Element. Es sind auch zum Theil Sujets der vorigen Jahrhunderte, wie Rabelais und Montesquieu, letzterer einer der anziehendsten Essais, durch örtliche Beziehungen belebt, und der Aufsatz über die Correspondenz der Kaiserin Katharina mit dem Baron Grimm, voll feiner Bemerkungen, vortheilhafter für die Herrscherin als für den meist auf ein viel zu hohes Piedestal gestellten Vermittler der europäischen Mächte und ausländischen

Geistes mit französischer Sitte und Literatur. Zum Theil aber haben wir hier zeitgenössische Porträts vor uns, in denen Hillebrands persönliche Erlebnisse und tief eindringende Anschauungen seinen Griffel geleitet haben. Es ist die bunteste Reihe. Staatsmänner wie Thiers und Guizot, letzterer jedoch nur in seinem Privatleben nach dem Sturze der Julimonarchie, unter den Schriftstellern vorerst Sainte Beuve, Philarète Chasles bei dem die Gründe seines Mißerfolges erläutert werden, Balzac mit seinem glänzenden, lange vergebens den Durchbruch suchenden Talent, Renan als Philosoph, Taine als musivischer und anatomischer Geschichtschreiber der Bildung des aus der Revolution hervorgegangenen Frankreich. Sodann die Nebenbuhlerin George Sands Madame d'Agoult (Daniel Stern), in deren Salon Hillebrand in seiner pariser Zeit gerne gesehen war. Neben diesen die Vermittler und kritizierenden Geburtshelfer französischer periodischer Literatur, wie H. Buloz und das Echo der orleanistischen Gesellschaft A. Doudan, und der Salonmann par excellence, Graf Adolphe de Circourt, der Freund und Correspondent der geistvollen Männer von ganz Europa, der bei Lebzeiten seiner Frau (Mlle. de Clustine) in dem eigenen Salon Nord und Süd vereinigte. Alle diese hat Hillebrand mit Geist und Geschick geschildert, als Porträtmaler die Figuren wahr und anschaulich darstellend, an ihren Werken die feine Kritik übend, welche den Autor zugleich mit dem Buche vor den Leser hinstellt. Man mag mit Einzelem

stimmen oder nicht, man wird diese Porträts stets mit Freude und Genuß lesen und die Anerkennung des Geschmacks und literarischen Urteils wie der Gerechtigkeit und Wahrheit, der Besonnenheit und eigenthümlichen Feinheit des Verfassers mit sich nehmen. Sie geben uns ein viel richtigeres Bild des modernen Frankreich in seinen verschiedenartigen Erscheinungen und hervorragenden Persönlichkeiten als uns irgendwo sonst geboten wird. Hillebrands sicheres historisches Urtheil und Tact sowie seine künstlerische Maßhaltung documentiren sich aber am glänzendsten in einem Essai über einen Stoff, über welchen etwas neues zu sagen schwer erscheint, in der Charakteristik Napoleons mit Beziehung auf die Memoiren der Mme. de Rémusat.

Auch mit England hat Hillebrand sich eingehend beschäftigt, sowol mit der Gegenwart wie mit den Zuständen und Personen des siebzehnten, namentlich aber des achtzehnten Jahrhunderts. Zum Theil mögen es etwas flüchtige Eindrücke sein, wie sie uns in den „Briefen aus England“ von 1873 vorliegen, aber die Verwandtschaft seines Geistes mit dem englischen und der Literatur des Landes ließ ihn bald auch die socialpolitischen Verhältnisse richtig beurteilen. Mit Milton und dem siebzehnten Jahrhundert hatte er sich schon früher beschäftigt, nun trat auch die große Romanliteratur des achtzehnten hinzu und Fielding und Sterne zogen ihn mächtig an. Seine Kritik des Tom

Jones im Zusammenhang mit Don Quijote und Wilhelm Meisters Lehrjahren gehört zu dem Bedeutendsten was er geschrieben hat. Und noch unter seinen nachgelassenen Aufsätzen, die von seiner Witwe herausgegeben wurden, befinden sich bemerkenswerthe Betrachtungen über das religiöse Leben in England und über die Engländer in Beziehung zu den Continentalen. In den Betrachtungen über dieses Land und Volk ist dann aber auch die antikatholische Intoleranz hervorgetreten, welche sich nachmals in Bezug auf das heutige Italien wiederholt hat und sich zu einem wahren Delenda Carthago zuspitzte. Im Interesse der „Freiheit des Geistes“ und des modernen Staates predigte er mit lauter Stimme Kampf, Zwang, Druck gegen die katholische Kirche, erblickte in der Gleichberechtigung der beiden großen Religionsgesellschaften in Deutschland die Wirkung einer „zweihundertjährigen kurzsichtigen und schwachmüthigen Toleranz“ und wünschte uns Katholiken ein paar Jahrhunderte Testacte, warum nicht ein wenig Block und Holzstoß, als Mittel die Luft zu reinigen und den „nationalen Glauben“ zu fördern, während er für Italien zum Besten „aller Freunde des Lichts und der Freiheit“ und „mehr als je“ in die berüchtigte Lösung des Autors der Pucelle einstimmt. Die Milde und Mäßigung seines Charakters und sein langer Aufenthalt in katholischem Lande ließen mir solche Schroffheit unnatürlich erscheinen, und ich habe mich zur Zeit (1878) öffentlich dagegen ausgesprochen, ohne indeß an der Achtung und Zuneigung, die ich für Hillebrand

empfang, irgend etwas zu mindern. „Ihr Urteil“, schrieb er mir damals, beweist um so größere Billigkeit und Höhe des Standpunktes, als Sie ja in Vielem mir und meinen Mitarbeitern nicht beistimmen können. In Vielem? Eigentlich doch nur in Einem — in Einem freilich das Alles begreift. Es wäre thöricht zugleich und vermessen, wollte ich über diese Frage mich mit Ihnen auseinanderzusetzen versuchen. Nur andeuten will ich, daß ich den Katholizismus, mit Recht oder Unrecht bleibt dahingestellt, nur dem Staate und der Wissenschaft gefährlich erachte, dem Gemüthsleben aber und der Kunst weit günstiger und fördernder als z. B. den Protestantismus, der oft das Gemüth verhärtet, die künstlerische Phantasie ersticht. Ich bin überhaupt kein militanter Mensch, habe seit meinem zwanzigsten Jahre consequent allen Versuchungen in die thätige Politik einzugreifen, widerstanden, und werde wol nie in die Lage kommen, die katholische Kirche zu bekämpfen; aber als Historiker muß ich mein Urteil aussprechen, selbst auf die Gefahr hin werthe Freunde und verehrte Gönner, wie Sie mir stets gewesen sind, zu verletzen.“ „Ich hätte so sehr gewünscht“, heißt es in seinem letzten an mich gerichteten aus Baden-Baden im Sommer 1880 datirten Schreiben, „noch Manches mit Ihnen zu durchsprechen, selbst das Delicateste; denn Sie haben jene innere Toleranz, die auch das Zarteste heranzuziehn erlaubt. Ich denke namentlich an meine Stellung zum Katholizismus, die Sie oft verletzt haben muß, während ich mir doch

bewußt bin dem Katholizismus, dem wahren freilich, nicht dem gefälschten einer gewissen Schule, keineswegs feindlich gegenüberzustehn. Vielleicht habe ich die Unterscheidung in meinen Schriften nicht scharf genug gezogen.“

Ich konnte nur antworten, daß es für mich keinen „nationalen Glauben“ gebe, daß ich den Vorwurf der Feindseligkeit des Katholizismus gegen Staat und Wissenschaft nicht anerkenne und daß Intoleranz mir in jedem Falle und auf jedem Gebiete, in der katholischen wie in der protestantischen Kirche, verhaßt sei. Zu jener Zeit kam mir nicht in den Sinn, daß es unsere letzte Begegnung sein würde.

Das Terrain, auf welchem Hillebrand obige Anschauungen zur Sprache brachte, war ein Sammelwerk, das er im Jahre 1873 unternommen hatte, die „Italia“, im Verein mit mehren theils deutschen theils italienischen Mitarbeitern begonnen und vier Jahre lang fortgeführt. Die anfängliche Betrachtung vergangener Zustände wandte sich im Lauf der Zeit mehr und mehr den Tagesfragen und Interessen zu, ob zu dauerndem Vortheil des Unternehmens wage ich nicht zu bestimmen. Viertelhalb Decennien vorher hatte ich selber eine ähnliche periodisch erscheinende Sammlung unter gleichem Titel mit Unterstützung von Freunden begonnen, deren Namen heute guten Klang bewahrt haben. Sie sollte eine Vermittlung zwischen Italien und Deutschland üben, wie es auch bei ihrer Nachfolgerin unter unendlich günstigeren Verhältnissen der Fall war. Zwei

Bände waren damals in Berlin ans Licht getreten: die neue Italia brachte es auf vier und ging dann ein. Der Herausgeber hat keine eigenen größern Beiträge zu dem Unternehmen geliefert sondern sich auf Besprechung von gleichzeitigen und neueren Erscheinungen beschränkt.

Mit Ausnahme seines ersten Buches hatte Hillebrand bisher kein größeres Werk geliefert. Seine mannigfaltigen Essays begannen in mehren Bänden als: „Zeiten, Völker und Menschen“ gesammelt zu erscheinen und machten seinen Namen in ganz Deutschland bekannt, auch nachdem er der politischen Presse Lebewohl gesagt hatte. Aber es war ihm beschieden die Hand an eine umfassende Arbeit zu legen, die ihm in der historischen Literatur einen Ehrenplatz zu verschaffen bestimmt war. Wie kein Anderer war er geeignet die Geschichte des modernen Frankreich zu schreiben, und selten ist die Einladung zu einer solchen Arbeit an einen so durchaus fähigen Mann gekommen. In der durch W. von Giesebrecht fortgesetzten Heeren-Mertschen Sammlung der von Friedrich Berthes geplanten Geschichte der europäischen Staaten war die von Wachsmuth und Schmidt bearbeitete Geschichte Frankreichs bis zur Julirevolution gelangt; seitdem war das Julikönigthum vor der Revolution zerfallen und das neue Kaiserthum, welches der Republik ein blutiges Ende gemacht hatte, war nach einer in solchem Umfange nicht geahnten

Niederlage durch eine zweite Republik, die dritte in achtzig Jahren, abgelöst worden. Ereignisse und Resultate standen klar vor den Augen des Historikers. Seine Aufgabe gliederte sich von selber: Julimonarchie, Republik, zweites Kaiserreich. Hillebrand ging frisch und freudig an die Arbeit, und im Jahre 1877 erschien der erste Theil seiner Geschichte, welche in fünf Büchern diese vierzig Jahre umfassen sollte, während der zweite Theil schon 1879 erschien und 1881 eine Einleitung über die Geschichte der Restauration und den kurzen aber verhängnißvollen Aufstand der drei Tage eine Ergänzung zur Kenntniß der Anfänge brachte. Zum ersten Male versuchte Hillebrand sich an einer größern Aufgabe, und er that es mit einem Geschick und einer vollkommenen Beherrschung des Stoffes, die seinen Beruf zum Historiker und besonders zum zeitgenössischen Historiker vollkommen bewährte. Er hatte sich die Arbeit nicht leicht gemacht und nicht bloß aus gedruckten Büchern und eigener Erfahrung geschöpft, welche aber keine unmittelbare, sondern nur nach vollendeten Thatfachen aus deren Erfolgen und Mißerfolgen gewonnene war. Auf mehren Reisen arbeitete er in den Archiven, hauptsächlich von Berlin und Turin, die ihm bereitwillig geöffnet wurden, und benutzte eine große Zahl archivalischer Materialien, die mittels der Presse zum Vorschein kamen. Allerdings war die so erlangte Kenntniß keine vollständige, aber sie brachte doch zahlreiche Aufschlüsse, welche frühere Bearbeiter entbehren mußten.

Die Ansicht Hillebrands von französischen Dingen ist folgende. Er erkennt die Versöhnungspolitik Ludwigs XVIII. vollkommen an und verschweigt nicht, daß die Restauration von der Zeit an, wo der König die schlimme durch Napoleons Rückkehr von Elba ihm gemachte Lage klug und mäßig aber entschieden überwand, die glücklichste, an glänzenden Geistern reichste Epoche Frankreichs war, und auch Carl X. die redliche Absicht hatte mit der Verfassung zu regieren, bis die feindlichen Parteien, Republikaner, Bonapartisten, neue Liberale durch ihre Coalition es ihm unmöglich machten, er aber auch dann keinen Bruch der Verfassung beabsichtigte, wie denn auch die Tragweite der Ordonnanzen künstlich aufgebauscht worden ist. Der fundamentale Irrthum, den man im Juli 1830 beging, und an welchem Lafayette, Lafayette, Talleyrand, Thiers die Hauptschuld trugen, war der Wechsel der Dynastie, welche Frankreich acht Jahrhunderte hindurch beherrscht hatte, ein Ereigniß, dessen Folgenlast damals Niemand ermaß, welches jedoch die ganze spätere Geschichte des Landes bestimmt hat. Denn nun kam die Macht an das Bürgerthum, und das Bürgerthum machte den Versuch einer Repräsentativregierung, oder einer von der Mehrheit der Kammern abhängigen Verwaltung mit einem nominell unverantwortlichen Königthum, wofür es im Lande keinen Boden und keinen Anhalt in der Vergangenheit gab.

So wahr die Darstellung Hillebrands ist, so schließt sie doch mit einer Dissonanz. Der Sinn der Erhebung

von 1830 soll erst durch die Verschwörer, Republikaner und Orleansisten, gefälscht worden sein, welche sich der Bewegung bemächtigten und unter dem Vorwand das bedrohte Grundgesetz zu schützen, jenes Gesetz und den König selber zu beseitigen unternahmen. Der Wechsel der Dynastie, der so leicht hätte umgangen werden können, wurde von allen unbefangenen Franzosen tief bedauert und als ein großes nationales Unglück angesehen. Dennoch sei die Julirevolution allgemein als eine Befreiung empfunden und mit Begeisterung aufgenommen worden. Nicht zum mindesten außerhalb Frankreichs: Europa habe wieder aufgeathmet wie nach einem Alpdruck bei diesem Morgenruf. Und dann? „Mit dem Schwunge war's fortan aus, aus mit der Poesie der Revolution, die Stunde der Prosa hatte geschlagen. Es begann ein erbitterter Streit um Macht und Gewinn, ein Leben im Augenblick und für den Augenblick, eine Herrschaft der Phrase, wie sie nie zuvor gesehen worden, und die am Ende in bewußte Lüge ausartete.“ Und dies waren die Erfolge der Dreitage Schlacht, die Früchte des Kampfes, der sich nach achtzehn Jahren schlimmer erneuerte und weit verderblicher und ansteckender in ganz Europa äußerte.

Der Stoff ist in zwei so der Zeit wie dem Umfange nach ziemlich gleiche Theile geschieden. Die Sturm- und Drangperiode des Julikönigthums reicht von 1830 bis 1837, die Blütezeit des Parlamentarismus von da bis 1848. Casimir Perier war es der die Monarchie auf ihre

Füße stellte, der Doctrinarismus Guizots und die Starrheit des Königs, der sein eigener Minister war und über eine in ihrer Art „introuvable“ Majorität verfügte, hat sie umgestürzt. Die Charte, welche eine Wahrheit sein sollte, war in den Augen der Opposition wieder zur Lüge geworden, und das Julikönigthum räumte das Feld mit einer Hast und Würdelosigkeit, im Vergleich mit welcher die alte Monarchie glorreich abgezogen war. Die ganze innere Entwicklung Frankreichs während dieser achtzehn Jahre ist im Zusammenhange mit der Ausführlichkeit dargestellt worden, welche der Charakter des Buches gestattet: die Gesellschaft, die literarische Bewegung in ihren verschiedenen Phasen, das Aufkommen und die Erstarkung des neuen Katholizismus, der Saint-Simonismus und der demokratische Socialismus, endlich die Entwicklung der wirthschaftlichen Doctrinen, in ihrem Einfluß auf Finanzen, Justiz, Unterricht und Armee. Die Erzählung ist ruhig aber zugleich spannend, und wenn der Verfasser auf das Ausmalen von Stadt- und Landschaftsbildern, Aufstands- und Schlachtengemälden verzichtet, so folgt man doch seiner Darstellung mit dem regsten Interesse, weil dieselbe uns eine anschaulich geschriebene und mit Meisterkraft beherrschte Entwicklung einer großen und folgenreichen zeitgenössischen Periode darbietet. Das Urtheil ist ein ruhiges und billiges, fern von Parteilucht, wechselseitiges Verschulden darlegend, und zeigend, wie aus der durch die Revolution des Jahres 1830 geschaffenen falschen Grundlage

sich die Dinge nothwendig entwickeln mußten, die in dem leicht übersehbaren Zeitraum der Julimonarchie zum scheinbaren Siege der Gewalt und dann zur allmählichen Zerrüttung des Fundaments eines am Ende nur noch in der Idee schwebenden Thrones führen mußten.

Mit dieser Arbeit hatte Hillebrand das Jahr 1879 erreicht. Er hatte mit Energie und unablässiger Sorgfalt den Stoff gesammelt und geordnet, die Darstellung vollendet. Andere kleinere Arbeiten waren Hand in Hand mit dieser größern gegangen, deren Vollendung, soweit sie vor uns liegt, allein schon ein beträchtliches Maß von Studium und Kräften in Anspruch nehmen mußte. Von der Sammlung „Zeiten, Völker und Menschen“ waren während dessen mehre Bände erschienen. Ueberdies hatte er eine neue Auflage des bekannten Werkes seines Vaters über die neuere deutsche Literatur herausgegeben. Eine solche immerwährende Anspannung der Geisteskräfte konnte nicht ohne nachtheilige Folgen bleiben. Frisches Alter und Körperkraft widerstanden lange. Im Frühling 1880 fand ich ihn in Florenz wohl und lebensvoll, im Gemüthe seiner schwer erkämpften schönen Stellung, in lebendigem Austausch von Gedanken und Meinungen mit Eingeborenen und Fremden. Dem deutschen Kronprinzenpaar war er bei seinem wiederholten Besuche in Toscana ein willkommener Begleiter. Im folgenden Winter fühlte er sich geistig

angegriffen und ermattet, ohne von der Arbeit abzulassen, bis sich, gegen das Nahen des Frühlings zu, plötzlich die Symptome eines Lungenleidens einstellten, welches bald eine bedrohliche Gestalt annahm. Conversation und Beschäftigung über das geringste Maß hinaus wurden ihm untersagt und in der That unmöglich. Als ich im Mai 1881 zurückkehrte, konnte ich ihn nicht mehr sehen. Die Beschwerden seines Zustandes, physische wie moralische, wurden durch die liebevolle Pflege seiner Gattin gemildert. Alles Mögliche wurde versucht, Ort- und Klimawechsel mancher Art, von Badenweiler bis Arcachon in der Gironde; manches schien das Leiden aufzuhalten, gehoben ward es durch nichts. Zu Zeiten konnte er sich mit kleineren Arbeiten beschäftigen, welche zeigten, wie wenig sein Geist die Spannkraft eingebüßt hatte, wengleich die productive Kraft behindert war. Die Gesetze der Wandlungen im Zusammenhang zwischen Literatur, Gesellschaft und Zeitströmungen sind nie lebendiger vor seinen Augen gestanden. Der Herbst 1884 war herangekommen, als er von der Schweiz aus wie gewöhnlich nach seiner geliebten florentinischen Heimat, denn Heimat war sie ihm geworden, zurückzukehren wünschte. Am 15. Oktober langte er am Lungarno an, drei Tage darauf entschlief er ohne Kampf. Er hatte ein Alter von fünfundsünfzig Jahren erreicht.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.









